Wie Fritz Mediziner ward.

Gedenkblätter

für die

Besucher und Freunde des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums
und der militärärztlichen Bildungsanstalten

von

Dr. Karl Vormeng.

Berlin.
Verlag von Borstell & Reimarus.
1895.

Inhalts-Verzeichniß.

1. Buch: Die erste Kinderzeit.

2. Buch: Die Schulzeit.

3. Buch: Die Studienzeit.

I. Buch.

Die erste Kinderzeit.

Die ersten Eindrücke der Kindheit.

Die ersten Erinnerungen aus meiner Kindheit sind mit dem schmerzlichsten und folgenschwersten Ereignisse meines Lebens verknüpft.

Ich jagte mit einigen Kindern der Nachbarschaft lachend und schreiend auf unserem Gehöfte umher, als mein Vater aus dem Hause trat, mich heranrief und sagte: „Fritz laufe schnell zum Kreisphysikus, er soll sogleich kommen, die Mutter ist plötzlich sehr krank geworden.“ Eiligst sprang ich davon.

Der alte Kreisphysikus war der einzige Arzt des kleinen hinterpommerschen Städtchens und uns Kindern wohl bekannt. Betrachtete ich ihn doch immer mit scheuer Ehrfurcht, wenn er Mittags langsam vom Markte her die Straße heraufkam. Wie er eigentlich aussah, weiß ich nicht genau. Aber daß er sehr alt war, eine Hornbrille trug,

sehr langsam und bedächtig einher schritt und häufig stehen blieb, wenn ihn Jemand begrüßte oder ihm die Tabackdose anbot, das weiß ich. Auch daß er einen hohen Hut auf dem Kopfe hatte und in der Rechten einen Stock mit großem goldenen Knopfe hielt, ist mir lebhaft im Gedächtnisse geblieben. Der hohe Hut und der Stock beschäftigten meine kindliche Einbildungskraft in ganz besonderem Maße, denn ich fand beide außerordentlich schön. Warum trägst Du nicht auch solchen Hut und solchen Stock? fragte ich einst den Vater. Das dürfen nur die Doktoren tun, erwiderte er lächelnd. So will ich auch Doktor werden, rief ich eifrig. Der alte Physikus wohnte am Markte und ich traf ihn zu Hause. Er saß im Lehnstuhle und blies aus langer Pfeife mächtige Rauchwolken in die Luft, dabei in einem großen Buche lesend. Aber Staunen ergriff mich, als ich eine ganze Wand des Zimmers fast bis an die Decke hinauf mit Büchern besetzt fand. Das hatte ich noch nicht gesehen. Bei uns zu Hause gab es sehr wenig Bücher, die Bibel, das Gesangbuch und einige alte Kalender, das war alles, was ich kannte. So vertiefte ich mich denn dermaßen in den neuen, ungewohnten Anblick, daß ich meinen Auftrag ganz vergaß. Bis der Alte plötzlich auffsah und fragte: „Was bringst Du, kleiner Mann?" Da erst entledigte ich mich desselben.

So, so, die Mutter krank, sagte er bedächtig; na, warte ein Bischen, ich komme mit.

Er dampfte weiter, bis die Pfeife ler war, dann stellte er sie auf ein Gestell, zog den Schlafrock aus und holte aus einem hohen Schranke einen schwarzen Rock, den er gemächlich abbürstete, ehe er ihn anzog; dann nahm er sein Sammetkäppchen ab und setzte auf den kahlen Kopf eine stattliche schwarze Perrücke. Mir wurde indeß bei allen diesen Zurüstungen die Zeit lang und endlich sagte ich: Aber Vater hat gesagt, Sie möchten gleich kommen.

Ja, ja antwortete er ruhig, das kenne ich, so heißt es immer.

In diesem Augenblicke entdeckte ich in einer Ecke des Zimmers den Doktorstock. Unwillkürlich trat ich näher, um dies Ziel meiner Sehnsucht recht genau zu betrachten und war damit so beschäftigt, daß ich nichts weiter hörte und sah. Bis der Alte herantrat, den Stock in die Hand nahm und schmunzelnd fragte: Der Stock gefällt Dir wohl? Ja, antwortete ich, und ich will auch Doktor werden und solchen Stock haben. Nun, nun, sagte er lachend, damit hat's noch gute Wege, nahm mich bei der Hand, und wir verließen das Zimmer.

Zu Hause begann für uns Kinder eine traurige Zeit. Mutter ist sehr krank, hieß es; Ihr müßt ganz still sein. Wir bekamen sie gar nicht zu sehen, den Vater nur bei Tische. Er war schweigsam und aß so gut wie nichts. Der Physikus kam mehrmals am Tage zu uns und eines Abends, als er mit dem Vater aus dem Zimmer der Mutter trat,

schüttelte er traurig den Kopf, sprach leise und eindringlich. Ich verstand nichts, aber ich sah Tränen in den Augen des Vaters und das erschreckte mich. Denn noch nie hatte ich ihn so gesehen. Kaum war der Physikus fort, so nahm der Vater uns bei der Hand und führte uns in das Zimmer der Mutter. Noch heute sehe ich das traurige Bild, das sich meinen Blicken darbot, deutlich vor mir. Nichts hat in der langen Reihe der Jahre vermocht, diesen ersten Eindruck der Kindheit abzuschwächen. Ja, es kommt mir so vor, als wären manche Einzelheiten erst nachträglich klar und entschieden hervorgetreten. Was das scharfe Auge des Kindes damals sinnlich erschaute, hat der später erwachende Verstand erklärt und dem Gedächtnisse einverleibt.

Hinter einem einfachen Bettschirme, lag bleich und regungslos, mit geschlossenen Augen, die Mutter. Auf der Stirne waren noch die Spuren der Blutegel zu sehen, die man soeben gesetzt hatte. Hin und wieder rieselte ein Tropfen Blutes über die Wangen. Auf einem Tischchen neben dem Bette standen Gläser, Flaschen, lagen Schwämme und Tücher. Kein Laut war vernehmbar, denn selbst die Wanduhr hatte der Vater aus dem Zimmer entfernt. Zitternd standen wir neben dem Bette, mit gefalteten Händen, wie uns geheißen war und schauten auf das eingefallene schmale Gesicht der Kranken. War das die gute fröhliche Mutter, die so gern mit uns gelacht und gescherzt

hatte? Da schlug sie plötzlich die Augen auf, sah uns Beide lange an, die Lippen bewegten sich, als wolle sie sprechen, aber kein Wort war vernehmbar. Langsam und wie mit großer Anstrengung legte sie ihre Hand auf mein Haupt, dann auf das meiner Schwester. Dann sank sie seufzend zurück und schloß die Augen. Wir mußten das Zimmer verlassen.

Erst nach 3 Tagen sahen wir die Mutter wieder. Sie lag im Sarge, festlich angetan, in den gefalteten Händen hielt sie eine Rose. Friedlich und schön sah sie aus, als schliefe sie nur.

Die gute Mutter ist todt, sagte der Vater. Ihr seht sie zum letzten Male. Bald werden die schwarzen Männer kommen und sie nach dem Kirchhofe tragen. Gebt ihr zum Abschiede noch einen Kuß.

Mein kleines Schwesterchen tat es sofort, ich aber sträubte mich. Kein Bitten, kein Schelten half. Schreiend lief ich davon. Ich fürchtete mich.

Später erschienen Verwandte und Freunde mit Blumen und Kränzen. Sie schauten alle die Mutter an und meinten, „sie habe sich nicht verändert.“ Dann kamen die Träger, schlossen den Sarg und trugen ihn hinaus nach dem schattigen Friedhofe mit der kleinen altergrauen Bergkirche.

Als man den Sarg hinabsenkte, fing mein Schwesterchen bitterlich an zu weinen, während ich stumm, halb neugierig, den Vorgängen folgte.

Das Weinen der Schwester ging mir sehr zu Herzen und in der Absicht sie zu trösten soll ich, wie man mir später erzählte, gesagt haben: „Minchen, weine doch nicht, Großmutter wird uns schon Brot schneiden". Wie kalt und lieblos kommen mir heute diese Worte vor. Aber das kleine Kind weiß nichts von Liebe. Es begreift nur das seinem Gesichtskreise zunächst Liegende. Essen, Trinken, Spielen. Wird ihm das sicher gestellt, ist es zufrieden. Für den Verlust der Mutter fehlte mir das Verständniß, aber das Weinen der Schwester quälte mich.

Jungenstreiche.

Die gute Großmutter tat wahrlich mehr als Brot schneiden. Sie wurde nach dem Tode der Mutter der gute Engel des ganzen Hauses.

Den Grundzug ihres Wesens bildete ein unerschütterliches Gottvertrauen. Wenn der Vater, gebeugt von Kummer und Sorgen, in Klagen über sein Mißgeschick ausbrach, dann sagte sie begütigend: „Verzage nicht, lieber Sohn, was Gott dem Menschen auferlegt, dient zu seinem Besten. Ich habe nie gesehen, daß sie lachte, aber eine heitere Zufriedenheit lag immer auf ihrem Gesichte. Nie kamen harte, rauhe Worte über ihre Lippen.

Dennoch hatte der wilde unbändige Knabe einen gewaltigen Respect vor ihr. Das laute Schelten des Vaters wirkte weit weniger, als ein ernster, strafender Blick der Großmutter. Von früh bis spät schaltete und waltete sie in der Wirtschaft, in Küche und Keller, den Leuten befehlend, unter Umständen selbst zugreifend, lobend und mahnend. Sie war immer sehr einfach, aber sehr sauber gekleidet. Die Haube und der breite Kragen prangten in schneeigem Weiß.

Die Sorge um uns Kinder lag ganz auf ihr. Sie selbst wusch uns und kleidete uns an. Dann mußten wir die Hände falten und ein kleines Verslein sprechen, worauf die Morgensuppe verzehrt wurde. Nach dem Frühstücke durfte ich in's Freie, während Minchen sittsam bei der Großmutter verblieb.

Wir Buben des Städtchens hatten unseren Sammelplatz vor dem alten Ordenschlosse, das am Eingange des Ortes auf einer Anhöhe gelegen, stattlich in's Land lugte, trotz seines halb verfallenen Mauerwerkes. Noch starrten die mächtigen Ringmauern trotzig in die Höhe, und drei riesige Rundtürme, an den Ecken vorspringend, zeigten trotz der Sprünge und Risse, trotz des Moses und der grünen Sträucher auf den zerbröckelten Zinnen, eine Dicke und Festigkeit, die unverwüstlich schienen. Wall und Graben fehlten nicht, und ehedem hatte eine Zugbrücke von der

Straße her die Verbindung mit dem Querflügel des Schlosses hergestellt. Jetzt führte ein Steindamm, mit prächtigen Langpappeln besetzt, zum spitzbogigen Eingange. Auf den Wällen grünten hundertjährige Eichen, Kastanien, Tannen, und streckten ihre knorrigen Aeste schützend über das Mauerwerk. Im alten Schloßgarten aber baute man Kohl und Bohnen an.

So stattlich sich das Schloß nach außen hin dem Wanderer zeigte, im Innern war von der alten Ordensherrlichkeit so gut wie nichts übrig geblieben. Die stolzen Säle und Hallen einer früheren Zeit hatten in den Seitenflügeln kahlen weiten Magazinräumen Platz gemacht. Nur das Hauptgebäude war notdürftig umgebaut und bot dem Rentmeister Wohnung nebst Diensträumen. Da der Sohn des Rentmeisters mit zu unserer Schar gehörte, so konnten wir uns nach Herzenslust in dem alten Gemäuer und seiner Umgebung herumtummeln. Auf dem Innenhofe, an einem alten steinernen Brunnen, versammelten wir uns, dann ging es auf wackligen Holztreppen zu den lerstehenden Magazinräumen, mit undichten Bretterfußböden, was uns durchaus nicht hinderte, in wilder Jagd umherzustürmen. Unser Lieblingsplatz aber war der eine Eckturm, zu dem man bequem hineinsteigen konnte und dessen Boden Trümmer und Geröll aller Art bedeckten. Hier ward mit hölzernen Schwertern und Spießen mancher Strauß ausgefochten,

aber auch mancher leichtsinnige Streich ausgeheckt. Zwei davon, bei denen ich besonders beteiligt war, sind mir lebendig in der Erinnerung geblieben.

Zu meinen Leidenschaften gehörte das Klettern und dazu gab es auf dem Schlosse reichlich Gelegenheit. Man konnte über alte Mauersteine, Felsstücke und Schutt fortklimmend, ohne allzugroße Kühnheit zur Mauerkrönung gelangen und dort, in achtbarer Höhe, auf einem nicht allzu breiten Gange, ausschauen auf Stadt und Land. Verschiedene Baumriesen streckten ihre Zweige über die Mauerzinnen. Einst als ich auch wieder mit einigen Gespielen hier herumturnte, meinte einer, es müsse sich prächtig auf einem der Baumäste reiten, so hoch über dem Erdboden; leider sei es zu schwer, dorthin zu gelangen. Das war Wasser auf meine Mühle. Ohne viel Besinnen schwang ich mich auf den nächsten Ast und schaute unter dem Jubel meiner Gefährten stolz umher. Schließlich wollte ich natürlich zurück und bemerkte mit Schrecken, daß das nicht ging. Ich konnte zu der etwas höheren Zinne nicht hinauf von meinem luftigen Sitze und sah jetzt erst, daß an ein Hinunterkommen am Baume selbst erst recht nicht zu denken war, denn glatt und kahl blieb der Stamm bis zu beträchtlicher Höhe. Meine Gefährten ergriffen das Hasenpanier, und ich begann aus Leibeskräften zu schreien. Dadurch wurden endlich einige Leute, die in den Gärten, welche rings den Schloßgraben um-

gaben, emsig arbeiteten, aufmersam gemacht, eilten herbei und brachten mich nicht ohne Mühe wohlbehalten hinunter.

Weniger gut lief eine andere Geschichte ab. Einst machten wir uns nämlich daran, den Schutt und die Steine von dem Grunde unseres Lieblingsturmes wegzuräumen, um womöglich irgend ein finsteres Burgverließ zu entdecken, in dem die Gefangenen der Ordensritter geschmachtet hätten. Und siehe da, nach längerer Arbeit zeigte sich unseren erstaunten Blicken eine Oeffnung, welche in die Tiefe zu führen schien. Wir verdoppelten unsere Anstrengungen und fanden endlich mehrere aus Feldsteinen hergestellte Stufen. Einige von uns kletterten hinab. Aber da uns unten rabenschwarze Nacht umfing, gaben wir den Versuch, weiter zu kommen auf. Nicht für immer, denn zu sehr reizte das Dunkel unsere Neugierde. Wir beratschlagten, was zu tun sei und kamen überein, daß ein Kaufmannssohn, der zu unserer Schar gehörte, am anderen Tage ein Licht mitbringen solle. So ausgerüstet, wollten wir das fragliche Verließ näher untersuchen.

Gesagt, getan. Anderen Tages wurde mit vieler Mühe das Licht in Brand gesetzt, und drei Mann hoch begannen wir unsere Entdeckungsreise. Die Anderen zogen vor, oben unserer zu harren. Wir befanden uns in einem Gange, der ausgemauert war. Die Steine sahen schmierig und

glasig aus, Wasser tropfte hier und da hinunter, der Fußboden war feucht und uneben. Das Licht erhellte nur auf wenige Schritte den Raum und begann, je weiter wir kamen, desto stärker zu flackern. Uns wurde recht unheimlich zu Mute, dennoch schritten wir vorwärts, den Hohn der Gefährten fürchtend, wenn wir zu schnell zurückkämen. Immer kleiner und düsterer schien die Flamme des Lichtes zu werden, und ein unbehagliches Gefühl im Kopfe ergriff mich. Ich wollte Kehrt machen. Da raschelte etwas vor uns; starr vor Schrecken ließ ich das Licht fallen, das auf dem feuchten Boden sofort verlöschte. Zähneklappernd und wimmernd drängten wir uns an einander, keines Entschlusses fähig.

Denn um uns herrschte tiefe Finsterniß, kein Lichtstreifen war zu entdecken. Dabei wurde mir der Kopf schwerer und schwerer, die Sinne schwanden.

Wer weiß was aus uns geworden wäre, wenn nicht unsere draußen harrenden Genossen, durch das lange Ausbleiben beunruhigt, zum Rentmeister gelaufen wären und den Streich verraten hätten. Eiligst machte man sich auf, drang mit Laternen bewaffnet in dem Gange vor und fand uns bewußtlos an der Erde liegend. Die schlechte dumpfige Luft und der Schreck hatten wahrscheinlich zusammen gewirkt und uns die Sinne benommen. Ich war mehrere Tage ernstlich krank. Den ent-

deckten unterirdischen Zugang ließ der Rentmeister zu unserer größten Betrübniß vermauern.

Was die Großmutter erzählte.

Unvergeßlich sind mir die langen häuslichen Winterabende geblieben. War das Abendessen vorüber, dann setzte sich der Vater in einen großen alten Lehnstuhl, zündete die lange Pfeife an und rauchte. Die Großmutter aber saß auf dem Sofa und strickte eifrig. Nie habe ich gesehen, daß sie die Hände still hielt. Als ich einst fragte: Großmutter warum strickst Du denn immerzu, wir haben ja so viel Strümpfe. Da antwortete sie: Strümpfe hat man nie genug. Aber die Großmutter konnte auch wunderschön erzählen beim Stricken, und wenn ich recht bat dann sagte sie: Nun gut Kinder, ich will Euch erzählen von einer schweren traurigen Zeit des Krieges, die wir durchgemacht haben, und wenn Ihr auch noch nicht alles versteht, so werdet Ihr doch begreifen, daß der Krieg ein schreckliches Ding ist und besonders dann, wenn der Feind im Lande haust.

Der Großvater und ich, wir waren noch sehr jung und wohnten damals in dem Hause, das gerade dem alten Schlosse gegenüber liegt, da hieß es plötzlich unser König habe den Krieg erklärt.

Niemand zweifelte daran, daß wir siegen würden. Daß der Feind in unser Land kommen könne, das hat wohl keiner für möglich gehalten. Und dennoch geschah es. Eines Tages hieß es: der König hat eine Schlacht verloren, die Franzosen sind im Anmarsche. Nicht lange dauerte es, da kamen sie in Scharen zu uns. Die Pferde nahmen sie uns fort, das Vieh schlachteten sie, Heu und Stroh gehörten ihnen. Zu Dutzenden lagen sie auf unserem Gehöfte und wir mußten sie verpflegen bis wir selbst nichts mehr hatten und hungerten. Ja Kinder, Ihr wißt nicht was es heißt „hungern" und möge der Himmel Euch davor bewahren, daß Ihr es je erfahrt, wir haben es gewußt. Aber nicht dabei blieb es. Leib und Leben waren fortwährend in Gefahr. Den Großvater wollten sie erschießen, weil er sich widersetzte, als die letzte Kuh fortgeführt werden sollte. Mich schlugen sie, als ich erklärte, ich hätte kein Fleisch ihnen vorzusetzen.

Uns gegenüber im Schlosse, beim Rentmeister lag ein General in Quartier. Bei dem ging es hoch her. Allabendlich ward da getafelt und gezecht und die Stadt mußte das Geld dazu schaffen.

Endlich hieß es der Friede ist geschlossen. Aber der Feind blieb noch lange im Lande und nahm uns unser letztes Stückchen Brod. Dann erfuhren wir erst, wie schmählich unser Herr König behandelt sei und die arme Königin Luise, die wir

alle so lieb hatten. Und als die Nachricht kam, daß die gute Königin aus Gram und Herzeleid gestorben sei, da haben wir geweint und den Kaiser Napoleon verwünscht, der an allem Schuld war. Der alten Großmutter aber traten, als sie das erzählte, die Tränen in die Augen. Dann, fuhr sie nach einer Pause fort, hatten wir ein Par Jahre Ruhe und gingen fleißig an die Arbeit, um die schweren Verluste der Kriegszeit gut zu machen. Kaum aber fühlten wir uns etwas leichter, da hallte der Schreckensruf durch's Land: Es giebt neuen Krieg. Bald darauf begannen die Durchzüge zahlloser Soldaten. Tag aus Tag ein kamen sie, belegten Haus, Hof, Scheunen, Stallungen mit Mannschaften und Pferden und verlangten gute Verpflegung. Den ganzen Tag mußte ich kochen, backen und braten, um sie zufrieden zu stellen. Die Schlimmsten unter ihnen waren aber nicht die Franzosen, sondern die Baiern, unsere Landsleute. Die schimpften und fluchten, daß sich Gott erbarm, nannten uns Ketzer, die gefährlicher seien als die Heiden, raubten und stahlen, was sie erhaschen konnten. Wer sich ihrem Treiben widersetzte, wurde mit fortgeführt. Alle zogen sie nach dem Osten, in das große Nachbarreich Rußland. Alle waren siegesgewiß, hofften auf großen Ruhm und große Beute. Aber", fuhr die Großmutter fort, „ich hatte mir's längst gedacht, daß der liebe Gott so großen Uebermut strafen werde. Es kam

der Winter härter und schärfer als gewöhnlich und während im Sommer und Herbste nur immer von Siegen erzählt wurde, die der Kaiser Napoleon erfochten habe, so hieß es jetzt plötzlich, es ginge ihm schlecht, ihm und seinem Heere. Zuerst wußten wir nichts Genaues, aber gegen Weihnachten hin erfuhren wir, daß das große gewaltige Heer von Hunger, Frost und Kälte fast ganz aufgerieben worden sei. Und bald darauf kamen Einzelne und dann ganze Scharen durch unseren Ort. Aber wie sahen die armen Menschen aus. Zerlumpt und verhungert, mit Frostbeulen bedeckt, krank und elend schleppten sie sich weiter. Viele starben am Wege oder in den Quartieren. So viel Uebeles wir auch zuvor von ihnen erduldet, wir nahmen sie voll Mitleid auf und pflegten sie nach Kräften, wenn sie an unsere Tür pochten. Unter ihnen befand sich auch einst ein junger französischer Hauptmann. Er schien dem Tode verfallen und lag lange am Nervenfieber darnieder. Endlich erholte er sich und seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Da er sehr schön zeichnete und malte, so benutzte er die Zeit seiner Genesung fleißig hierzu. Von ihm rührt das Bild des Großvaters und mein eigenes her, die dort an der Wand hängen. Als er von uns schied, sagte er: Jetzt gehe ich nach Frankreich, um meinen Abschied zu nehmen. Im Sommer aber kehre ich zu Ihnen zurück und bringe meine Frau mit, denn sie soll Diejenigen kennen lernen, denen ich mein

Leben verdanke. Dann kam ein Brief aus Paris, in dem er uns mitteilte, daß er im Angesichte des bevorstehenden Krieges das Heer nicht verlassen dürfe, daß er aber sein Versprechen erfüllen werde, sobald der Krieg beendet sei. Wir haben nichts wieder von ihm gehört. Er wird gewiß in einer der vielen Schlachten des folgenden Krieges gefallen sein.

Die Großmutter hielt inne und sah nach der Uhr.

Ach Großmutter, rief ich, es ist ja noch nicht Zeit zum Schlafengehen, erzähle doch die Geschichte vom Marschall und dem Ringe.

Meinetwegen, sagte sie, aber dann ist es genug, und Ihr müßt in's Bett.

Es war kurze Zeit zuvor, ehe der französische Hauptmann bei uns eintraf, als eines Abends spät, heftig an das Tor gepocht wurde. Draußen herrschte eine fürchterliche Kälte, ein scharfer Wind wehte aus Nordost, und der festgefrorene Schnee lag fußtief auf Wegen und Feldern. Wird wohl wieder ein unglücklicher Soldat sein, sagte der Großvater und ging hinaus. Bald aber kam er mit 2 stattlichen Offizieren zurück, die in mächtige Pelze gehüllt waren. Ein Schlitten fuhr in den Hof und der Kutscher spannte aus.

Ehe es Tag wird, müssen wir weiter, sagte der Jüngere der Beiden. Gebt uns etwas zu essen und macht ein tüchtiges Feuer im Ofen, denn wir sind auf der Fahrt gehörig durchgefroren. Inzwischen hatten sie die Pelze abgelegt, und ich

sah, daß der Eine eine prächtige Uniform trug, so daß man ihn mindestens für einen General halten mußte. Er zog seine schweren Reiterstiefel aus, rückte den alten Lehnstuhl dicht an das prasselnde Feuer und machte sich's bequem, während der Jüngere aus einem Mantelsacke Karten und Schriftstücke nahm, sie auf dem Tische ausbreitete und dann Briefe schrieb. Von Zeit zu Zeit richtete er an den General Fragen oder reichte ihm eines der Schreiben. Worauf kurze, befehlende Antworten erfolgten. Dann aßen und tranken sie, was ich in der Eile herbeigeschafft hatte. Nach dem Essen sagte der General: Gebt uns 2 frische Lichte und dann geht zu Bette. Ich bedeutete ihm, daß im Nebenzimmer für ihn und seinen Adjutanten zwei Betten bereit seien. Danke, sagte er, wir brauchen sie nicht. Ich bleibe im Lehnstuhle und mein Kamerad legt sich dort auf's Sopha, wenn wir unsere Arbeiten erledigt haben. Sorgt nur dafür, rief er dem Großvater noch nach, daß der Kutscher pünktlich um 5 Uhr bereit ist. Wir müssen morgen zu guter Stunde in Stolp sein.

Am andern Tage waren sie schon um 4 Uhr auf den Beinen und drängten mit der Abfahrt. Der Kutscher aber, ein junger Bursche aus Lauenburg, schien über den frühen Aufbruch sehr wenig erbaut zu sein und es dauerte geraume Zeit, ehe Schlitten und Pferde fertig gestellt waren. Der General wurde ungeduldig und sagte zum Groß-

vater: Eure Leute hier in Pommern sind erschrecklich langsam und dickfällig. Aber ehrlich und zuverlässig, Herr General, antwortete der Großvater, und das ist auch etwas wert.

Endlich fuhren sie ab. Aber noch keine 20 Minuten mochten sie fort sein, als ich beim Aufräumen ihres Zimmers ein Felleisen entdeckte, das sie in der Eile des Aufbruches vergessen hatten. Es war sehr schwer und enthielt augenscheinlich viel Geld und Papiere.

Sogleich ließ Großvater seine besten Pferde anspannen und eilte ihnen nach. Er traf sie erst nach einigen Stunden, in einem Kruge, wo sie kurze Rast machten, um die Pferde zu füttern.

Herr General, sagte Großvater, hier bringe ich Ihnen etwas, das sie bei mir liegen ließen und das gewiß nicht wertlos ist. Der General blickte überrascht seinen Gefährten an.

So hatten wir das Felleisen vergessen? Schöne Geschichten das. Er ging auf Großvater zu, drückte ihm die Hand und sagte: Ihr Pommern seid brave, ehrliche Leute. Sie haben mir persönlich einen großen Dienst geleistet, und der Marschall Ney pflegt gute Dienste nicht zu vergessen. Jetzt freilich kann ich Ihnen wenig nützen, denn ich muß nach Paris zu meinem Kaiser. Aber in wenigen Monden werden wir wiederkommen, gewaltiger als früher, um die Russen zu züchtigen. Hier, fuhr er fort, nehmt diesen einfachen Ring zur Er-

innerung, aber auch als Pfand, daß ich mein Wort einlösen werde.

Herr Marschall, erwiderte der Großvater, den Ring nehme ich als Erinnerung gern an, aber weiteren Dank begehre ich nicht, denn ich habe nur getan, was jeder ehrliche Mann tun mußte und daß Sie es nur wissen, Ihr Wiederkommen wünschen wir gar nicht; wir haben das Kriegselend satt, das sagt Eurem Kaiser.

Wie! fuhr der Marschall überrascht auf, „was sprecht Ihr da. Wißt Ihr nicht, daß Euer König mit unserm Kaiser verbündet ist!

Weil er muß, Herr Marschall; aber will's Gott, wird es bald anders.

Hoffentlich denken nicht viele im Lande so wie Ihr, sagte ernst der Marschall, es wäre ein Unglück für Euch Alle.

So und nicht anders denken alle guten Pommern.

Nehmt Euch in Acht, hütet Euch vor Unbesonnenheiten, sagte drohend der Marschall, wir kommen wieder und wehe dem, der uns entgegentritt. Mein Versprechen Euch gegenüber aber werde ich halten, und so gehabt Euch wohl! Der Marschall bestieg schnell mit seinem Gefährten den Schlitten und in sausender Fahrt ging es von dannen.

So erzählte die Großmutter; ich saß zu ihren Füßen und kein Wort entging mir. Ich verstand

zwar nicht Alles, was sie sagte, aber ich wagte nicht zu fragen, denn das liebte sie nicht.

Als ich dann in den Jahren 1870/71 den großen Krieg gegen Frankreich mitmachte, da habe ich oft dieser Erzählungen mit Rührung gedacht und mich an dem Gedanken erhoben, daß unser Vaterland vor einer erneuten Ueberschwemmung und Verwüstung durch den Feind, bewahrt wurde.

Die Jungfermühle.

Etwa ¹/₄ Meile von dem Städtchen lag am Fuße eines stattlichen, steil abfallenden Hügelrückens, die Jungfermühle. Sie war eingezwängt in eine Talmulde, die vorn begrenzt wurde durch den eben erwähnten Hügel, an dessen zum Teil abgesprengte untere Felsenwand, die Ställe und Wirtschaftsgebäude sich lehnten; linkerseits durch die auf hohem Damme vorbeiführende stolper Chaussee; rechterseits durch ein Flüßchen, das von dem bergigen Vorlande herabkommend, unmittelbar vor der Mühle zu einem freundlichem See, dem Jungfernsee, sich erweiterte. Ihn umgaben ziemlich steil aufsteigende, bewaldete Hügel.

Den Ställen und Wirtschaftsräumen mit der Vorderseite gerade gegenüber, lag in einer Bodensenkung das stattliche Hauptgebäude. Zwischen

diesen Baulichkeiten befand sich der nicht eben breite Hof, rechts bis an den See reichend, links die Einfahrt von der Chaussee her bietend. Die rechte Seite des Hauptgebäudes, welche mit dem Giebel unmittelbar an den Fluß reichte, enthielt die Mahlräume, also die eigentliche Mühle, während die linke Seite zum Wohnhause diente. Hinter der Mühle befand sich ein Streifen ebenen Landes, der den großen Obst- und Gemüsegarten und einige Wiesen enthielt. Dieser ebene Streifen zog sich längs des Flüßchens hin. Denn der See, vor der Mühle durch gewaltige Dämme und Schleusen eingeengt, bot am Mühlenwehre dem Wasser nur einen schmalen Durchgang. Von da stürzte es brausend und gurgelnd auf die Räder hinunter in eine Tiefe von 20 Fuß, um nun in der Ebene als munteres Flüßchen durch grünen Wiesengrund dem Städtchen zuzueilen.

Der Wanderer, der von der stolper Chaussee herkommend, auf einer der Anhöhen Umschau hielt, um zu sehen, ob das Städtchen noch fern sei, machte gern eine kurze Rast, um das landschaftliche Bild zu genießen, das sich seinen Blicken darbot. Dicht unter sich sah er am klaren See die freundlichen Mühlengebäude, die mit ihren rothen Dächern aus prächtigem Grün hervorleuchteten; unmittelbar an der Mühle hohe düstere Tannen; auf den Bergabhängen das fröhliche Grün des Laubholzes, und dicht am Rande des Sees eine Einfassung hell-

grüner Weidenbüsche, welche überraschend vom Dunkel der Tannen abstachen; dann hinter der Mühle, im Tale das Flüßchen von hochstämmigen Erlen umsäumt, wie ein Silberband zwischen den Wiesen aufblitzend; in der Ferne das Städtchen selbst an Hügeln sich hinziehend, von Baumgruppen halb versteckt; am Eingange die ehrwürdige kleine Bergkirche und weiter zurück die ganze Gegend beherrschend, das alte Schloß.

Die Mühle aber schaute wirklich aus wie eine Jungfer im Grünen, so schmuck und so frisch. Erst vor wenigen Jahren war sie neu aufgebaut, nachdem eine schwere Feuersbrunst sie bis auf den Grund zerstört hatte. Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner des Städtchens große Stücke auf die Mühle hielten und sie dem Fremden, der in diesen, damals noch fernab vom Eisenbahnverkehre liegenden Winkel, verschlagen wurde, nebst der Bergkirche und dem Schlosse, als Sehenswürdigkeit zeigten.

In dieses schöne Besitztum, das der Vater erworben hatte, hielten wir nun unsern Einzug, und da Kinder das Neue lieben, so war mir die Veränderung recht angenehm. Zwar störte mich anfangs die Einsamkeit. Ich vermißte meine täglichen Gespielen, mit denen ich mich in der Stadt hatte herumtummeln können. Hier hinaus kamen sie nicht, oder doch nur hin und wieder in Be-

gleitung ihrer Eltern auf kurze Zeit, da konnten wir keine rechten Streiche unternehmen.

Schnell gewöhnte ich mich. Während ich es früher nicht laut und lärmend genug haben konnte, Greifen-, Kampf- und Jagdspielen den ganzen Tag nicht aufhörten, liebte ich es, hier am kleinen Flüßchen unter den Erlen, im Grase zu liegen, um beim Mühlengeklapper zu träumen. Rings summten die Käfer und Bienen und die Schmetterlinge flatterten. Schwesterchen aber pflückte Blumen und flocht Kränze. So vergingen ganze Stunden, ohne daß wir ein Wort sprachen. Ich träumte von verzauberten Prinzessinnen, Rittern und Knappen, versunkenen Burgen und unermeßlichen Schätzen. Denn von all' diesen Herrlichkeiten wußte unser Werkmeister, der alte Samel zu erzählen. Daß auf dem Burgberge vor uralten Zeiten eine Burg gestanden habe, in der ein König Hof gehalten; daß von dieser Burg ein unterirdischer Gang bis zum Stadtschlosse geführt habe, und daß tief im Berge eine Prinzessin verzaubert wohne.

Diesen wundersamen Berg suchten wir Kinder natürlich besonders gern auf. Er lag, wie die meisten zur Mühle gehörigen Landstücke, jenseits der stolper Chaussee. Das ganze Gelände war hier bergig und für den Landwirt schwer zu bearbeiten. Dennoch hatten Pflug und Egge, wo es nur irgend an den Abdachungen anging, den Boden nutzbar gemacht. Aber es blieben noch genug unwirtsame Schluchten

und Abhänge, wo wir unsere Kletterkünste übten und Bromberen pflückten, die an einzelnen Stellen in Massen gediehen. Der Burg- oder Schloßberg zeichnete sich unter den umgebenden Hügeln durch seine schöne, runde Form und durch seine Höhe aus. Der untere Teil bestand aus Wiesengrün, der steile obere war ringsum mit Haselgebüsch, Kreuzdorn und Bromatersträuchern dicht bewachsen. Den Gipfel des Berges nahm eine glatte ebene Fläche ein, die zur Sommerzeit mit dem herrlichsten Roggen bestanden war. Hier hatte die alte Burg gelegen. Geringe Ueberreste erinnerten daran. Altes Gemäuer und Geröll, mit Epheu und Mos bewachsen. Hierher richteten wir mit Vorliebe unsere Wanderungen. Wenn wir uns durch das dichte Gebüsch einen Weg gebahnt, mit den Dornen der Bromberen manche unliebsame Bekanntschaft gemacht und endlich die Hochfläche erreicht hatten, dann legte ich mich am Rande des Kornfeldes auf den Rasen und hing meinen Träumen nach, während Minchen Blumen pflückte.

Eines Tages machte ich mir zwischen dem Geröll zu schaffen und entdeckte eine Oeffnung im Boden. Als ich einen Stein hineinwarf, fiel er tief, ehe ich ihn unten aufschlagen hörte. Diese Wahrnehmung machte mir große Freude, ich rief Minchen herbei und wiederholte den Versuch ungezählte Male. „Siehst Du,“ sagte ich, „der Berg

ist hohl, und da unten wohnt die verzauberte Prinzessin."

Während ich mich über die Oeffnung beugte, schoß aus dem Mose eine kleine Schlange hervor und hatte mich blitzschnell, ehe ich es recht gewahr wurde, in den Arm gebissen. Ich war wie betäubt, Minchen aber, die Blut aus der Wunde träufeln sah, fing an zu weinen. Jetzt erst bekam ich die Sprache wieder und sagte: Es tut ja gar nicht weh. Aber sie weinte nur heftiger und rief: Großmutter hat gesagt, wen eine Schlange beißt, der muß sterben. Nun wurde auch ich ängstlich, zumal ich ein Brennen in der Wunde spürte. Jammernd liefen wir hinab und kamen endlich halbtodt vor Aufregung und Angst auf dem Gehöfte an.

Vor der Mühle lud gerade ein kassubischer Bauer Korn ab, der alte Samel stand daneben und sprach mit ihm. Hastig kam er auf uns zu und fragte: Kinder, was giebt's denn? Ich zeigte die Wunde und erzählte, was vorgefallen sei. Auf dem Schloßberge giebt es viele Schlangen, sagte er, geht nicht wieder hin. Du aber, Fritzchen, sei nur still, es ist nicht so schlimm. Ich muß ja sterben, wie die Mama, heulte ich. Nein, nein, meinte er besänftigend, beugte sich nieder und sog mit den Lippen das Blut aus. So, jetzt geht nur hinein zur Großmutter, ich komme sogleich nach.

Die Großmutter holte Essig und wusch damit

die Wunde aus. Da kam aber auch schon Samelchen, nahm sein Käppchen vom Haupte, machte allerhand Zeichen, sprach mir unverständliche Worte und legte dann auf die brennende Wunde einige Blätter, die sogleich Kühlung und Linderung schafften. Ich wurde zu Bette gebracht, schlief fest ein und nach wenigen Tagen war alles gut. Den alten Samel aber schloß ich seitdem sehr in mein Herz. Er hatte mich ja gesund gemacht und verhindert, daß die schwarzen Männer kamen, mich in den Sarg legten und für immer zum Kirchhofe wegtrugen. So glaubte ich wenigstens, und die Großmutter auch. Der Vater aber wollte davon nichts wissen. Er meinte, die Schlange sei gar nicht giftig gewesen, und die ganze Geschichte der Rede nicht wert.

Der alte Samel.

Unser Mühlenmeister, der alte Samel, wie er von Jung und Alt genannt wurde, war von hoher Gestalt, ging aber immer etwas gebeugt, so daß man im Zweifel blieb, ob Alter und Angewöhnung, oder eine wirkliche Verkrümmung der Wirbelsäule an der Haltung Schuld seien. Das bartlose, pergamentartige, von zahllosen Runzeln und Falten bedeckte Gesicht, mit der gebogenen Nase, dem

zahnlosen Munde und dem spitzen Kinne hätte zurückschrecken können, wenn nicht zwei überaus gutmütig drein schauende Augen und zwei freundliche Falten um den Mund, Vertrauen erweckt hätten. Die spärlichen weißen Hare wurden stetig von einem Sammetkäppchen bedeckt. Seine Rede war abgerissen und undeutlich, durch häufiges Räuspern unterbrochen. Er war dünn wie eine Hopfenstange und hatte sich eine Behendigkeit bewahrt, die Verwunderung erregte und besonders den Gesellen und Gehilfen oft unbequem wurde. Wenn sie ihn weitab wähnten, sein Mittagschläfchen haltend, stand er plötzlich mitten unter ihnen, und wehe dem Lässigen.

Den alten Samel kannte jedes Kind im Städtchen. Ueber sein Alter, seinen eigentlichen Namen, seine Herkunft wußte dagegen niemand genaues zu sagen. Die alten Leute versicherten, so wie jetzt habe er schon in ihrer Jugend ausgesehen, auch damals schon der alte Samel geheißen, und auf der Jungfermühle sei er auch schon gewesen. Man munkelte aber, daß er aus Polen stamme, ein vermögender Mann gewesen sei, der in Saus und Braus einige Jahre gelebt und alles durchgebracht habe. Andere meinten, eines Zweikampfes wegen habe er seine Heimat verlassen und seinen Namen verändert. Wie dem auch sei, Vater Samel sprach nie über sein Alter und seine Herkunft und wich jeder Frage danach aus. Vor vielen Jahren war

er ein gern gesehener Gast am Stammtische des nemitz'schen Hotels gewesen, auch gern auf die Jagd gegangen, jetzt aber verließ er die Mühle und deren nächste Umgebung nie mehr. Dagegen machte er täglich seinen Rundgang durch das Gehöft, prüfte das Wehr und die Schleusen, und ging in den Garten, um nach den Bienen zu sehen. Denn die Bienenzucht liebte er, verstand es vortrefflich, mit den Tieren umzugehen und einen schwärmenden Stock seßhaft zu machen. Mit der Mühle war er untrennbar verwachsen. Sie hatte mehrfach ihre Besitzer gewechselt. Er war geblieben. Als kostbarstes Stück des Besitzstandes ward er übernommen, gehegt und gepflegt. Denn die Ehre der Mühle betrachtete er als seine Ehre. Seine Zuverlässigkeit, Treue und Uneigennützigkeit kannte und schätzte jedermann. Sowohl bei meinem Vater als auch bei den Bauern, die von Natur mißtrauisch, ihr Korn zum Mahlen brachten, genoß Samelchen unbedingtes Vertrauen. Die Metze vom Scheffel nahm er stets selbst ab, oder war zugegen, wenn es geschah, und den Schlüssel zum Metzkasten gab er nie aus den Händen. Im Reiche der Mühle herrschte er unumschränkt.

Ich gewann den Alten bald lieb und auch er hatte uns Kinder augenscheinlich sehr gern. Ich wich oft stundenlang nicht von seiner Seite. Er weihte mich in alle Mühlengeheimnisse ein, zeigte

mir die mächtigen Wasserräder in der Bewegung und im Stillstande; die riesigen Mühlsteine, wenn sie stumpf geworden, von den Gesellen mit spitzen Hämmern wieder geschärft wurden; die Einrichtung der Mahlgänge. Er ließ mich sehen, wie allmälig durch viele Vorgänge aus dem harten Korne das feine, weiße Mehl zu Stande kam. Er erklärte mir die Schleusenanlagen und die Triebkraft des Wassers und sagte oft: Diese Schleusen sind für die Ewigkeit gebaut, und was unsern Wasserstand betrifft, der geht nie aus. Wenn alle Mühlen zehn Meilen weit in der Runde feiern müssen, die Jungfermühle kann immer arbeiten.

Was mich aber an dem Alten ganz besonders fesselte, das waren die herrlichen Geschichten, die er mir in unerschöpflicher Fülle erzählte. Hatte ich schon an den Erzählungen der Großmutter mich nicht satt hören können, trotzdem dieselben doch eigentlich immer denselben Stoff, die Zeit der großen Kriege betrafen, so ging mir jetzt eine neue Welt auf, denn der alte Samel wußte von Rittern in prächtiger Rüstung, von verzauberten Tieren und Menschen, von Schlössern und Gärten wundersame Dinge zu berichten.

Sein liebstes Plauderstündchen war merkwürdigerweise nach dem Mittagessen. Mein Vater hielt dann ein Schläfchen, die Großmutter schaffte im Garten oder in der Speisenkammer, während Minchen ihr Gesellschaft leistete. Dann ging der alte

Samel auf sein Stübchen, das unmittelbar am Mühlenraume im 1. Stocke lag und ich folgte ihm. Er setzte sich auf ein altes verblichenes Sopha, ich neben ihn, und dann hieß es: „Ach, Samelchen, eine Geschichte." Er räusperte sich, nahm eine tüchtige Prise und begann langsam und stockend, allmälig immer freier und klarer sprechend. Von den vielen Geschichten, Märchen und Sagen, die er mir nach und nach mitteilte, will ich eine hier kurz wiedergeben, weil sie mir besonders treu im Gedächtnisse geblieben ist und weil sie die Jungfermühle mit ihrer Umgebung zum Schauplatze hat.

Das Märchen von der Jungfermühle.

Vor vielen, vielen Jahren wanderte einst ein junger Mühlknappe auf der Landstraße, die von Stolp nach B. führt, rüstig dahin. Damals gab es noch keine Kunstwege im Lande, auf denen man wie auf ebner Diele, einherschreiten konnte. Der Weg führte bald durch tiefen Sand, bald über Berg und Tal, und da die Sonne heiß herniederbrannte, so machte der Knappe Mittags in einem Kruge Halt, um den kühleren Abend abzuwarten und dann die letzte Strecke zum Städtchen neu gekräftigt zurückzulegen. Man sagte ihm, der Marsch bis dahin betrage nur wenige Stunden, so daß er zu guter Zeit im Quartier zu sein hoffte. Abends schnürte er sein Bündel, zahlte die Zeche und wollte aufbrechen, als der Wirt geheimnißvoll

lächelnd sagte: Habt Ihr's gar so eilig, junger Mann? Wenn ich Euch raten darf, bleibt hier bis morgen früh. Wir haben Johannisnacht, und da ist's am Schlosse und See, wo Ihr vorbeimüßt, nicht geheuer. Allerhand Teufelspuk treibt da sein Wesen und schon mancher Wanderer ist zu Schaden gekommen. Hoho, Herr Wirt, antwortete der Knappe, ich fürchte mich nicht, denn ich habe gute Fäuste und im Übrigen bin ich ein Sonntagskind, dem, wie Ihr wissen werdet, alle guten Geister in Not und Fährlichkeiten beistehen. Ganz wie's dem Herrn beliebt, sagte achselzuckend der Wirt.

Wohlgemut wanderte der Knappe von dannen, hinein in die schöne klare Juninacht, und weithin schallte das Lied, das er mit heller Stimme hinaussang:

Lieb Mütterlein so treu und gut,
Sie wollt' mich lassen nicht.
Du bist noch ein so junges Blut,
Sie mahnend zu mir spricht.
Am heim'schen Herde ist es schön,
Was willst Du in die Fremde geh'n?

Lieb' Mütterlein, o laßt mich fort,
Mich macht die Sehnsucht krank.
Der Mühlbach rauscht von Ort zu Ort,
Zum Mere ist sein Drang.
Ist's auch am heim'schen Herde schön,
Will wandern, will die Fremde seh'n.

Hält Dich die Mutter nicht zu Haus,
So denke Deiner Maid,

Sie weint sich schier die Augen aus,
Sie tut sich an ein Leid.
Am heim'schen Herde ist es schön,
Was willst Du u. s. w.

Wenn über's Jahr die Rosen blüh'n,
Kehr' ich zurück nach Haus,
Dann reich' ich ihr der Myrte Grün
Und roter Rosen Strauß.
Und ist die Maid auch wunderschön,
Muß wandern u. s. w.

So wand're ich bergauf, bergab,
Frisch in die Welt hinein,
Und fänd' ich in der Fremd' mein Grab,
Schreibt auf den Leichenstein:
Er ist daheim, fand gute Ruh',
Deckt ihn auch fremde Erde zu.

Aber der Weg schien kein Ende nehmen zu wollen. Das Ränzel drückte unerträglich. Immer langsamer wurden die Schritte und noch war vom Städtchen nichts zu sehen. Dabei hatte es ihn schon mehrmals bedünkt, als wandere jemand vor ihm her. Schaute er genau hin, huschte es fort wie ein Schatten. Aber jetzt, da er um eine Waldecke bog, sah er, dicht vor sich an einen Baum gelehnt, ein altes Männlein mit langem grauen Barte stehen. Nein, diesmal täuschte er sich nicht. Eben wollte er fragen, wie weit es noch bis zum Städtchen sei, da war es verschwunden. Was doch die Einbildung tut, sagte er ärgerlich. Der

Wirt mit seinen albernen Reden hat mich angesteckt.

So war er bis zum See gekommen, als er erschöpft Halt machte, sein Ränzel abwarf und sich am Ufer niedersetzte. Da stand plötzlich das Männlein mit dem langen Barte wieder vor ihm und redete ihn folgendermaßen an: Ei, Freundchen, bis zur Stadt ist noch ein guter Marsch, und schwerlich werdet Ihr, spät zur Nachtzeit, ein Unterkommen finden. Wollt Ihr mir aber folgen, so will ich Euch hier Quartier schaffen. Gut, antwortete der Knappe, ich folge Euch. Ihm fielen zwar die Worte des Wirtes ein, aber unwillig sagt er zu sich selbst: Pfui, Hans, fürchtest Du Dich? Sie kamen in eine tiefe Schlucht mit mächtigen düsteren Tannen, die in dem fahlen Mondlichte aussahen wie aufmarschirte Riesen. Der Weg verengte sich zusehends und plötzlich standen sie vor einer hohen steinernen Wand. Der Alte zog aus seinem Wamse einen Hammer und tat drei Schläge. Da dröhnte und krachte es wie grollender Donner, die Felsenwand sprang auf und sie befanden sich in einer matt erleuchteten Säulenhalle. Viele Diener in kostbaren Anzügen standen umher, alle ernst und schweigsam. Einer von ihnen, mit schneweißem Barte und Hare, einen Heroldstab in der Hand, winkte. Dem folge, sagte das Männlein zum Knappen, und tue alles, was Dir geheißen wird. Die Beiden stiegen eine prächtige

Marmortreppe hinauf, dann ging es durch mehrere große Zimmer, und endlich befanden sie sich in einem säulengeschmückten Festsale. Unzählige Kerzen brannten, viele Ritter und Damen standen zu den Seiten eines goldenen Thronsessels, auf dem ein König saß, angetan mit dem Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, sein schneweißer Bart wallte bis zu den Knieen herab.

Als der Knappe eintrat, ging ein Flüstern durch die Reihen der Versammelten, der König aber stieg vom Throne herab, kam freudig auf ihn zu und sagte: Sei begrüßt, Sonntagkind, heiß ersehnter Erlöser. Du wirst müde sein von der langen Reise. Stärke Dich erst mit Speise und Trank und dann begieb Dich zu meiner Tochter. Von ihr wirst Du erfahren, was Dir zu wissen frommt.

Der alte Diener führte den Knappen in den Speisesal. Da standen die herrlichsten Speisen und Getränke bereit und Hans ließ sich's wohlschmecken. Der duftige goldene Wein, den er trank, goß Feuer in sein Blut, ein Gefühl der Kraft und des Wohlbehagens überkam ihn, das er noch nie gekannt. Endlich erhob er sich. Da winkte auch schon der alte Diener. Ueber eine blumengeschmückte Terrasse traten sie in den Schloßpark. Herrliche Rasenplätze und Springbrunnen, uralte Linden und Eichen, Bete mit den seltensten Blumen und Sträuchern geschmückt, zwischen dunkelen Cypressen prächtige Marmorbilder, erschaute der Knappe.

Doch blieb ihm keine Zeit, all' diese Herrlichkeiten näher zu betrachten, denn schon befand er sich am Eingange einer stattlichen Grotte, die durch eine von der Decke herabhängende Ampel magisch beleuchtet wurde. Die seltensten Steine funkelten da in allen Farben an den Wänden des Gewölbes. Prächtige Palmen und Blumen schmückten den Raum. In der Mitte desselben aber saß, das Haupt auf einen Marmortisch gestützt, eine schöne, edle Jungfrau, zu ihren Füßen ein junges Mädchen, die Harfe in der Hand, auf der sie schwermütige Weisen erklingen ließ.

Als die Prinzessin den Knappen erblickte, winkte sie der Harfenspielerin, inne zu halten. Kommst Du endlich? sagte sie, sich erhebend, nahm den Knappen bei der Hand und führte ihn zu einem Sessel: Setze Dich, Sonntagkind, fuhr sie fort, denn viel habe ich Dir zu erzählen.

Wisse: Ein böser Zauber hält dies Schloß und alle seine Insassen gebannt. Du kannst ihn lösen. Doch ehe ich Dir sage, auf welche Weise, vernimm zuvor unsere Leidensgeschichte.

Mein Vater war König der Kassuben, reich an Land und Leuten, weit und breit geehrt. Viele Schlösser standen ihm in seinem Reiche zur Verfügung, er aber hauste am Liebsten hier oben auf der Königsburg. Denn in den Waldungen ringsumher gab es gute Jagd, die mein Vater eifrig übte. Ein Oheim von mir, ein ehrsüchtiger, ge-

walttätiger Mann, neidete dem Könige sein Glück und strebte danach, ihn vom Throne zu stoßen. Da das mit Gewalt nicht ging, versuchte er es mit List. Auf seinen Kriegszügen hatte er im fernen Morgenlande einen mächtigen Fürsten und Zauberer sich verpflichtet, den rief er herbei und versprach ihm die Hälfte des Raubes, so er den König tödte oder verzaubere und ihm zur Herrschaft helfe. Beide kamen sie an unsern Hof, schmeichlerisch und heuchlerisch, die Gelegenheit zur Ausführung ihrer Ränke erspähend. Als sie aber einige Zeit im Schlosse zugebracht hatten, entbrannte der Zauberer in Liebe zu mir und nun reute ihn sein Plan. Er bat um meine Hand und versprach dem Könige reichen Machtzuwachs. Dieser wäre auch geneigt gewesen, dem Zauberer zu willfahren, wenn ich meine Zustimmung gegeben hätte. Aber mir war er bis in den Tod verhaßt und ich erklärte rundheraus, niemals würde ich sein Weib werden. Er bat zuerst und flehte. Dann aber ging er zu Drohungen über und einst, da ich ihn hart abgewiesen hatte, entfuhr ihm das Geständniß der schändlichen Pläne, die der Oheim vorhatte. Zornig erklärte er: in meiner Hand liege des Vaters Geschick. Drei Tage Bedenkzeit gebe er mir. Beharre ich auf meinem Eigensinne, so werde er des Oheims Wünsche erfüllen. Dann verließ er mich. Ich lachte der Drohungen, da ich seine Macht nicht kannte und erzählte alles dem Vater.

Der ließ den Oheim sofort in das Gefängniß werfen, den Zauberer verwies er des Landes.

Aber nach drei Tagen erschien dieser wieder vor mir, und als ich bei meiner Weigerung beharrte, tat er einen fürchterlichen Schwur, zog einen Stab hervor und beschrieb damit sonderbare Figuren in der Luft. Alsbald verfinsterte sich die Sonne, Dünste und Nebel stiegen auf, unter Donner und Blitz versanken Burg und Garten, mit allem, was darinnen war, in die Tiefe. Noch mehrmals suchte mich der Schreckliche heim und versprach alles gut zu machen, so ich ihm zu Willen wäre. Lieber aber hätte ich den Tod erlitten. Da versetzte er uns in dauernden Schlaf. Nur einmal im Jahre, in der Johanninacht, erwachen wir und harren des Befreiers, der uns vom Banne löse. Dem aber, der das Werk vollbringt, will ich mich zu eigen geben und mein Vater wird ihn reich und geehrt machen vor allen Leuten. Nun frage ich Dich, Sonntagkind, willst Du die Tat vollbringen?

Der Knappe hatte mit Verwunderung die Erzählung der Prinzessin angehört. Er war von ihrer Anmut und Schönheit so hingerissen, daß der Gedanke, sie als Braut heimzuführen, ihn förmlich berauschte und nichts schien ihm zu schwer, um solchen Schatz zu erringen.

Sagt mir nur, holdselige Prinzessin, was ich zu tun habe, und es wird geschehen, antwortete

er und schaute mit innigen Blicken die schöne Maid an.

Sei, so sprach sie feierlich, am nächsten Sonntage, Nachts um 12 Uhr, am Tore der Bergkirche. Dort erwarte ich Dich. Dreimal mußt Du mich auf Deinen Armen um die Kirche herum tragen, dann bis zum See hinab. Was aber auch um Dich her geschehen möge, Du darfst kein Wort sprechen. Vollführst Du dies, so ist der Zauber gebrochen. Sprichst Du aber zuvor ein einziges Wort, dann bin ich für ewig verloren, doch Du leidest keinen Schaden.

Getraust Du Dich, Sonntagkind, diese Aufgabe zu übernehmen? Ja, antwortete der Knappe, das getraue ich mich, und ich hoffe, sie getreulich zu lösen.

So gehe jetzt zur Ruhe, sagte die Prinzessin, denn schon naht die Morgenstunde. Freundlich grüßte sie und war plötzlich in einer Nische verschwunden, ehe der Knappe noch etwas erwidern konnte. Der alte Diener, der vor der Grotte seiner harrte, führte ihn in ein prächtiges Schlafgemach des Schlosses, und überwältigt von den Anstrengungen und Ereignissen des Tages, sank er bald in tiefen Schlummer.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er erwachte. Aber was war denn das? Er rieb sich die Augen. Gestern Abend hatte er sich doch in einem reichen Prunkbette niedergelegt und jetzt

lag er im Grase am Ufer des Sees, unter dem Kopfe das harte Ränzel. Wie man nur so lebhaft träumen kann, sagte er und sprang vom Boden auf. Hätte ich doch darauf geschworen, daß ich im Schlosse gewesen bin und der Prinzessin versprochen habe, sie zu erlösen. Indem er das Ränzel aufnahm, sah er daneben einen prachtvollen Strauß von Vergißmeinnichtblumen liegen, mit einer blauen Schleife umwunden, und darauf standen die Worte: Sei getreu.

So war's doch Wirklichkeit, rief er freudig, hob den Strauß auf und drückte ihn an das Herz. Ja, getreu will ich sein, holdselige Maid, und Dich erringen, koste es auch mein Leben. Fröhlich zog er dem Städtchen zu und fand beim Stadtmüller Unterkunft und Arbeit.

Als aber der nächste Sonntag herankam, da faßte ihn eine fieberhafte Unruhe und der Tag schien kein Ende nehmen zu wollen. Lange vor der festgesetzten Zeit stand er harrend am Kirchtore. Kaum hatten die Stadtuhren die zwölfte Stunde verkündet, da tauchte zwischen den Grabsteinen eine weiße Gestalt auf und nahte sich dem Knappen ernst und schweigsam, einen Finger an die Lippen gelegt. Er umfing sie und trug sie leicht drei Mal um die Kirche. Dann ging er zwischen den Grabhügeln hinab dem Ausgange zu. Doch das Tor, das bei seinem Eintritte weit offen gestanden, war verschlossen, auch meinte er im

nahen Gebüsche ein Kichern zu hören. Schon hatte er eine zornige Verwünschung auf der Zunge, da sah er, wie die Maid den Finger an die Lippen legte, und bezwang sich. Jetzt öffnete sich auch das Tor von selbst. Nun schritt er rüstig weiter.

Aber während er bisher kaum etwas von seiner Bürde empfunden hatte, schien sie jetzt bei jedem Schritte zuzunehmen. Er vermeinte eine Zentnerlast zu tragen. Plötzlich fühlte er gar noch ein Reißen und Ziehen an seinem Rocke. Hatte er einen Schritt vorwärts getan, so schienen ihn unsichtbare Hände wieder zurückzuzerren. Denn schaute er sich um, so war nichts zu entdecken, nur ein leises Kichern, wie an der Kirchhoftüre glaubte er zu hören. Er sah nicht, wie die Maid ihn flehend anschaute und den Finger auf die Lippen legte. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, die Brust schnürte sich zusammen, vor den Augen flimmerte es ihm, er meinte zu vergehen und rief in seiner Herzensangst: Ich kann nicht weiter.

Da stieß die Maid einen gellenden Schrei aus und stürzte sich mit den Worten: verloren bin ich, für immer verloren, in den See. Jetzt erst sah er, wie nah das Ziel gewesen, denn der See lag dicht vor ihm. In heller Verzweiflung lief er nach der Stelle, wo die Maid im Wasser verschwunden war. Aber nichts war zu sehen, ruhig und still lag der Wasserspiegel da.

Besinnungslos fand man ihn am Seeufer liegen, er verfiel in eine lange, schwere Krankheit. Als er genesen war, zog es ihn unaufhaltsam nach dem See. Er erbaute eine Mühle an der Unglückstelle und ließ sich dauernd hier nieder. Alles, was er unternahm, gelang, er ward ein wohlhabender Mann, glücklich ward er nicht. Am Seeufer blühen zahlreiche Vergißmeinnicht, und in der Johanninacht sollen aus der Tiefe des See's dumpfe Klagelaute heraufdringen. Die Mühle aber heißt bis auf diesen Tag die Jungfermühle.

Vettern und Basen.

Mein Lehrer, ein junger Kandidat, den der Vater in das Haus genommen hatte, damit er uns im Lesen, Schreiben, Rechnen, Erdkunde und Singen vorwärts bringe, hatte seine liebe Not mit mir. Ich wollte schöne Geschichten von ihm hören, wie von Samelchen, und er wußte mir nichts zu erzählen.

Das aber entfremdete ihn mir und ich hatte wenig Freude an seinem Unterrichte. Er behauptete, ich sei unaufmerksam und träumte in den Lehrstunden. Wahr ist es, mir fielen oft die Ritter mit glänzender Rüstung ein, die mit großen Schwertern auf einander losschlugen, daß die Funken sprühten, wie Samelchen erzählte; auch gedachte ich zur Unzeit des Mühlknappen, der nicht schweigen

konnte. Ich würde es schon anders gemacht und die Prinzessin erlöst haben. Auch wollte ich in die weite Welt wandern und Abenteuer aufsuchen. Fritz, Du paßt schon wieder nicht auf, hieß es da plötzlich, und Minchen wurde mir als Muster vorgehalten. Die mache viel bessere Fortschritte als ich und wisse viel mehr als ich. Aber er kenne schon den Grund meiner Unaufmerksamkeit, die törichten Geschichten, die der Samel auftische, hätten mir den Kopf verdreht und er werde sich hüten, meine Neigung zu solchen Albernheiten, noch zu begünstigen.

Nutzen brachten mir diese Mahnungen nicht, ich war froh, wenn die Stunden ein Ende hatten und entzog mich meinem Peiniger so viel wie möglich, um den alten Samel aufzusuchen. Besonders lieb wurde mir der Sonntag, denn da gab es keine Lehrstunden. Der Vater pflegte jeden Sonntag nach dem Städtchen zur Kirche zu fahren. War er fort, dann schlug Großmutter die alte, messingbeschlagene Bibel auf, setzte die Brille auf, las ein Stückchen vor und suchte es zu erklären. Auch manchen Gesangbuchvers hatte sie uns nach und nach gelehrt; ebenso das Vaterunser.

Eines Sonntags erklärte der Vater, der Junge ist alt genug, er kann mit zur Kirche kommen. Fast mitleidig sah ich auf Minchen herab, die zu Hause bleiben mußte. Wie stolz kam ich mir vor im schwarzen Sammetkittel, an den Füßen schöne

blanke Stiefel, auf dem Kopfe die funkelnagelneue Mütze. Die Braunen wurden vor das Wägelchen gespannt und fort gings zum Städtchen. In Lentz Gasthause nahe dem Markte, kehrten wir ein, Pferd und Wagen wurden untergebracht und flugs ging es zum Friedhofe und der Bergkirche. Am Grabe der Mutter knieten wir nieder, dann stiegen wir zwischen grünen Gräbern und epheubewachsenen Gedenksteinen, im Schatten prächtiger Bäume hinauf zum weißen Bergkirchlein, mit den kleinen Fensterscheiben, dem hohen grauen Schindeldache und dem Türmchen in der Mitte.

Die Gemeinde hat sich seitdem längst ein stattliches Gotteshaus mit ragendem Turme unmittelbar am Markte erbaut, im Innern tragen mächtige Pfeiler das hohe Gewölbe, und auch eine prächtige Orgel fehlt nicht. Aber noch jetzt nach 50 Jahren steht die alte Bergkirche unverändert da als Zeichen einer ärmlichen, schlichten Zeit. Mir als Kind war damals auch der enge, niedrige Innenraum mit den weißen Wänden, den zwei Bildern, dem schmucklosen Altare höchst bemerkenswert. Mit offenem Munde betrachtete ich die beiden Bilder. Demähnliches hatte ich noch nicht gesehen. Da war ein leibhaftiger Engel in Wolken schwebend und eine weiße Taube. Ich wollte viel fragen, aber der Vater bedeutete mich, still zu sein, nahm mich bei der Hand und führte mich nach oben auf den Chor, wo die Stadtschüler und der Organist sich

befanden. Als die Orgel brausend einsetzte und die Schüler sangen, meinte ich, im Himmel könne es nicht schöner sein. Als aber der Prediger die Kanzel bestieg und Dinge redete, von denen ich nichts verstand, endlos, da wurde mir die Sache bald sehr langweilig und die Augen fielen vor Müdigkeit zu. Ich war froh, als endlich wieder gesungen wurde und wir bald darauf die Kirche verließen. Jetzt wollen wir die Tante Minchen besuchen, sagte der Vater und ich klatschte in die Hände vor Vergnügen, denn zur Tante ging ich immer gern.

Dicht beim Markte kamen wir an einer großen Kirche mit hohem Turme vorbei. Warum, fragte ich, gehen wir nicht in diese Kirche, die ist doch viel größer und schöner als unsere.

Die Leute, die dort hinein gehen, sagte der Vater, beten anders und singen anders wie wir. Sind sie denn besser als wir, daß sie eine so große Kirche haben, fragte ich. Das nicht, antwortete der Vater, aber sie haben mehr Geld und daher konnten sie eine größere Kirche bauen. Dann hat sie der liebe Gott aber gewiß lieber als uns, meinte ich. Nein, sagte der Vater, die Größe der Kirche ist dem lieben Gotte ganz gleich, aber das wirst Du erst verstehen, wenn Du größer bist. Das war die Formel, mit welcher der Vater weitere Fragen gewöhnlich abschnitt, und so schwieg ich denn, um so mehr, als wir uns schon vor

der Stadtmühle befanden, wo Tante Minchen wohnte.

Das unansehnliche kleine Wohngebäude mit den vier Kugelakazien davor gefiel mir gar nicht im Vergleiche zur stattlichen Jungfermühle, ebensowenig die Mühle selbst mit ihren kleinen finsteren Räumen, am allerwenigsten der unbedeutende kleine Bach. Aber um so mehr behagten mir die Menschen, die da drinnen wohnten. Des Oheimes entsinne ich mich kaum, er war damals lange Zeit in Berlin als Abgeordneter, und wir kamen grade zurecht, um eine von ihm gesendete große Lischke auspacken zu helfen, die mit Herrlichkeiten gefüllt war, wie wir solche in unserm Städtchen gar nicht zu sehen bekamen. Chokolade, Zuckerwerk, eingemachte Früchte, Kuchen aller Art wurden da ans Tageslicht befördert und jeder von uns erhielt sein Teil. Andächtig schauten wir, im Kreise um die geheimnißvolle Lischke geschart, das lustige Hannchen, der dicke Fritz, der gutmütige Leopold und ich, der guten Muhme zu, wie sie ein Stück nach dem anderen hervorholte. Leider war vieles zerbrochen; denn eine lange, lange Postfahrt mußte eine Sendung durchmachen, die damals von der Hauptstadt nach Hinterpommern ging. Deßhalb galt eine solche Sendung auch als Ereigniß, von dem man sich im ganzen Städtchen erzählte.

Endlich war alles ausgepackt und unsere Neugier befriedigt. Du bleibst doch zu Tische, sagte

Tante Minchen zum Vater. Nein, antwortete er, die Mutter erwartet mich. So laß wenigstens den Fritz hier bis zum Abend. Wir bringen ihn Euch hinaus. Ach ja, bat auch Hannchen schmeichelnd. Ihr schlug der Vater selten etwas ab, überhaupt niemand. Denn alle hatten sie gern. Sie lachte, sang und sprang den ganzen Tag umher, war stets gefällig und freundlich und nahm sich meiner ganz besonders an, sobald ich mich blicken ließ, trotzdem sie viel älter war als ich. Kaum hatten wir Mittag gegessen, so stürmten wir hinaus in den Garten. Ich folgte Hannchen auf Schritt und Tritt, während Fritz sich in eine Laube setzte und schlief, Leopold aber Schmetterlingen nachjagte. Sie hatte ihre eigene Laube, ihr eigenes Blumenbet, das sie eifrig pflegte und mir mit besonderem Stolze zeigte. Ich half ihr Blumen begießen und Unkraut ausreißen. Aber lange blieb sie nicht bei derselben Sache. Sie zeigte mir schöne Bilderbücher, dann setzte sie sich an das Klavier, spielte und sang. Plötzlich wurde eine kleine allerliebste Küche herbeigeholt, ich bekam eine weiße Schürze vorgebunden und mußte als Küchenjunge Töpfe reinigen, Holz spalten, und ihre sonstigen Befehle vollführen. Und ich tat alles, was sie wollte, ohne Widerspruch.

Den Nachmittagskaffe tranken wir unter einer großen Linde im Garten. Dazu hatte die Tante Plinsen, Waffeln und kleine Kuchen gebacken, die

Vögel und allerhand andere Tiere darstellten, was uns Kindern ein ganz besonderes Vergnügen bereitete. Ich nahm davon immer eine Anzahl mit nach Hause für Minchen und die Großmutter.

Am Abend bekamen wir Besuch. Mehrere junge Mädchen erschienen. Auch die Vettern erhielten Zuzug. Fritz und Leopold hatten viele Bleisoldaten, auch Ritter zu Pferde, bewaffnet mit Lanze und Schild, und die Ritter konnten den Arm mit der Lanze bewegen. Da spielten wir denn nach Herzenslust.

Nach dem Abendessen setzten wir uns alle im Kreise zusammen. Es wurde gesungen, die Muhme gab gemeinsame Spiele an und zum Schlusse mußte jeder etwas erzählen, oder einen Vers sagen. Schnell flogen die Stunden dahin und ehe ich mich's versah, mußten wir aufbrechen. Aber die Sonntagsvergnügungen wiederholten sich von jetzt ab regelmäßig.

Nur hätte ich mir gern den langweiligen Kirchgang geschenkt. Ich bat daher den Vater, er solle mich doch gleich zur Muhme gehen lassen. Daraus wird nichts, sagte er, entweder Du kommst zur Kirche mit, oder Du bleibst ganz zu Hause. Da gab es denn freilich keine Wahl.

In der Stadtmühle aber gefiel es mir so gut, daß ich eines Sonntags dem Vater, der Abends gekommen war, mich abzuholen, erklärte:

Ich bleibe lieber hier, die Muhme und Hannchen sind auch damit einverstanden.

So willst Du die gute Großmutter und Minchen allein lassen? fragte er. Nein, das wollte ich doch nicht.

Das Verhängniß.

Ein ungewöhnlich heißer Sommer hatte das Korn früher als sonst zur Reife gebracht. Der Roggen ward gemäht, in Garben gestellt, eingefahren. Rühriges Leben herrschte überall auf den Feldern. Kein größeres Vergnügen gab es für mich, jetzt, da mein Lehrer Ferien gemacht hatte und nach Hause gereist war, als draußen mit auf dem Felde zu sein, den Mähern und Harkmädchen zuzusehen und mich von der Sonne braun brennen zu lassen. Wenn aber die turmhoch beladenen Wagen nach Hause fuhren, dann saß ich oben, jauchzte und sang vor Vergnügen, und als einst auf seichtem, abschüssigen Pfade der große Leiterwagen trotz alles Stützens umschlug und ich im Bogen weit fortgeschleudert wurde, da kam mir das sehr spaßig vor, trotz einer großen Beule an der Stirne, die ich davon getragen hatte.

In der Mühle war Tag und Nacht zu tun. Das Klappern hörte nur auf, wenn die Steine

geschärft werden mußten. Samelchen strahlte vor Stolz. Denn trotz der großen Trockenheit, die ringsum im Lande herrschte, arbeitete unser Werk wie immer, ja noch stärker, denn anderwärts ruhten die Räder wegen des Wassermangels, fast ganz.

Lange hatte ich den Vater nicht so heiter und zufrieden gesehen wie jetzt. Mutter, sagte er manchmal, es geht gut. Im nächsten Jahre kaufe ich das Ackerland jenseits der Chaussee, das mir der Nachbar schon mehrmals angeboten hat. Wozu schon jetzt darüber reden, erwiderte bedächtig die Großmutter, jeder Tag hat seine eigene Plage. War der Abend schön, dann saßen wir unter den mächtigen Linden hinter dem Hause und genossen die kühle Luft, die vom Flüßchen heraufkam. Großmutter erzählte und strickte. Manchmal aber nahm der Vater die Guitarre und sang herrliche Lieder dazu.

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen.

oder

Ein Bauernmädchen hieß Brigittchen,
Kam zu dem Pastor lobesam.

Die gefielen mir gar sehr. Aber er sang auch ernste und traurige, z. B.

Dort unten herrscht Friede im dunkelen Haus,
Dort schlummert der Müde, dort ruhet er aus,
Und schläft er im Schimmer des Abendrot's ein,
Es wecket ihn nimmer der Frühsonnenschein.

Wenn er dies Lied gesungen hatte, ward er ernst

und schweigsam und legte die Guitarre weg, ja manchmal schien mir's, als habe er eine Träne im Auge.

Eines Abends saßen wir wieder unter den Linden beisammen. Es war unerträglich schwül und kein Lüftchen regte sich. Da verfinsterte sich plötzlich der Himmel und aus hellem Tage schien Nacht werden zu wollen.

Ein schlimmes Wetter ist im Anzuge, sagte der Vater zur Großmutter, geht lieber hinein, ich will erst noch einmal nach dem Rechten sehen. Ich folgte ihm und er ließ es geschehen, denn er freute sich immer, wenn ich keine Furcht zeigte. Schon zuckten feurige Blitze am Himmel, und der grollende Donner kam näher und näher. Heftige Windstöße brausten über den See und dicke Regentropfen begannen zu fallen. Das Wasser im See stieg zusehends. Rufe mal unsere Leute, sagte der Vater, sie sollen sofort kommen und mir helfen, sämmtliche Schleusen aufzuziehen. Ich lief fort wie der Wind und bald begannen acht Männer die schwierige Arbeit, da der Andrang des Wassers ganz gewaltig war. Dennoch gelang es den vereinigten Anstrengungen, die Schützen der Freischleusen und der Mahlarche in die Höhe zu ziehen, dann wurden die Mühlräder abgesteift. In 20 Minuten war der See außerordentlich gefallen und der Vater meinte, jetzt sei wohl das Schlimmste überstanden. Auch das Unwetter schien nachgelassen zu haben.

Da kamen ein Par furchtbare Windstöße vom See her, daß die Bäume ächzten und krachten. Unter Donner und Blitz stürzten ungeheure Regenmassen nieder. Wir standen nahe der Schleusenbrücke am Damme, der den Hof gegen den See hin schützte. Gehe hinein, sagte der Vater, das ist nichts für Kinder. In demselben Augenblicke erhob sich seitlich vom See her ein eigentümliches Tosen und Brausen. Wasser stürzte von allen Seiten auf mich ein, ich ward gegen die Mühle hin fortgerissen und wußte nichts weiter von mir.

Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, befand ich mich im Backhause, in Tücher und Decken gewickelt auf einer Streu. Ein Talglicht erhellte düster den Raum, die Großmutter saß neben mir. Ich fühlte mich aber im Kopfe so wirr, daß mir das Denken verging und ich bald wieder einschlief.

Am anderen Morgen erwachte ich frisch und munter und nun erst erfuhr ich, welches furchtbare Unglück uns heimgesucht hatte.

Der Mühlendamm war durchbrochen worden, die Flutwelle hatte sich mit unwiderstehlicher Gewalt über den Hof gegen das etwas tiefer liegende Gebäude ergossen und mich fortgerissen. Nur mit Mühe konnte mich der Vater fassen und in Sicherheit bringen. So schnell stürzte die Flut daher, daß die Leute, welche an den Schleusen gearbeitet hatten, sich nur dadurch retten konnten, daß sie auf die am Hofrande stehenden mächtigen Bäume kletterten.

Hier mußten sie stundenlang ausharren und, selbst in steter Gefahr, mit ansehen, wie die entfesselten Elemente Haus und Hof verwüsteten.

Das Wasser hatte im ersten Anprall mit riesiger Kraft die dem Damme zunächst liegende rechte Hälfte des Hauses getroffen, dadurch war der Großmutter, der Schwester und den Mägden Zeit geblieben, sich in den oberen Stock nach dem linken Giebel zu flüchten. Aber auch hier schon wurden sie vom stetig steigenden Wasser bedrängt. Leitern wurden an den Giebel gelegt und es gelang, sie zu retten. Bald darauf war unter furchtbarem Krachen der größte Teil des Hauses zusammengestürzt.

Mit Grausen sah ich die entsetzlichen Spuren der Zerstörung. Das stattliche Haus lag in Trümmern, nur die linke Giebelseite stand noch, drohte aber auch jeden Augenblick einzustürzen. Die gewaltigen Schleusenanlagen waren von Grund aus zerstört; mächtige Balken wie Strohhalme zerknickt und zersplittert; riesige Fundamentsteine weit fortgeschleudert wie Spielbälle. Einige fanden sich auf den Wiesen hinter dem Garten. Ach, und der schöne Garten. Eine öde, schlammige Sandmasse befand sich da, wo gestern noch Obstsorten, herrliche Gemüse, prächtige Blumen in Hülle und Fülle geprangt hatten. Die Bäume umgerissen, fortgeführt, Möbeltrümmer und Küchengerät im Sande begraben.

Entstanden war das Unglück dadurch, daß große Heuhaufen, die auf den oberen Flußwiesen lagerten, vom Regen massenhaft fortgeschwemmt, verstärkt durch Baumstämme und Geröll, die geöffneten Schleusen verstopft und so den natürlichen Abfluß der riesig anwachsenden Wassermassen verhindert hatten. Da konnte der Seitendamm den Anprall nicht aushalten und zerriß.

Der Vater war zuerst ganz verzweifelt, die Großmutter aber tröstete ihn in ihrer ruhigen, glaubensstarken Weise. Doch weinte sie still vor sich hin, wenn sie sich unbemerkt glaubte. Aus dem Städtchen kam Jung und Alt herbei, um das furchtbare Zerstörungswerk zu betrachten und zu beklagen. Aber man half auch brüderlich mit Rat und Tat.

Der Wendepunkt.

Wir Kinder fanden in der ersten Zeit bei der Muhme in der Stadtmühle Unterkunft, ebenso die Großmutter. Für sich hatte der Vater notdürftig Wohnung im Backhause geschaffen, um immer an Ort und Stelle zu sein. Wenn wir auch die ganze Größe des Unglückes, das uns getroffen hatte, noch nicht begriffen, so viel ward uns doch klar, daß es schlimm stand. Denn ernst und schweigsam

war der Vater, wenn wir ihn zu sehen bekamen, und auch die Großmutter konnte ihren Kummer nicht ganz verbergen. Ich hörte, daß sie zur Muhme äußerte, der Schaden sei nicht gut zu machen, der Vater werde das Grundstück nicht halten können.

Für mich sollte aber der traurige Vorgang einen Wendepunkt herbeiführen, der meinem ganzen Lebenslaufe eine andere Richtung gab. Kinder, hieß es eines Tages, als ich mit Hannchen im Garten herumsprang, kommt herein, der Oheim aus Berlin ist da.

Die Großmutter hatte uns manchmal von ihm erzählt und wenn wir fragten: warum besucht uns denn der Oheim nie? Dann hieß es: Berlin liegt sehr, sehr weit von hier.

Nun stand er plötzlich vor uns, mich ernst und prüfend anschauend.

Ich muß ein recht albernes Gesicht gemacht haben, denn er fragte: Na, kleiner Brummbär, sagst Du Deinem Oheime nicht guten Tag?

Ich bin aber kein Brummbär, antwortete ich und machte Miene, fortzulaufen. Aber die Großmutter nahm mich bei der Hand, führte mich zurück und ich mußte dem Oheime einen Kuß geben. Schwester Minchen und die Kinder der Muhme benahmen sich viel besser.

Der Oheim hatte für jeden von uns ein kleines

Geschenk mitgebracht. Ich bekam ein Bilderbuch, dessen Inhalt er mir mit großer Geduld erklärte, so daß meine anfängliche Scheu sehr bald überwunden war, und ich auf eine scherzhafte Frage seinerseits, ob ich nicht nach Berlin mitkommen wolle, erklärte: ja wohl. Und als die Großmutter meinte: also willst Du von mir fort, da sagte ich kurz entschlossen: Großmutter muß mitkommen; worauf alle lachten und die Muhme sagte: der weiß sich zu helfen.

Am anderen Tage sah ich die Großmutter beschäftigt, meine Sachen zusammenzusuchen und merkte nun wohl, daß es mit der Reise nach Berlin Ernst werden solle. Da fing ich an zu weinen und erklärte, ich wolle nicht fort.

Der Oheim hatte aber meine schwache Seite schon erkannt. Er nahm mich bei der Hand, ging mit mir im Garten spazieren und erregte durch allerlei wunderbare Erzählungen meine Neugierde auf's Aeußerste. In Berlin, sagte er, wirst Du Häuser sehen, die sind dreimal so hoch, wie die hier im Städtchen. Straßen gibt es da, die sind so breit, wie hier der ganze Markt.

Habt Ihr denn da auch,' fragte ich, eine Bergkirche und ein Schloß? Kirchen und Schlösser gibt es eine ganze Menge und die wirst Du alle zu sehen bekommen. Auch gibt es Wagen, die von eisernen Pferden gezogen werden. Die Pferde fressen Feuer, und Dampf sprüht aus ihren Nüstern, und

die Wagen, welche sie ziehen, laufen schneller als der Wind.

Das eiserne Pferd, das nach des Oheims Beschreibung viel größer sein sollte als gewöhnliche Pferde, hatte es mir angetan, und ich hätte am Liebsten gesehen, wir wären gleich abgereist.

Erst in späteren Jahren erfuhr ich, wie damals mein Geschick an eines Hares Breite gehangen hatte.

Der Oheim war nach dem Vernichtungsschlage, der den Vater zum armen Mann gemacht, sofort willens gewesen, eins von uns Kindern dauernd zu sich zu nehmen. Doch hätte sich die Sache wohl sehr verzögert, wenn er nicht mit seinem Chef in Sachen des Ostbahnbaues, eine Dienstreise nach Dirschau hätte unternehmen müssen. Auf der Rückreise besuchte er uns, und da ihm Minchens ruhiges und gesetztes Wesen sehr zusagten, so äußerte er den Wunsch, sie mitzunehmen. Von mir wollte er nicht viel wissen. Der Junge ist ein Trotzkopf und wird Euch noch viel Sorge machen, hatte er geäußert.

Aber die Großmutter hatte sich meiner angenommen. Du tust dem Jungen unrecht, er ist gut und folgt dem, den er lieb hat, auf das Wort. Er ist nur jetzt ein Bischen verwahrlost, weil ich denn doch die Mutter nicht ersetzen kann. Willst Du schon eins der Kinder nehmen, so nimm den Jungen. In Berlin hat er Gelegenheit, etwas

Tüchtiges zu lernen, hier nicht. Mir fällt ein Stein vom Herzen, wenn ich ihn gut untergebracht weiß. Der Oheim hatte eine unbegrenzte Liebe zur Großmutter, deren Frömmigkeit, Fleiß und Güte er mir später oft zu Gemüte geführt hat und so folgte er ihrem Wunsche.

Die Abschiedstunde war da. Im Morgengrauen ward aufgebrochen. Vor der Tür stand ein großer Korbwagen mit aufgeschnallten Sitzen. Große Mäntel und Decken wurden hinten in den Wagen gelegt, und was mich besonders verwunderte, ein alter Säbel nebst zwei Pistolen. Wozu nimmst Du denn den Säbel und die Pistolen mit, fragte ich. Damit wir uns verteidigen können, wenn wir angegriffen werden. Wir kommen durch weite Wälder und da treibt sich viel Gesindel umher.

Ueber den Abschied vom Vater, von der Muhme und von den Uebrigen ist mir keine Erinnerung geblieben, aber die Großmutter sehe ich noch heute leibhaftig vor mir stehen. Wie sie mir so ernst in's Auge sah, die Wangen strich und sanft sagte: Nun bleib hübsch brav, mein Junge, und mache uns keine Schande. Sie küßte mich und die Tränen traten ihr in die Augen. Da war's aus mit meiner Standhaftigkeit, ich warf mich schluchzend an ihren Hals und rief: Nein, Großmutter, wenn Du nicht mitkommst, bleibe ich hier.

Es geht nicht, sagte sie mit jenem Blicke, der, wie ich wohl wußte, keinen Widerspruch zuließ,

aber bald komme ich nach und besuche Euch. Sie hob mich zum Wagen hinauf, die Pferde zogen an und fort ging es. Lange schaute sie uns nach und winkte mit dem Tuche, bis eine Biegung des Weges sie unsern Blicken entzog. Der Oheim hatte seine Not, mich zu beruhigen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Wir mochten einige Stunden gefahren sein, ich hatte meinen Kummer durch längeren Schlaf gelindert, als plötzlich meine Mütze herab und auf den Weg fiel. Der Oheim ließ halten uud sagte, nun steige schnell hinunter und hole Deine Mütze. Wir befanden uns im Walde. Ich weiß nicht, ob ich mich fürchtete, oder was sonst mir durch den Kopf ging, kurz und gut ich kam nicht zurück. Der Oheim wurde ungeduldig und rief: Nun mache schnell, sonst fahren wir ohne Dich fort, und wirklich setzte sich der Wagen in Bewegung. Ich aber, statt nachzulaufen, blieb auf dem Platze stehen und fing aus Leibeskräften an zu schreien. Der Oheim, wohl in der Meinung, wenn er ernstlich Miene mache, davon zu fahren, werde ich anderen Sinnes werden, ließ stärker zufahren. Aber ich rührte mich nicht vom Flecke und schrie Es blieb ihm nichts übrig, als umzukehren, abzusteigen und mich ziemlich unsanft auf den Wagen zu befördern. In späteren Jahren hat er mir erzählt, er sei in jenem Augenblicke darauf und daran gewesen, Kehrt zu machen und mich zurückzubringen. Nur der Mangel an

Zeit, der ihn zwang, ohne Verzug nach Berlin zu eilen, habe ihn daran verhindert.

Bis Köslin brachte uns das eigene Fuhrwerk, und es war spät in der Nacht, als wir dort ankamen. Dann ging es am frühen Morgen weiter nach Stettin. Dort suchten wir Hannchens ältesten Bruder Ludwig auf, der in einem angesehenen Bankgeschäfte Stellung hatte.

Das war ein prächtiger, fröhlicher junger Mann. Er führte uns am Bollwerke herum und hier sah ich Schiffe, deren Größe mich staunen machte; das breite Wasser, die Menge der hin und her gehenden Fahrzeuge, die große Zahl der Menschen, das Lärmen, Drängen und Arbeiten brachten mich in einen Zustand vollständiger Erstarrung. Das hatte ich mir daheim denn doch nicht träumen lassen. Die Eindrücke waren so neu, zahlreich und überwältigend, daß ich auch ganz das Fragen vergaß; ich wußte eben nicht, womit ich anfangen sollte. Ich war still und suchte das bunte Treiben mit meinen Augen zu fassen, während der Oheim und Vetter Ludwig sich eifrig über häusliche Angelegenheiten unterhielten.

Wir begaben uns in ein Bierhaus, das Ausschau auf den Hafen mit seinem Leben und Treiben gewährte, und ich vergaß darüber Essen und Trinken. Ich konnte mich gar nicht losreißen und wenn der Oheim sagte, jetzt müssen wir aufbrechen, dann bat

ich: Ach bleib doch noch ein Bischen, es ist hier so schön.

Komm nur, sagte er endlich, Du sollst jetzt auch das große eiserne Pferd sehen, von dem ich Dir erzählt habe. Das wirkte. Wir fuhren zum Bahnhofe und kamen an einer langen Reihe hoher Wagen mit vielen Menschen darin, vorbei. An der Lokomotive blieb der Oheim stehen und sagte: Das ist das Pferd, und sieh nur, eben bekommt es sein Futter. Ich sah, wie ein Mensch, russig wie ein Schornsteinfeger, eine Klappe öffnete, in der ein mächtiges Feuer brannte und wie er da hinein Kohlen schüttete, wobei die Lohe hoch aufschlug. Sieh nur, wie es dampft und schwitzt vor Anstrengung, fuhr der Oheim fort. Ich aber war sehr enttäuscht und machte kein Hehl daraus. Das ist ja gar kein Pferd, sagte ich. Das hat keine Beine und keinen Kopf und ziehen kann es auch nicht, denn es hat ja kein Geschirr und keine Leine. Es zieht alle die Wagen, an denen wir vorbei gekommen sind, erwiderte der Oheim. Ich wollte es aber nicht glauben und wartete immer auf die Pferde, die noch vorgespannt werden würden, als plötzlich von der anderen Seite ein Zug in den Bahnhof einfuhr und mir bewies, daß der Oheim recht hatte.

Dann ist wohl, fragte ich, ein großes Tier im Bauche des Eisenbahnpferdes, das die Wagen treibt. Das Tier müßte ja verbrennen, belehrte der Oheim.

Aber Du hast gewiß schon gesehen, wie kochendes Wasser einen Deckel vom Topfe hebt. Ja, sagte ich.

Nun, fuhr der Oheim fort, ähnlich geht's hier auch zu. Im Leibe des Pferdes wird durch Kohlenfeuer kochendes Wasser und Dampf erzeugt und der treibt das Eisenroß, daß es laufen muß. In der Schule, setzte er hinzu, wirst Du das genauer lernen. Die böse Schule. Ich fürchtete mich vor ihr. Denn hatte ich irgend einen Streich vollführt, so hieß es, na warte nur, in der Schule werden sie Dir das schon austreiben. Daß der Lehrer mit einem großen Rohrstocke bewaffnet, fürchterliche Musterung halte, schien mir klar und erfüllte mich mit geheimem Schrecken, wenn auch die Neugierde, zu wissen, wie es da in der Schule eigentlich zuginge, die Besorgniß etwas milderte.

Jetzt müssen wir einsteigen, sagte der Oheim. Vetter Ludwig nahm herzlichen Abschied, ein schriller Pfiff ertönte und fort fuhren wir. Die Fahrt machte mir viel Vergnügen. Es ging so schnell und dabei spürte man keine Stöße und Püffe, wie in unserem Korbwagen. Dennoch übte das leise Rütteln und Schütteln seinen Einfluß, ich ward müde und schlief fest, bis es hieß: Wir sind in Berlin.

Im neuen Heime.

Hier ist der kleine Page, sagte der Oheim zur Muhme, als wir nach einer endlosen Fahrt in einer klapprigen Droschke, in der Grabenstraße*) ankamen, von dem ich Dir geschrieben habe. Wenn er Dir aber nicht gefällt, so schicken wir ihn zur Großmutter zurück. Die Muhme zog mich freundlich an sich, küßte mich und sagte: Du wirst bei mir bleiben und mich recht lieb haben.

Sie nahm sich denn auch meiner vom ersten Augenblicke von ganzem Herzen an. Sie wurde mir zur zweiten Mutter und betrachtete mich als ihren Sohn. Denn eigene Kinder hatte sie nicht. Alle Liebe und Zärtlichkeit, an denen ein weibliches Herz so reich ist, übertrug sie auf mich, den ihr vom Himmel gesendeten Ersatz. Es war zwar noch eine Tochter des Oheimes aus erster Ehe im Hause, aber diese, schon herangewachsen und sehr selbstständigen Karakters, bedurfte keiner Stütze mehr, zumal sie sich kurz zuvor verlobt hatte. Wir Beide standen in der ersten Zeit sozusagen immer auf Kriegsfuß. Sie neckte mich gern, ich nahm das sehr übel auf und beklagte mich bei der Muhme, darüber war sie dann erbittert, nannte mich einen Zuckerprinzen, den man nicht schief ansehen dürfe und schmollte mit mir, bis irgend eine Gelegenheit

---

*) Jetzt Königin Augusta-Straße.

wieder zu neuer Neckerei Veranlassung gab. Sie ging übrigens bald nach England zu Verwandten ihres Bräutigams.

Die Muhme dagegen war immer freundlich und gütig gegen mich. Sie kaufte mir Spielzeug, forschte nach meinen Leibgerichten und beschäftigte sich fast den ganzen Tag mit mir. Am Glücklichsten war ich, wenn sie mit mir ausging. Denn für mich Kind vom Lande, bot ja ein Gang durch die Straßen der Hauptstadt so viel des Neuen und Ungewohnten, daß ich aus dem Staunen, Stehenbleiben und Fragen gar nicht herauskam. Führte unser Weg nun gar an einen Spielladen vorbei, dann stand ich wie verzaubert im Anschauen aller der Herrlichkeiten, von deren Vorhandensein ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Es blieb der Muhme nichts übrig, als mir eine Kleinigkeit zu kaufen, nur um mich von der Stelle zu bringen.

Trotz der Güte der Muhme empfand ich aber doch bitteres Heimweh. Oft fragte ich, ob denn die Großmutter nicht bald komme. Bei meinen Spielen gedachte ich an Minchen und fühlte mich einsam. Die schönen Abende, an denen wir daheim unter den Linden gesessen hatten, fehlten hier ganz. Wenn der Oheim Abends nach Hause kam, war er müde und abgespannt. Nach dem Abendessen las er die Zeitung und ich mußte mäuschenstill sein, sonst wurde er böse. Wo blieb der Vater Samel mit seinen Märchen und Geschichten. Hier

erzählte mir niemand etwas. Höchstens quälte mich die Muhme mit Lesen, Schreiben und Rechnen, damit ich nicht alles verlerne, wie sie sagte.

Am Bittersten empfand ich das Hocken in der Stube. Von früher daran gewöhnt, fast den ganzen Tag im Freien umherzustreifen, auf dem Felde mich zu tummeln, in der Mühle, auf dem Gehöfte die Vorgänge zu verfolgen, oder im Grase liegend, nach Herzenslust zu träumen, sollte ich jetzt steif wie ein Stock in der Stube sitzen. Gingen wir einmal spazieren, dann mußte ich dem Oheime oder der Muhme die Hand geben und fein sittsam einhergehen, während ich am Liebsten gleich einem Wirbelwinde davongeschossen wäre.

Wenn andere Kinder auf der Straße oder auf dem Hofe sich tummelten, lärmten und jubelten, ach wie sehnte ich mich hinaus. Die Muhme drückte ein Auge zu und so entwischte ich manchmal. Aber wehe, wenn mich der Oheim abfaßte. Anfangs gab es gewaltige Strafpredigten. Ich solle kein Straßenjunge werden. Dazu habe er mich nicht nach Berlin gebracht. Davon sei ich nur so zuchtlos geworden, daß ich immer auf der Landstraße gelegen hätte.

Was halfen Strafpredigten. Der Trieb zum Austoben erwies sich stärker. Harte Züchtigungen waren die Folge. Denn der Oheim faßte als Starrsinn und Widersetzlichkeit auf, was nichts weiter war, wie Neigung zu früheren Gewohnheiten.

Ich konnte nicht begreifen, warum das in Berlin ein Verbrechen sein sollte, was mir in der Jungfermühle jederzeit erlaubt gewesen war.

In meiner Harmlosigkeit sagte ich anfangs dem Oheime einmal gerade heraus: Warum ich denn hier immer in der Stube sitzen solle, da ich doch zu Hause fast den ganzen Tag im Freien gewesen wäre.

Warum? warum? rief er aufgebracht. Weil ich es so will. Wenn ich Dir etwas befehle, so hast Du zu gehorchen und nicht warum zu fragen. Verstanden? Daran war ich nun von Hause her wenig gewöhnt. Dort wurde es mit den Befehlen meist nicht so genau genommen. Was am Vormittage befohlen war, hatte oft der Nachmittag schon in Vergessenheit gebracht. Aber mit dem Oheime war nicht zu spaßen. Er duldete kein Wort des Widerspruches oder der Entschuldigung. Ich lernte zu schweigen und zu zittern, sobald er anwesend war.

Ach wie sehnlichst wünschte ich die Großmutter herbei, um ihr mein Leid zu klagen. Ich wollte nicht nachlassen mit Bitten und Flehen, bis sie mir verspräche, mich wieder nach der Jungfermühle mitzunehmen.

Da ward mir plötzlich Hülfe von einer Seite, von der ich sie am Wenigsten erwartet hatte.

Eine Mappe wurde angeschafft, auf dem Rücken zu tragen, Griffel, Tafel und Schwamm, Schreib-

hefte und was sonst zur Ausrüstung eines ordentlichen ABC-Schützen gehört, und die Muhme sagte, daß ich jetzt, wie die anderen Kinder, die Schule besuchen müßte. Da ich sehr niedergeschlagen war, sprach sie mir Mut ein, meinte, ich werde da bald mit vielen Knaben bekannt werden, und wenn ich folgsam sei und fleißig, dann habe ich von dem Lehrer nichts zu fürchten. Der sei ein freundlicher, guter Herr und habe artige Kinder sehr gern. Und da ich nach dem großen Rohrstocke fragte, der mir nun einmal nach Hörensagen aus der Heimat, von einem Lehrer unzertrennlich schien, sagte sie lachend: Das ist ja dummes Zeug, fürchte Dich nur gar nicht. Er hat überhaupt keinen Rohrstock.

Der Oheim freilich äußerte sich ganz anders. Herr Siebmann sei glücklicherweise ein strenger Herr, der werde mir den Eigensinn schon austreiben.

So erwartete ich denn beklommenen Herzens den Tag, der mich der gefürchteten Schule ausliefern sollte.

2. Buch.

Die Schulzeit.

Die Schule.

An der Koch- und Friedrichstraßen-Ecke, da, wo jetzt ein Prachtgebäude neuester Art, mit reich geschmückter Vorderseite, genannt der Friedrichshof, sich erhebt, stand noch vor wenigen Jahren ein altes, ernst und düster aussehendes, zweistöckiges Gebäude, das Friedrich-Wilhelmsgymnasium. Zu Anfang des Jahrhunderts aufgebaut, zu einer Zeit, da die Mittel knapp waren, entbehrte es fast jeder äußeren Zierde, machte aber doch, durch die Mächtigkeit seiner Ausdehnung, durch sein altergraues Mauerwerk und durch den Giebelbau des Haupteinganges in der Friedrichstraße, einen ehrwürdigen Eindruck. Dieser Giebelbau bildete, etwas vorspringend, mit seinen vier stattlichen jonischen Säulen im ersten und zweiten Stocke, und dem weit über den steilen Dachstuhl aufragenden Giebelfelde, den einzigen Schmuck des Gebäudes, wenn

man von den konsolartigen Aufsätzen über den Fenstern des ersten Stockes absah. Besonders fesselte den Beschauer das Giebelfeld mit seiner bildnerischen Darstellung. In der Mitte sah man einen griechischen Altar mit einer Leuchte, daneben einen Bienenkorb. Ein Weib im wallenden Gewande saß, auf einer Tafel schreibend, am Altar. Ueber dem Ganzen schwebten zwei Genien. Der eine hielt einen Kranz über das Haupt der Schreibenden, der andere faßte mit der Linken auch den Kranz, in der Rechten hielt er eine Tuba, kräftig hineinblasend und der Welt den Triumf von Fleiß und Arbeit verkündend.

An diese giebelgeschmückte Langseite schlossen sich rechtwinklig zwei Flügel an, der eine, südliche, ganz auf dem Hofe gelegen, der nördliche, die Vorderseite nach der Kochstraße einnehmend. Später kam hier noch ein einstöckiger Anbau durch Ankauf eines Nachbargrundstückes hinzu, der nach hinten weit in den Hof hineinragte und daselbst mit einem aus der Fläche vorspringenden viereckigen Turme abschloß. In ihm führte eine steinerne Wendeltreppe zum hinteren Raume des Festsales. Wie oft sind wir diese Treppe hinaufgestiegen. Klopfenden Herzens, wenn es zu den Prüfungen ging, in denen wir vor Lehrern und Angehörigen, Zeugniß ablegen sollten von unseren Kenntnissen; erwartungsvoll wenn Schellbach uns auf dem Söller über die Sternenwelt unterrichten wollte; freudig bewegt, wenn wir als Darsteller bei einer dramatischen Aufführung mitzu-

wirken, berufen waren. Wir hatten ihn alle gern den ehrwürdigen alten, schmucklosen Turm, redete er doch alltäglich zu uns mit freundlicher weithinschallender Stimme, Worte, die ein Jeder gern hörte. Oben nämlich befand sich die Turmuhr, die uns die ersehnten Erholungspausen und den Schluß der Schulstunden mit nie rastendem Eifer verkündete.

Im unteren Stockwerke dieses Anbaues lagen, nach der Kochstraße hinaus, das chemische und physikalische Lehrzimmer, nach hinten Unterrichträume der Vorschule. Im ersten mit vier Rundbogenfenstern ausgestatteten Stockwerke, befand sich der einfache aber in seinen edlen Formen vortrefflich wirkende Festsal, an den Wänden als einzigen Schmuck die Büsten der preußischen Könige, im Hintergrunde auf einer Erhöhung das Rednerpult und ein Flügel aufweisend.

Der große weite Hof, den diese Baulichkeiten umschlossen, war mit uralten Akazien geschmückt, welche von den Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit, die ihnen die Schüler im Laufe der Jahre unverdrossen hatten zu Teil werden lassen, unvertilgbare Spuren an sich trugen. Ihre dicken, unten nur noch mit spärlicher Borke umkleideten Stämme, stiegen nämlich nicht grade in die Höhe, wie andere Bäume zu tun pflegen, sondern schräg, so daß sie mit dem Erdboden einen spitzen Winkel bildeten. Wie viel Mühe mochte es einst den jungen

Bäumen gekostet haben, trotz des fortwährenden Reißens, Zerrens und Biegens, dennoch in die Höhe zu wachsen. Und doch gelang es. Sie wurden widerstandsfähiger, und wenn sie auch in schiefer Ebne gen Himmel ragten, sie waren doch zu stattlichen Bäumen herangewachsen, mit weit ausgebreiteten üppig grünenden Wipfeln, in heißen Augusttagen Schatten spendend, so weit das Akazien überhaupt möglich ist. Neben ihnen hatte man in neuester Zeit eine Reihe jüngerer Stämme nachgepflanzt, die kerzengrade in die Höhe wuchsen dank außerordentlichen Schutzvorrichtungen. Mit einem gewissen Spotte schienen diese jungen Sprößlinge zu ihren alten, verkrüppelten Verwandten hinzublicken und zu rufen: seht uns, wie stramm wir sind. Die alten ehrwürdigen Gesellen hatten zwar auch jetzt noch immerfort von dem Übermute der Schuljugend zu leiden, aber sie ertrugen diese Beschwerden mit dem Gleichmute und der Ruhe würdiger Alten die da denken: Jugend will austoben. Turn- und Kletterübungen aller Art wurden fortwährend an ihnen vorgenommen. Einzelne geschickte Künstler liefen sogar mit unglaublicher Sicherheit die schiefe Ebne des Stammes bis zu bedeutender Höhe hinan und sprangen dann blitzschnell hinab. Das war freilich verboten aber solche Verbote geraten von Zeit zu Zeit in Vergessenheit. Allgemeiner Jubel entstand, wenn Jemand beim Laufe nach oben abglitt und hinunter

stürzte. Meist waren einige Beulen die einzigen Folgen, aber es kamen auch Arm- und Beinbrüche vor. Dann hatten die geplagten Baumriesen einige Zeit Ruhe vor ihren Peinigern.

Diesen Hof betrat ich nun an der Hand des Oheimes zum ersten Male. Wir gingen zum Turme, stiegen einige Stufen hinan und betraten ein Klassenzimmer, in welchem schon sehr viele Knaben saßen. Neugierig betrachteten mich alle und mir ward sehr beklommen zu Mute. Aber der Lehrer Herr Siebmann sprach so freundliche ermunternde Worte, als mich der Oheim ihm übergeben hatte, daß ich jede Furcht verlor, und mit meinen Nachbarn wurde ich schon in der ersten Zwischenpause ganz vertraut.

Die Stunden vergingen überraschend schnell, und als die mächtige Turmuhr 12 schlug, der Klassendiener Kaspar läutete, und der Lehrer uns ermahnt hatte, ja recht verständig nach Hause zu gehen, da stürmte ich selenvergnügt davon. Ich hatte der Muhme viel zu erzählen und wollte ihr sagen, daß es mir in der Schule recht gut gefiele. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Meine hochgemutete Stimmung sollte schnell in das Gegenteil umschlagen.

Die Muhme hatte zum Oheime geäußert, er solle mich in der ersten Woche des Morgens zur Schule bringen, Mittags werde sie mich abholen. Aber er hatte in seiner herben Weise geantwortet:

Das fehlte noch. Der Junge muß früh lernen, selbstständig zu sein. Ich werde ihn am ersten Tage hinbringen, Mittags kann er mich vom Handelsministerium abholen, das ist nur ein kleines Endchen und leicht zu finden. Den Weg von unserm Hause in der Grabenstraße bis zum Handelsministerium, wo der Oheim beschäftigt war, kannte ich schon. Denn die Muhme hatte mich manchmal mitgenommen, wenn sie Abends den Oheim von dort abholte. Weiter aber reichten meine städtischen Kenntnisse nicht.

So war denn der Oheim in der Morgenfrühe des ersten Schultages mit mir aufgebrochen. Vom Handelsministerium gingen wir quer über den Wilhelmsplatz, dessen marmorne Feldherren meine Blicke immer ganz besonders fesselten, an der Engel-Apotheke vorbei, die damals noch im Eckhause der Mohren- und Mauerstraße sich befand und mir wegen der breiten Rampe vor dem Hause und dem großen goldenen Engel über dem Eingange in die Augen stach; dann vorbei an der Dreifaltigkeitskirche mit dem glockenartigen Turme. Merke Dir diese Kirche, sagte der Oheim, wenn Du hier bist, hast Du nur noch wenige Schritte zum Ministerium.

Dann ging's die Mohrenstraße hinauf bis zur Friedrichstraße, und diese hinab bis zur Kochstraße. Na, fragte der Oheim, wirst Du allein zurück finden? als wir vor dem Eingange des Gymnasiums

standen, und er mir nochmals den Weg kurz erläutert hatte. Ich antwortete ganz überzeugt: ja. Vor dem Ministerium erwarte ich Dich, also spute Dich nach Schluß der Lehrstunde, rief er mir noch zu, als wir uns trennten.

Diesen Befehl befolgend, lief ich denn auch mit einigen Genossen die Friedrichstraße hinauf, sobald wir den Schulhof hinter uns hatten. Wohin willst Du, fragte man mich. Zum Wilhelmsplatze. Dann mußt Du hier in die Mauerstraße einbiegen. Nein, sagte ich, ich muß die Friedrichstraße hinauf bis zur Mohrenstraße. Ach, höhnten die Andern, der ist kein Berliner und weiß nicht, daß die Mauerstraße grade auf die Mohrenstraße führt. Sei doch nicht dumm, es ist ja viel näher, hieß es.

Diese zur Schau getragene Ueberlegenheit machte Eindruck auf mich, und ich trabte richtig die Mauerstraße hinauf. Nicht gar zu weit war ich gekommen, da tauchte schon die Kirche mit dem runden Turme auf. Ei, dachte ich, da bist du ja beinahe am Ziele. Denn ich hatte keine Ahnung davon, daß es eine zweite Kirche gebe, die der Dreifaltigkeitskirche ganz und gar gleiche.*) Ich ging rund herum um die Kirche und suchte das Haus mit dem Engel. Ein, zwei Mal wiederholte ich den Rundgang. Vergebens. Ach,

*) Damals war die Dreifaltigkeitskirche noch nicht umgebaut und dem Aeußeren nach der böhmischen Kirche ganz gleich.

Du hast nicht aufgepaßt, sagte ich zu mir, der Engel wird an der nächsten Straßenecke sein. Ich setzte mich also in Trab, die Krausenstraße hinauf bis zur Friedrichstraße. Kein Engel war zu sehen, also weiter bis zur Charlottenstraße. Auch hier nicht. Während ich Halt machte, ängstlich und unsicher nach dem goldenen Engel ausspähend, erregte ich wegen meiner eigenartigen Hartracht die Aufmerksamkeit eines Haufens von Straßenjungen. Die Muhme hatte nämlich gemeint, mein langes, dichtes, blondes Har, das steif wie Bindfaden um die Schultern wallte, sei zu schade zum Abschneiden, es müsse in Lockenform gebracht werden. Gesagt, getan. Allabendlich wurden meine Hare aufgewickelt. Des Morgens entfernte die Muhme die Wickeln, und alle Welt behauptete, die Locken ständen mir vortrefflich. Stolz trug ich meine Mähne und zu Hause, wo ich ja immer sehr gesittet dasitzen oder einherwandeln mußte, ging die Sache leidlich. Aber jetzt nach den Erregungen der Schulfreuden und dem heftigen Laufen, hatten die Locken ihre Karschheit gänzlich eingebüßt, hingen schlaff und wirr herunter. Kiek doch bloß den Affen mit de langen Korkenzieher, höhnten die Bengels und machten Miene, meinen Kopfschmuck einer näheren Prüfung zu unterwerfen.

Ich ergriff die Flucht und kam atemlos am Dönhofplatze an, den ich in der ersten Erregung für den Wilhelmplatz hielt. Freilich dauerte der

Irrtum nur einen Augenblick; fehlten doch die marmornen Feldherren und die schönen Anlagen.*) Jetzt sah ich ein, daß ich mich gänzlich verirrt hatte und fragte. Man wies mich zurecht, aber in der Aufregung täuschte ich mich abermals und befand mich schließlich ratlos und weinend am Opernplatze. Ein alter Herr erbarmte sich meiner, lud mich in eine Droschke und brachte mich, mehr todt als lebendig, nach der Grabenstraße. Die Muhme umarmte mich mit Tränen in den Augen und sagte: Kind, was hast Du uns für Sorge gemacht. Wir glaubten schon, Dir sei ein Unfall zugestoßen. Der Oheim ist noch unterwegs und sucht Dich.

Endlich kam der Oheim, und ich machte mich schon auf eine schöne Strafpredigt gefaßt, aber er sagte nur: Na gut, daß er da ist, aber ich hätte ihn doch für klüger gehalten.

Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß die Muhme mich in den nächsten Tagen regelmäßig aus der Schule abholte. Ich erzählte ihr meine ganze Irrfahrt und bemerkte, an allem sei der goldene Engel schuld, der plötzlich seinen Platz verlassen haben müsse. Sie lachte und klärte mich bald über meinen Irrtum auf, indem sie mir erst die böhmische und dann die Dreifaltigkeitskirche und daneben die Apotheke mit dem Engel zeigte.

---

*) Damals hatte der Dönhofplatz noch keine Anlagen, er entbehrte jedes Schmuckes.

Auch die Lockenwickelei hatte ein Ende, denn die Muhme überzeugte sich, daß nicht einmal ihre Gegenwart mich vor den höhnischen Zurufen böser Buben schützte. Die langen Hare fielen der Schere zum Opfer.

Herr Siebmann.

Die Schule ward jetzt der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Die Lehrer, die Mitschüler, die häuslichen Aufgaben beschäftigten fast ausschließlich meine Gedanken.

Dadurch wurden die Erinnerungen an meinen Aufenthalt in der Jungfermühle naturgemäß abgeschwächt, und ich söhnte mich nach und nach ganz mit den neuen Verhältnissen aus.

Dazu trug viel bei, daß die Anforderungen der Schule mir keine Schwierigkeiten bereiteten; einesteils, weil ich leidliche Vorkenntnisse mitbrachte, anderenteils, weil die Muhme bei den Schulaufgaben nachhalf.

Es glückte mir, mich bis zum Ersten in der Klasse aufzuschwingen und die Belohnung dafür bestand in einem Kittel von himmelblauer Farbe, den ich mir besonders gewünscht hatte.

Aber ich sollte bald einen gefährlichen Nebenbuhler erhalten. Ein gewisser H. trat mitten im

Schuljahre in die Klasse ein und mußte, der Sitte gemäß, als Neuer, den letzten Platz einnehmen. Wir trafen uns oft beim Nachhausegehen, da unsere Wohnungen nahe bei einander lagen. Ich bedauerte H., daß er Letzter sitzen müsse. Er aber meinte ganz zuversichtlich: Mein Vater hat gesagt, ich wüßte viel mehr als Ihr Anderen und müßte eigentlich in die höhere Klasse gekommen sein. Aber warte nur, Letzter bleibe ich nicht, ich werde schon heraufkommen und auch Dich noch vom ersten Platze herunterholen. Mit unserer Freundschaft war es nun vorbei; jeder ging seines Weges allein. Aber H. hatte seine Kräfte nicht überschätzt. In wahrhaft erschreckender Weise rückte er mir näher. 30 Schüler hatte er in wenig Tagen überholt, bald saß er auf der ersten Bank, dann Zweiter, und eines Tages mußte ich richtig weichen. Er hatte mich im Rechnen geschlagen. Zum ersten Male empfand ich so etwas wie Haß, und als H. beim Nachhausegehen an mich herantrat und spöttisch bemerkte: Etsch, jetzt habe ich Dich, da schoß mir das Blut nach dem Kopfe, und ich hieb blindlings auf ihn ein. Aber er war kräftiger und größer, so daß ich schließlich froh sein mußte, mit einigen Beulen davonzukommen.

Am nächsten Tage hatte ich die Genugtuung, ihn wieder zu verdrängen, und der Kampf um die ersten Plätze wurde von jetzt ab mit wechselndem Erfolge geführt. Da wir fast immer nebeneinander

saßen und das Mißliche einer Feindschaft, die darin bestand, den Andern bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anzuärgern, allmälig satt bekamen, so machten wir Frieden und fanden uns, so gut es gehen wollte, in den häufigen Wechsel des Primates.

Unser Hauptlehrer Herr Siebmann war ein vortrefflicher Mann. Er verkehrte wahrhaft väterlich mit uns uud wir hatten ihn alle lieb. Da er in die höheren Klassen mitging, so behielten wir ihn mehrere Jahre hindurch. Dadurch bildete sich zwischen Lehrer und Schülern ein Band der Gemeinschaft, das außerordentlich wohltuend wirkte. Die höhere Klasse bot uns nichts Fremdes an das wir uns erst gewöhnen, in das wir hineinwachsen mußten, wie später im Gymnasium, wo stets ein anderer Lehrer mit anderen Grundsätzen und Gewohnheiten seinen Willen geltend machte, und wo fast die Hälfte der Schüler aus sogenannten Alten bestand, die an den Neuen ihr Mütchen zu kühlen, begierig waren.

Wie gern wir Herrn S. hatten, das zeigte sich besonders an seinem Geburtstage. Denn damals nahm die ganze Klasse am Geburtstage des Hauptlehrers Anteil. Blumentöpfe und Sträuße aller Art bedeckten den Lehrertisch, aber auch Napfkuchen, Früchte, Wein fehlten nicht. Als besondere Ehre galt es, die Gaben in die Wohnung des Gefeierten tragen zu dürfen, zumal bekannt war, daß

Frau Siebmann die Bringer sehr freundlich empfing und bewirtete. Ich entsinne mich noch einer solchen Sendung, die für alle Beteiligten recht unangenehme Folgen hatte. Herr Siebmann wohnte in der Oranienstraße. Wir waren fünf. Der Eine trug Blumensträuße oder -Töpfe, der Andere Weinflaschen, S. aber einen prächtigen, von der Mutter selbstgebackenen Napfkuchen.

Damals waren die Bürgersteige vom Fahrdamme noch durch Rinnsteine getrennt, die in den größeren Straßen recht ansehnliche Tiefe und Breite hatten. Holzbrücken vermittelten den Übergang zum Damme, und diese boten mit ihren losen, manchmal recht schadhaften Bohlen, besonders bei Regenwetter, einen recht unsicheren Übergang. S. trug seinen Napfkuchen auf einem Teller, den er mit beiden Händen festhielt. Beim Überschreiten einer Rinnsteinbrücke gab eine Bohle nach, S. strauchelte, stürzte, Teller und Kuchen entfielen ihm. Der Teller ging in Scherben, der Kuchen aber zersprang in 2 Teile, von denen einer im Rinnsteine, der andere auf dem schmutzigen Damme lag. Wir Anderen lachten zuerst nach Jungenart, während S. jammernd die beiden Stücke des Kuchens zu vereinigen suchte. Dann überlegten wir gemeinsam was zu tun sei. Der Kuchen war unrettbar verloren, das leuchtete selbst uns Kindern ein. Weißt du was, meinte endlich einer, ich gebe dir einen Blumentopf ab, den überreichst du; vom

Napfkuchen reden wir gar nicht. Bei Siebmann's ist immer so viel Geburtstagskuchen, daß es gar nicht bemerkt wird, ob ein Kuchen fehlt. S. wollte zwar Anfangs hiervon nichts wissen. Er meinte es sei besser, den Vorgang ehrlich zu gestehen, denn wenn es nachträglich herauskomme, wäre es viel schlimmer. Wie soll es denn herauskommen, hieß es. Wir petzen nichts. So ließ sich S. überreden.

Frau Siebmann empfing uns sehr freundlich. Wir lieferten unsere Gaben ab und mußten uns setzen. Es gab Chokolade, Kuchen und Obst. Schließlich erhielt jeder noch eine Düte mit auf den Weg. Wir Anderen gingen selenvergnügt nach Hause, nur der arme S. war niedergeschlagen und fürchtete Herrn Siebmanns Zorn.

Als aber der nächste Tag ohne jede Trübung verlief, freute sich S. und meinte: es sei doch alles gut gegangen. Aber der hinkende Bote kam nach. Herrn Siebmann war nämlich der schöne Napfkuchen zufällig doch im Gedächtnisse geblieben und da er zu Hause nichts davon zu sehen bekam, forschte er nach und war sehr erstaunt von seiner Frau zu hören, daß gar kein Napfkuchen abgegeben worden sei.

Die Jungen werden ihn am Ende aufgegessen haben, meinte lachend Frau Siebmann. Daran sei nicht zu denken, antwortete Herr S., dazu kenne er uns zu gut. Es müsse irgend etwas Anderes

passirt sein. Aber daß ihm das verheimlicht werde, sei bedenklich und erfordere Nachforschung.

Wir glaubten vor Schreck in die Erde sinken zu müssen, als Herr Siebmann am Schlusse der Lehrstunden zwei Tage nach dem Vorfalle plötzlich erklärte: die 5, welche neulich die Geschenke nach meiner Wohnung gebracht haben, bleiben noch einen Augenblick hier.

Unter Tränen erzählte S. den ganzen Hergang von dem verunglückten Kuchen. Daran war ja nichts Schlimmes meinte Herr Siebmann. Aber Du hättest doch mir oder meiner Frau die Sache mitteilen sollen. Das wollte ich ja auch eigentlich, aber die Anderen sagten, ich solle nur statt dessen einen Blumentopf abgeben, so werde niemand etwas merken.

Nun brach das Unwetter los. Das hätte er nie gedacht, rief Herr Siebmann, daß wir jemanden zur Unwahrheit verleiten würden, das sei sehr schlimm.

Wir wurden ganz gehörig abgekanzelt und mit der Drohung entlassen, die Weihnachtcensur werde einen Vermerk über unser tadelnswertes Betragen erhalten.

Ganz zerknirscht schlich ich nach Hause. Denn das hatte der Oheim oft wiederholt nach dem Zeugnisse richte sich die Bescherung, und mehr noch als Unzulänglichkeit der Leistungen, würde er einen

Vermerk über mangelhaftes sittliches Betragen übel aufnehmen. Mit Bangen sah ich der Entscheidung entgegen, zumal es mir so vor kam, als wenn Herr Siebmann in den Lehrstunden viel weniger freundlich zu mir war, als gewöhnlich.

Endlich nahte die letzte Schulstunde vor dem Feste heran. Richtig behielt Herr Siebmann unsere 5 Zeugnisse zurück und meinte, er wolle uns nach der Stunde sprechen. So war denn das Urteil gefällt. Nur mühsam bekämpfte ich meine Tränen. Aber wer beschreibt unsere Freude als Herr Siebmann erklärte, er wolle in Anbetracht unserer sonstigen tadellosen Führung nichts auf den Zeugnissen vermerken, wenn wir ihm versprächen, nie wieder von der Wahrheit abzuweichen. Das geschah natürlich feierlich, und jubelnd stürmten wir nach Hause, wo meiner eine große Überraschung harrte.

Ich fand bei der Muhme eine Dame und ein kleines Mädchen; beide hatten Trauerkleider an. Du bekommst eine Spielgefährtin, sagte die Muhme, gieb Deiner neuen Schwester Sofie die Hand, sie bleibt bei uns. Damit war ich wohl zufrieden, denn der Gedanke an Minchen hatte mich bei meinen einsamen Spielen nie verlassen. Sofie war wohl in den ersten Tagen etwas scheu, aber bald wurden wir nach Kinderart mit einander vertraut und teilten uns die gegenseitigen Wünsche für Weihnachten mit.

Sofie's Eltern, dem Oheime innig befreundet, hatten kurz nacheinander das Zeitliche gesegnet und fünf Kinder hinterlassen. Die älteste Schwester war Lehrerin, die beiden Anderen auf dem Wege es zu werden, ein Bruder besuchte die Gewerbeschule. Vermögen hatten sie nicht und so nahm sich der Oheim der Waise an.

Unsere Wohnräume waren zwar nicht eben zahlreich. Aber da die erwachsene Tochter des Oheimes auf längere Zeit zu Verwandten ihres Bräutigams nach Bradford in England, übergesiedelt war, so reichten sie aus. Schlafen mußten wir freilich in einem dunkelen Alkoven, der durch eine spanische Wand in 2 Teile getrennt war. Das behagte uns keineswegs, da wir beide nicht zu den Tapfersten gehörten, im Gegenteile bei dem leisesten Geräusche zusammenfuhren und ängstlich den Kopf unter die Bettdecke steckten. Den Tag brachten wir meist in Gegenwart der Muhme, in der geräumigen berliner Stube zu.

Weihnachten.

O du goldene Weihnachtszeit, du schönstes aller Feste. Mit geheimnißvollem Zauber umfängst du die Kindesseele, daß sie zu vergehen meint in Wonne und ruhelos den heiligen Abend herbeisehnt,

an dem sich ihre Träume und Hoffnungen verwirklichen sollen. Endlich, endlich ist der festliche Tag da! Nun wird jede Stunde gezählt, bald diese, bald jene Beschäftigung vorgenommen. Eine angenehme Zerstreuung bilden die Vorbereitungen zum Kuchenbacken. Da werden Mandeln ausgeschalt und fein zerschnitten, Rosinen ausgelesen. Dann wird der prächtige Teig eingerührt, geschlagen und in die großen Napfformen gefüllt, oder auf dem breiten Eisenbleche fein säuberlich zerteilt. Jeder Kuchen erhält einen Zettel mit unserem Namen, und ich bin nicht wenig stolz, daß ich ihn schreiben darf, wenngleich es mir viel Mühe macht.

So kommt Mittag heran. Das Essen schmeckt gar nicht. Am Liebsten ließe ich die Suppe stehen und liefe davon. Aber ich kenne des Oheimes Denkweise sehr genau: was einmal auf dem Teller ist, muß aufgegessen werden. Deshalb hinunter damit. Nach dem Essen gehen der Oheim und die Muhme fort. Wir werden ermahnt, ja recht artig zu sein. Das Mädchen, das in der Küche hantirt, während wir in der berliner Stube uns befinden, soll Acht auf uns geben. Ich gehe nur einen Augenblick auf den Hof hinunter, sagt sie, verhaltet Euch recht still. Der Augenblick verlängert sich, und uns plagt die Langeweile. Vorsichtig wird die Tür zur Vorderstube aufgemacht und hinein gehts. Neben dieser liegt der geheim-

nißvolle Raum, in dem der Weihnachtsmann sein Wesen treibt. Aber die Tür ist schon seit acht Tagen verschlossen. Leise schleiche ich heran und kucke durch's Schlüsselloch. Richtig, da steht mitten im Zimmer ein großer Weihnachtsbaum. Ein Ausruf des Staunens entfährt mir. Will auch mal sehen, plärrt die kleine Sofie. Ich schiebe eine Fußbank hin. Sie besteigt dieselbe, hält sich mit den Händchen an der Türklinke und preßt das rechte Auge auf das Schlüsselloch. Dabei rutscht auf der glatt gebohnten Diele die Fußbank fort, und klatsch liegt Sofie laut jammernd am Boden.

Händeringend und scheltend stürzt das Mädchen herbei. Glücklicher Weise ist außer einer tüchtigen Beule auf der Stirne kein Schaden zu entdecken. Dennoch schreit Sofie zu unserer Beider Entsetzen, als wenn sie am Spieße stecke. Die Muhme kommt dazwischen und ihr gelingt es endlich, Sofie zu beruhigen. Die Geschwulst wird mit einer Messerklinge kräftig bestrichen.

Allmälig beginnt es zu dunkeln, und wir Kinder wissen unsere Unruhe kaum mehr zu bemeistern. Die Muhme wird mit tausend Fragen bestürmt. Das Mädchen bringt die prächtig geratenen Kuchen vom Bäcker und wir erhalten zum Kaffee ein Kosthäppchen, das vortrefflich mundet. Jetzt dürfen wir unsere Festkleider anlegen und die Muhme überhört nochmals den Vers, der dem Oheime vorgetragen werden soll.

Fritzchen, sagt sie dann zu mir, der Oheim hat gewünscht, Du möchtest ihn aus dem Ministerium abholen. Da bekommst Du vielleicht auch den Herrn Minister zu sehen, fügt sie lächelnd hinzu. Oft nämlich, wenn der Oheim des Abends, später als gewöhnlich, nach Hause kam, und die Muhme ihn fragte: Wo bleibst Du nur heute so lange, ich fürchtete schon, Dir sei etwas zugestoßen, dann erwiderte der Oheim: der Minister hatte noch einige Sachen, die eiligst erledigt werden mußten. Sein Wunsch ist Befehl. Da ist nichts zu machen, und wenn ich auch schon den Hut in der Hand habe.

Ei, dachte ich, der Minister muß ja ein ganz besonderer Mann sein. Wie mag der wohl aussehen, gewiß wie ein Riese mit großem Barte und drohender Miene. Mein sehnlichster Wunsch war, einmal den Minister zu sehen, und ich hatte das der Muhme schon öfters gesagt.

Noch nie hatte ich den Oheim in seinem Arbeitsraume selbst aufgesucht und auf mein Befragen nach ihm, nahm mich ein Kanzleidiener bei der Hand. Wir stiegen zum ersten Stocke hinauf, durchschritten ein einfaches, mit einigen Bildern geschmücktes Vorzimmer und traten in das Zentral-Büreau, wie mein Führer sagte. Der Oheim stand an einem hohen Pulte und schrieb eifrig. Setze Dich nur, ich habe noch zu tun, sagte er. Ich hatte Zeit, mir den Raum näher zu betrachten. Ein großes, viereckiges Zimmer mit hohen Fenstern, die nach

dem Hofe hinausgingen. Vier riesige Pulte standen da umher. Im Kamine brannte ein lustiges Feuer.

Gehen Sie nur, F., meinte der Oheim zu meinem Führer, es ist weiter nichts zu erledigen.

Bald darauf legte er ein großes Aktenstück bei Seite und sagte: so, nun bin ich fertig, wir können aufbrechen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, ein mittelgroßer dicker Herr mit breitem, bartlosem Gesichte und unendlich kleinen Augen trat ein und sagte: gut, daß Sie noch da sind. Diese Depesche von Sr. Majestät muß sofort erledigt werden. Es ist zwar heiliger Abend, aber die Sache eilt, und Sie sehen, meine Familie muß auch auf mich warten.

Ist das Ihr Sohn, fragte er plötzlich, auf mich deutend. Nein, Exzellenz, mein Neffe, antwortete der Oheim. So so, na ich wünsche frohes Fest und fort war er. Der Oheim setzte sich an's Pult und schrieb und erst nach einer ganzen Weile verließen wir das Büreau. Ich aber empfand eine große Enttäuschung. Dieser kleine dicke Herr mit der dünnen Stimme war der gewaltige Minister? Nicht einmal einen Bart hatte er. Da gefiel mir Herr Siebmann viel besser.

Ziemlich spät kamen wir nach Hause. Der Oheim und die Muhme verschwanden alsbald im geheimnißvollen Vorderzimmer, während wir Kinder in der berliner Stube uns vor Ungeduld kaum zu lassen wußten. Endlich öffnete die Muhme die

Türflügel und rief: Kinder kommt, der Christ ist da. Eilig liefen wir nach vorn, standen aber zuerst ganz geblendet von dem Lichterglanze, der uns entgegenschimmerte. Nein, solchen prächtigen Weihnachtsbaum hatte ich in der Jungfermühle nicht zu sehen bekommen, der reichte ja fast bis an die Decke und war über und über geschmückt mit bunten Ketten und Netzen, goldenen Aepfeln und Nüssen. Zuerst aber mußte der Weihnachtsvers aufgesagt werden und das war nicht leicht im Anblicke der vielen Herrlichkeiten.

Erst nachdem diese schwierige Aufgabe glücklich gelöst war, konnten die Geschenke gemustert werden. Ein Bau- und ein Tuschkasten erregten meine besondere Freude. Vergebens aber sah ich mich nach den lebhaft gewünschten Bleisoldaten um, und vermochte meine Verwunderung über das Fehlen derselben nicht zu unterdrücken. Der Oheim, der das Spielen mit Soldaten geradezu haßte, wie ich später oft bemerken konnte, sagte: du sollst einmal Prediger werden und da paßt sich das Spielen mit Soldaten nicht. Ich will ja gar nicht Prediger werden, rief ich entrüstet, ich will Doktor werden, wie der alte Kreisphysikus in B. Kinder haben nichts zu wollen erwiderte der Oheim in strengem Tone und damit hatte diese Erörterung ein Ende. Mein Kummer über den Mangel an Soldaten war bald vergessen, denn es gab ja andere Sachen genug, die mich fesselten.

Sofie war überglücklich. Sie hatte eine Riesenpuppe bekommen und verschiedene andere Dinge, die ein Mädchen erfreuen können. Wie schnell vergingen die Abendstunden, und daß man endlich zu Bette gehen mußte, wurde schmerzlich beklagt.

Mit kindlichem Eifer hatten Sofie und ich während der Festtage gemeinsam gespielt. Dabei war natürlich den vorhandenen Leckerbissen reichlich zugesprochen, und die Folge war, daß mich plötzlich ein Unwohlsein befiel. Ich wurde vorläufig auf dem Sofa, neben dem großen Weihnachtbaume gebettet.

Es dauerte gar nicht lange, da begann auch Sofie zu klagen und die besorgte Muhme meinte, man müsse doch lieber zum Arzte schicken. Unsinn, sagte der Oheim, den Mann wegen solcher Kleinigkeit zu stören. Was wird's denn sein. Sie haben sich den Magen überladen und müssen fasten.

Bei mir mochte das zutreffen, nicht aber bei Sofie. Zwar klagte sie wenig und als sie Abends Chamillenthee bekommen hatte, schlief sie sogar fest ein. Ihr Bett war aus dem Alkoven in die zweite Vorderstube gebracht worden. Dort sollte sie die Nacht über bleiben, während ich mich auf dem Sofa, unter dem Weihnachtbaume wieder ganz leidlich fühlte. Da Sofie scheinbar fest schlief, so wollten auch der Oheim und die Muhme sich zur Ruhe begeben, als Sofie plötzlich mit Jammergeschrei aus dem Schlafe empor fuhr, zu husten

anfing und über Halsschmerz klagte. Der Husten nahm anfallweise zu. Dabei klang er hohl und heiser, so daß mir auf meinem Lager ganz unheimlich zu Mute wurde. Denn da die Flügelthüren zum Nebenzimmer offen standen, so konnte ich alles sehen und hören. Der Oheim eilte fort um den Hausarzt zu holen. Die Muhme stützte Sofien bei den schrecklichen Hustenanfällen den Kopf und suchte ihr Thee einzuflößen.

Stetig schlimmer wurden die Anfälle. Bewußtlos, bleich, ohne ein Wort zu sprechen lag Sofie da; nur noch ächzend, keuchend, hin und wieder heiser aufschreiend. Barmherziger Gott sie erstickt, rief die Muhme plötzlich und kniete händeringend neben dem Bette nieder. Ich erschrak heftig und fing an zu weinen. Da klingelte es und der Oheim kam mit dem Doktor G. Der brachte ein Pulver mit, das er Sofien sofort eingab. Es stellte sich Erbrechen ein, der schreckliche hohle Husten ließ nach und langsam erholte sie sich. Nach einer halben Stunde etwa, erklärte G. daß alle Gefahr vorüber sei und verabschiedete sich.

Sofort nach seinem Weggange schlief ich fest ein und als ich am anderen Morgen erwachte, fühlte ich mich ganz gesund.

Bald kam G. und erklärte Sofie müsse zwar noch das Bett hüten aber der Zustand sei zufriedenstellend. Dann trat er lächelnd zu mir heran, ließ sich die Zunge zeigen und sagte: Ja, ja, kleiner

Mann, wir haben zu viel Süßigkeiten gegessen und müssen nun hungern. Aber aufstehen können wir. G. kam in den nächsten Tagen wieder und ich gewann ihn sofort von ganzem Herzen lieb. Ich freute mich schon, wenn ich nur seine Stimme hörte. War es die schnelle Hülfe, die er Sofien gebracht hatte, war es die freundliche, liebevolle Art in der er mit mir sprach, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich ihn vom ersten Augenblicke an gut leiden mochte. Dieser Eindruck ist auch späterhin nie abgeschwächt worden trotzdem ich Gelegenheit hatte zu beobachten, daß G. auch sehr ernst und streng sein könne.

Ich verglich ihn unwillkürlich mit unserem alten Physikus in B. dessen Andenken sich mir fest eingeprägt hatte. G. trug eine Uniform, Epaulettes und einen Degen an der Seite. Er war hoch gewachsen, flink in seinen Bewegungen, sprach schnell und bestimmt, während der Physikus langsam auf seinen großen Stock gestützt, einherwandelte, gern stehen blieb, alle Augenblicke die Tabackdose hervorholte und eine Prise nahm und dabei immer ein so ernstes Gesicht machte, als sei das größte Unglück im Anzuge. Sein schwarzer Anzug konnte natürlich gegenüber der Uniform von G. nicht in Betracht kommen und auch der hohe Hut und der schöne Stock verloren ihren Wert gegenüber den Epaulettes und dem zierlichen Degen, die G. trug.

Die Muhme setzte mir auf meine stürmischen Fragen auseinander, daß G. Militärarzt sei und deßhalb Uniform trage.

Ach rief ich erfreut, ich will auch Militärarzt werden liebe Muhme, die Uniform gefällt mir sehr. Und wenn ich Militärarzt werde, dann darf ich doch auch mit Soldaten spielen? fuhr ich erregt fort.

Still, still, erwiderte lächelnd die Muhme. Soldaten will Dir der Oheim nicht schenken, er kann sie nicht leiden. Das Andere wird sich später finden. Erst mußt du groß werden und sehr viel lernen.

Das Gymnasium.

Die Vorschule war regelrecht durchgemacht, und die Pforten des Gymnasiums hatten sich aufgetan. „Gymnasiast", das bedeutete eine Würde, eine Errungenschaft besonderer Art, auf die man sich etwas einbildete. Ueber die Achsel wurden diejenigen unserer Genossen angesehen, welche zur Realschule übertraten. Merkwürdig ist es immerhin, wie solche Vorurteile in jugendlichen Gemütern entstehen. Jedenfalls sind die einmal entstandenen, schwer auszurotten.

In unseren Augen galten die Realschüler als eine böse Gesellschaft. Das war Ueberlieferung.

Mit wahrem Behagen wurden alle möglichen Geschichten aufgetischt, aus denen hervorgehen sollte, welche Rotte von Tunichtguten dort beisammen wäre. Dazu kam, daß tatsächlich die geriebensten und rüdesten Besucher der ersten Vorschulklasse zur Realschule übertraten. Sogenannte Musterknaben waren nicht darunter. Und in welchem alten, häßlichen Gebäude befanden sie sich. Das sah mit seinem grün-grauen verschossenen Anstriche, dem abgebröckelten Mauerwerke, den kleinen Fensterscheiben, einer Räuberhöhle ähnlicher, als einer Schulanstalt. Wer nun gar einen Blick in das Innere geworfen hatte, in die engen Flure, die öden kleinen altergeschwärzten Zimmer, mit den, durch den Zahn der Zeit und die Schnitzereien der Schüler bearbeiteten Tischen und Bänken, der hielt es nicht für angemessen, daß ein ordentlicher Gymnasiast sich mit einem Realschüler einlasse.

Selbstverständlich beruhte die Abneigung auf Gegenseitigkeit, wenigstens in den unteren Klassen. Bei der Nähe der Anstalten, dem täglichen Begegnen auf dem Schulwege, führte diese Abneigung zu fortwährenden Reibereien. Vergebens predigten die Lehrer, besonders der den Anstalten gemeinsame Direktor Ranke, daß wir Schüler einer großen Gemeinschaft seien und einträchtiglich zusammen halten müßten; vergebens wurde uns vor Augen geführt, wie häßlich es sei, wenn die sittsamen Mädchen der benachbarten Elisabethschule täglich Zänkereien

und Katzbalgereien zu sehen bekämen; vergebens erwiesen sich alle Bestrafungen, wir blieben feindliche Brüder und nahmen jede Gelegenheit wahr, dies zu erweisen, trotzdem unser Klassenlehrer in Sexta, Dr. Bernhard, erklärte, er wolle keine Gassenjungen haben und werde die aus der Klasse zu entfernen wissen, welche wegen Prügeleien mit Realschülern abgefaßt würden. Er war ganz der Mann dazu, Ernst zu machen, und wir hatten große Scheu vor ihm, trotz seiner kleinen Gestalt und seiner Kurzsichtigkeit.

In seinem Wesen lag etwas, das kein Widerstreben duldete. Jede Unachtsamkeit, jede Lässigkeit ahndete er unnachsichtlich. Sehr gefürchtet waren seine „Kopfnüsse", eine körperliche Strafe, die darin bestand, daß er mit zusammengeballten Fingern den Hinterkopf des Schuldigen bearbeitete. Indeß war er gerecht in seinen Urteilen und gab sich große Mühe mit uns, so daß wir besonders im Lateinischen, tüchtige Fortschritte machten.

Ganz anders zeigte sich in vieler Beziehung Dr. Badstübner, der in Quinta unser Hüter wurde. Er war ein feiner, liebenswürdiger Herr, dem man das Wohlwollen für seine Schüler deutlich anmerkte. Er strafte ungern, und geschah es dennoch, so ließ er sich meist nach Schluß der Stunde durch Bitten und Versprechen von Besserung, zur Zurücknahme der Strafe bewegen. Wohl hatte er seine Theekinder, die sich kleiner, harmloser Vorrechte er-

freuten, da er aber gegen uns Alle gut war, so nahmen wir ihm das nicht krumm. Trotz seiner Nachsicht und Freundlichkeit, ist meines Wissens niemals eine Ungebührlichkeit gegen Badstübner verübt worden.

In diese Zeit fiel ein Ereigniß, das in den Jahrbüchern des Gymnasiums verzeichnet zu werden verdient, und großen Eindruck, besonders auf uns Jüngere machte.

Als zu Anfang des Halbjahres sämmtliche Schüler im Festsale beisammen waren, erklärte Ranke: Der Karzer solle von jetzt abgeschafft sein. Er hoffe, wir würden durch die Tat beweisen, daß das in uns gesetzte Vertrauen, berechtigt gewesen sei. Keiner von uns Jüngeren kannte das Innere des berüchtigten Raumes, aber gehört hatten wir um so mehr davon, und zwar von Schülern der Quarta, die mehrfach seine Bekanntschaft gemacht hatten. Sie erzählten merkwürdige Dinge. Die Wände seien mit Sprüchen und Versen beschrieben, auch Zeichnungen fehlten nicht. Der Schemel und der Tisch litten an Alterschwäche und zeigten mannigfache Spuren der Bearbeitung mit Taschenmessern und anderen Werkzeugen.

Das Aeußere des Karzers war uns Allen wohlbekannt. Er stellte einen Holzverschlag am Ende des Flures im ersten Stocke des Nordflügels dar, und sein gitterbeschlagenes Fenster, an der Giebelseite gelegen, ging auf den sogenannten Hinter-

hof hinaus. Dieser Hinterhof schloß sich unmittelbar an den großen Hof an, hatte aber nur einen schmalen Zugang, welcher durch eine Mauer des Nachbargrundstückes einerseits und den Nordflügel unseres Schulgebäudes andererseits, begrenzt wurde. Hier standen die unvermeidlichen Bedürfnißanstalten, und es war eigentlich durchaus kein Grund vorhanden, sich länger aufzuhalten als irgend nötig. Aber da die Herren Lehrer begreiflicherweise diesen Hof nicht gern betraten, so fand sich hier in den Zwischenstunden die Blüte der tatendurstigen Tunichtgute zusammen, und mancher böse Streich wurde vollführt. So war es ein offnes Geheimniß, daß besonders kühne Insassen des Karzers durch Strippen, welche sie mitnahmen und durch das Fenster hinunterließen, mit dem Hinterhofe in Verkehr standen und allerlei ungehörige Dinge, als da sind Schrippen, Wurst und andere Eßwaren, in die Höhe zogen. Denn die Maschen des Drahtgeflechtes erwiesen sich als sehr dehnbar und durchlaßfähig, unter Nachhülfe von innen. Daß diese Ungehörigkeiten zu den Ohren der Lehrer gekommen waren, ist wohl zweifellos, und wenn auch die Abschaffung des Karzers in der Hauptsache der Milde und Hochherzigkeit Rankes entsprang, so ist doch vielleicht der Entschluß erleichtert und beschleunigt worden durch die Ueberzeugung, daß die Karzerstrafen im Laufe der Zeit sehr viel von ihren Schrecknissen verloren hätten, dagegen zu mancherlei Torheiten und Ulk

die Handhabe böten. Der Verschlag und das Gitter verschwanden, der Karzer gehörte der Vergangenheit an, und ward nur durch die Erzählungen der Aelteren dem Gedächtnisse der Jüngeren einverleibt. Bald nach diesem Vorgange sollte ich mit den Rittern des Hinterhofes, deren Treiben ich oben schon andeutete, ohne meinen Willen nähere Bekanntschaft machen. Und nicht viel fehlte daran, daß diese Bekanntschaft meiner Gymnasiastenlaufbahn ein jähes Ende bereitet hätte.

Während der Zwischenstunden glich nämlich der große Hof einem Ameisenhaufen, denn 6—700 lebende Wesen von 7 bis 20 Jahren, den dumpfen Schulräumen für 10 Minuten entrückt, schwirrten und lärmten da durcheinander. Zwei Brunnen bildeten, besonders im Sommer, die Mittelpunkte, um die sich Haufen durstiger Selen drängten. Von Hand zu Hand wanderte der schlichte, an einer Kette befestigte Trinkbecher aus Blech. Es sah eigentlich nicht sehr einladend aus, dieses Trinkgefäß, aber was fragte jugendlicher Durst danach. Die älteren Zöglinge freilich verschmähten es meist, aus diesem Allerweltsbecher ihren Durst zu stillen. Sie besaßen zierliche, zusammenlegbare Ledergefäße oder kleine Gläser. Wer nichts von alledem benutzen konnte, legte die Hände hohl zusammen und schlürfte das erfrischende Naß aus diesem allereinfachsten und zweckmäßigsten Gefäße.

Ein Kreis von Lehrern stand gewöhnlich unter

einer der alten Akazien; hatten sie doch mindestens eben so viel Bedürfniß nach frischer Luft und Erholung, wie wir.

Vom Hinterhofe drang nicht selten bis hierher Geschrei und Gejauchze, welche das allgemeine Summen und Lärmen auf dem großen Hofe scharf übertönten. Es war immer ein Zeichen, daß den dortigen Helden ein ganz besonders guter Streich gelungen war. Dann brachte wohl einer der Lehrer das Opfer und setzte sich nach dem Hinterhofe in Bewegung. Kam er an, befand sich alles in schönster Ordnung, und fragte er etwa nach der Ursache des überlauten Geschreies, so wußte niemand etwas davon, oder es meinten einige, es werde wohl von der anderen Seite gekommen sein, der Schall täusche hier zwischen den Mauern außerordentlich. Dem Gestrengen blieb nichts übrig, als möglichst unbefangen den Rückzug anzutreten. Recepui canit, hieß es dann hinter ihm her.

Das Nutzlose solcher Streifzüge war so bekannt, daß nur neue Lehrer hin und wieder die Anwandlung bekamen, sie zu unternehmen.

Es war damals die Zeit des Krimkrieges, und wenn auch die preußische Regierung neutral geblieben war, die Jugend dachte anders, und nahm ganz bedeutenden Anteil an den Kämpfen. Alltäglich wurden in den Zwischenstunden, besonders auf dem Hinterhofe, hitzige Gefechte geliefert. Wobei neben den beiden Hauptparteien der Russen und

Türken, sich merkwürdigerweise noch eine dritte, die freilich klein war, eine englische, gebildet hatte; von Franzosen war nicht die Rede, trotzdem sie doch im Kriege eine sehr hervorragende Rolle spielten. Die englische Partei zeichnete sich dadurch aus, daß sie bald den Russen, bald den Türken beisprang, je nachdem es ihr paßte. Daß der Hinterhof das geeignete Gefechtsfeld abgab, ist klar, und jede Meldung von einer größeren Schlacht oder einem Gefechte auf dem wirklichen Kriegsschauplatze, bot Gelegenheit zur Wiederholung und Nacheiferung auf dem Hinterhofe.

So wurde denn eines Tages der Sturm auf die Festung Silistria, wie ich später hörte, unternommen. Die Festung, von den Türken verteidigt, war sehr sinnig dargestellt durch einen Steinhaufen und eine große Kufe mit Mörtel, die wohl zu Ausbesserungszwecken an dem Hinterhofgebäude dienen sollten. Die Russen stürmten, und der Kampf wurde äußerst hitzig, so hitzig, daß schließlich Mörtel und Steine auf die allzu kühnen Stürmer geschleudert wurden. Ich beteiligte mich in keiner Weise am Sturme, sondern ging ruhig und friedlich mit einigen Genossen auf dem großen Hofe spazieren. Da fühlte ich plötzlich einen dumpfen Schmerz am Hinterkopfe und brach bewußtlos zusammen.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der Wohnung des Herrn Professors D., dessen Frau in dem Rufe stand, sehr hülfbereit zu sein und bei

Unfällen auf dem Schulhofe gern zu Rate gezogen wurde. So nahm sie sich denn jetzt auch meiner an. Ich erfuhr, daß ich durch einen Steinwurf verletzt sei. Das Blut rieselte am Kopfe ohne Unterlaß herunter. Man kühlte mit Wasser, nachdem die Wunde gereinigt worden war. Direktor Ranke und Dr. Badstübner standen dabei, während die Frau Professor eigenhändig die kühlenden Lappen auflegte und freundlich zu mir sprach: Ich solle mich nicht änstigen. Es sei nicht schlimm. Dann reichte sie mir ein Glas mit Wein und sagte: Trinke nur, mein Jungchen, einen recht tüchtigen Schluck. Da aber trotz aller Bemühungen die Blutung nicht stand, so meinte sie, man müsse anders vorgehen. Sie verschwand einen Augenblick und kam sogleich, mit einem langen Besen bewaffnet, zurück. Die Spinnen, sagte sie, sind sehr nützliche Tiere, die man hegen und pflegen sollte. Flugs holte sie mit dem Besen aus einer hohen Zimmerecke ein tüchtiges Spinngewebe herab und legte es auf die Wunde. Dann kam Charpie darüber und Leinewand. Mit Binden wurde der ganze Kopf umwunden.

Einer der anwesenden Herren übernahm es, mich in einer Droschke nach Hause zu bringen. Eigentliche Schmerzen fühlte ich nicht, nur ein eigentümliches Flimmern vor den Augen, dumpfen Druck im Kopfe und Uebelkeit. Hast brav still gehalten, sagte Frau D. Nun wünsche ich Dir gute Heilung.

Zu Hause gab es keinen kleinen Schreck. Doch wollte der Oheim gar nicht glauben, daß ich an dem Unfalle schuldlos sei, und erst die bestimmte Versicherung meines Geleiters, schnitt weitere Erörterungen ab. Der Hausarzt G. erklärte, die Wunde gehe sehr tief und sei nicht ungefährlich. Ich bedürfe äußerster Ruhe, damit kein Zwischenfall eintrete. In der ersten Zeit mußte ich das Bett hüten, denn ich hatte mit Fieber und Uebelkeit zu kämpfen. Das Reinigen und Verbinden der Wunde machten mir manche bittere Stunde, aber es ging doch vorwärts, wenn auch sehr langsam.

Da hatte ich nun sehr viel freie Zeit, als ich aufstehen durfte, zumal durch G. jede Beschäftigung mit Schularbeiten ausdrücklich verboten war. Der Baukasten und die anderen Unterhaltungen genügten mir nicht. Mein ganzes Sinnen stand nach Soldaten. Auffallend ist diese Sucht der meisten Knaben. In vielen Fällen mag sie sich daraus erklären, daß die Väter, selbst einst dem Soldatenstande angehörig, den Sprößlingen von früh an Zuneigung für diesen Beruf einzuflößen und sie darauf vorzubereiten suchen. Aehnlich wie ja die Mädchen durch das Spielen mit Puppen auf ihre zukünftige Bestimmung unbewußt hingeleitet werden.

Bei mir traf diese Erklärung aber in keiner Weise zu. Im Gegenteile, der Oheim benutzte jede Gelegenheit, mir klar zu machen, daß der Soldatenberuf ein höchst unerquickliches Ding sei,

dem man am Besten aus dem Wege gehe. Er erzählte, wenn er dazu aufgelegt war, manche heitere und ernste Geschichte aus seiner militärischen Laufbahn, aber der Schlußspruch lautete doch stets: Glücklich der, welcher nicht Soldat zu werden braucht. Daran schloß er dann gerne die weitere Bemerkung: Darum sei der Predigerberuf, an sich schon einer der schönsten, noch ganz besonders erstrebenswert, weil er die Befreiung vom Militärdienste mit sich bringe.*) Diese Auseinandersetzungen des Oheimes machten auf mich sehr wenig Eindruck. Es fehlte mir das rechte Vertrauen zu ihm. Hätte die Großmutter dasselbe gesprochen, ich glaube, die Wirkung wäre eine andere gewesen. Meine eigenen Wahrnehmungen aber, und die Berichte der Mitschüler, gaben meinen Wünschen und Neigungen grade die entgegengesetzte Richtung.

Seit ich die Schule besuchte, sahen wir in der Friedrichstraße, zur Frühlingszeit, fast täglich die Truppen vom tempelhofer Felde mit klingendem Spiele daher kommen. Mit Stolz zeigten uns Schulgenossen diesen oder jenen Offizier als ihren Verwandten. Die Musik, die Uniformen, die ganze Entfaltung von Prunk, Kraft und Männlichkeit, machten einen unauslöschlichen Eindruck. Dazu kamen die Berichte der Mitschüler: über ganze Heere von Bleisoldaten zu Fuß und zu Pferde ver-

---

*) Was jetzt bekanntlich nicht mehr der Fall ist.

fügten sie, auch hätten sie Kanonen, die man mit Erbsen laden und abschießen könne. Das Soldatenspiel sei das schönste, kein anderes komme ihm gleich.

Täglich, wenn ich nach Hause ging, führte mich mein Weg an dem großen Spielwarengeschäfte von Blumenthal vorbei, und da sah ich ganze Bataillone von Bleisoldaten aufgestellt, Preußen, Russen, Franzosen. Stundenlang hätte ich am Schaufenster weilen mögen. Immer brennender wurde der Wunsch in mir, auch Soldaten zu besitzen. Im kindlichen Alter hat der Nachahmungstrieb eine ungewöhnliche Kraft. Zu besitzen, was Andere besitzen, zu tun, was Andere tun, das ist ein Wunsch, an dem oft alle Mahnungen der Eltern und Lehrer machtlos abprallen.

Wenn dir der Oheim auch keine Soldaten schenkt, so schloß ich, so hat er doch nicht verboten, daß du selbst dir solche verschaffst. Dazu schienen Zeit und Gelegenheit jetzt besonders günstig. Einen Silbergroschen hatte ich der Muhme abgebettelt und dafür erhielt man damals einen Bogen schön ausgetuschter Soldaten. Es war französisches Fußvolk, die einzelnen Figuren klein, aber an Zahl mehrere Hundert. Das Ganze nannte sich: „Die große Armee".

Hiermit begnügte ich mich, da ich des hohen Preises wegen, an Bleisoldaten nicht denken durfte. Der Bogen wurde auf Pappe geklebt, dann schnitt ich mit unsäglicher Geduld die einzelnen Figuren

aus, befestigte sie an kleine Klötze, und bald konnte ich ein großes Heer liliputanischer Soldaten aufmarschieren lassen. Ich machte aus der Not eine Tugend und rühmte aller Welt die Vorzüge meines Heeres von Pappe, so daß viele meiner Mitschüler, von Eifer fortgerissen, eilten, sich den Bogen mit der großen Armee anzuschaffen und ein Wettstreit im Pappen und Kleistern begann. Freilich nicht Alle hatten die nötige Ausdauer, ganze Heere fertig zu stellen. Aber allgemein wurde der Ehrgeiz, berühmte Feldherren oder Könige im Bilde zu ergattern, aufzukleben und den Papptruppen zuzuführen. Besonders bevorzugt wurden die Helden der Nibelungen. Die Größesten unter ihnen, wie Siegfried, Hagen, Gunther erhielten so große Klötze, daß sie mit Wurfgeschossen überhaupt kaum zu fällen waren, während ihre Gefolgemannschaften sich mit gewöhnlichen Klötzen begnügen mußten. So wußten wir die Bedeutung jener Recken auf unsere Weise äußerlich zu markiren.

Die Zeit meiner Besserung leistete dem Soldatenspielen ganz besonderen Vorschub. Denn die Muhme wußte sehr wohl, wenn ich bei meinen Soldaten war, bedurfte ich keiner weiteren Aufsicht, dann blieb ich am Platze wie gebannt. Vor dem Oheime verbarg ich mein Heer sorgfältig.

Aber eines Tages ereilte mich dennoch das Geschick. Ein Spielgenosse, der mich hin und wieder auch in gesunden Tagen besuchen durfte,

war anwesend, eben hatten wir unsere Schlachthaufen geordnet, und das großartige Gefecht sollte durch Werfen mit Bohnen und Erbsen beginnen, als der Oheim ganz unerwartet zurückkehrte, in die berliner Stube trat und uns still eine Weile beobachtete, ehe wir ihn bemerkten.

Ich war sprachlos vor Schreck als ich ihn sah und dachte nichts Anderes, als daß meine Soldaten sofort in's Feuer wandern würden. Wo hast Du die Soldaten her, fragte er streng. Und als ich stotternd gestand, das sei mein Werk sagte er: Wenn Du doch ebensoviel Fleiß und Ausdauer bei den Schularbeiten zeigen wolltest. Damit war die Sache erledigt, der Oheim sprach nicht wieder davon, ich behielt meine Soldaten und hütete mich wohlweislich, sie in seiner Gegenwart hervorzuholen. Er hatte wie ich erfuhr zur Muhme geäußert: Sobald ich gesund sei, wolle er keine Soldaten mehr sehen. Die Zeit des Spielens habe dann überhaupt ein Ende, ich sei alt genug, um mich mit ernsteren Dingen zu beschäftigen.

Flegeljahre.

Quarta.

Trotz meiner langen Schulversäumniß wurde ich doch nach Quarta versetzt. Hier sollte der ruhige, stetige Fortschritt unseres Lernens und Wissens, einen bedenklichen Stoß erleiden. Die Quarta zerfiel in zwei Abteilungen. Aber während die eine Abteilung unter Oberlehrer Borchard als Musterklasse galt, waren über die andern unter Dr. Beust die merkwürdigsten Gerüchte im Umlaufe. Beust sei augenscheinlich krank, lasse sich von den Schülern zum Narren halten, gelernt werde so gut wie nichts.

Leider sollten sich diese Gerüchte durchaus bestätigen, und doch hätte gerade in der Quarta eine strenge, kräftige Lehrerkraft not getan. Denn allgemach begannen wir die Kinderschuhe abzulegen und zu Jünglingen zu werden; eine Übergangszeit, in der man anfängt die Welt mit anderen Augen zu betrachten wie bisher. Es bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß im Leben vieles anders sei, als man daheim uns mitzuteilen für gut befunden. Der treuherzige Glaube, die kindliche Einfalt schwinden mit der wachsenden Denk- und Urteilskraft. Da steigert sich denn das Selbstbewußtsein oft bis zu törichter Altklugheit und meint wunderwelche Stufe des Wissens er-

reicht zu haben, weil viele der noch vor kurzem gehegten Anschauungen verächtlich bei Seite geworfen sind. Aber es entstehen daraus auch leicht Übermut, Zügellosigkeit und Hang zu unbesonnenen Streichen. Denn auch die Glieder strecken und recken sich, und die kleinen, täppischen Riesen wissen nicht wohin mit der Ueberfülle von Kraft und Gesundheit. Da müssen Schule und Haus rechtzeitig eingreifen, um allzuüppig emporschießende Ranken zu beschneiden und dafür zu sorgen, daß der gährende Most nicht überschäume.

Davon war freilich unter Beust's Herrschaft keine Rede. Die Alten leiteten die Klasse. Mit ihnen mußte man gut stehen, wollte man nicht fortwährenden Scherereien ausgesetzt sein. Der griechische Unterricht, der hier begann, bestand in einem mechanischen Herunterleiern der Deklination und Konjugation. Der Primus begann mit τύπτω, der Sekundus τύπτεις, Tertius τύπτει und so fort bis zum Letzten, in möglichster Schnelligkeit. Denn das galt als Zeichen der Sicherheit. Diese grammatikalischen Jagdturen wiederholten sich stündlich, wobei jeder unbedenklich den Buttmann auf dem Tische offen liegen hatte und nach Bedarf ablas. Bei den Lese- und Übersetzungsübungen aus dem Jacobs sprachen die Alten vor, wir Jüngeren plapperten nach. Im Übrigen konnte jeder, der nicht gerade daran war, tun und lassen was ihm gefiel, sobald er die Gunst der Alten

besaß. War dies nicht der Fall, so wurde er bei jeglichem Anlasse angezeigt. Manchmal befanden sich fünf bis sechs von uns unter den Bänken und führten mit Linealen und Kanteln erbitterte Kämpfe auf, wobei es natürlich nicht gar zu still zuging.

Wo war inzwischen der Lehrer? wird man fragen. Sah und hörte er nichts von alledem, was um ihn vorging? Er stand mit einem langen, dünnen Holzstocke bewaffnet, am Ofen oder am Fenster in Träumen versunken; wie abwesend; bisweilen vor sich hin lächelnd; wohl auch unverständliche Worte murmelnd.

Man erzählte sich über seine Vergangenheit die wunderlichsten Dinge. Er sollte nach den Einen schweizerischer, nach den Anderen österreichischer Reiteroffizier und von Adel gewesen sein. Durch eine Liebschaft sei er in einen Zweikampf verwickelt worden, habe seinen Gegner getödtet, Stellung und Heimat aufgegeben. Was an diesen Redereien war, wußte niemand zu sagen, aber sie umgaben Beust in unseren Augen mit einem romantischen Glanze, und seine Haltuug sowie sein Harschnitt hatten etwas Militärisches. Auch die Art, wie er mit dem langen Holzstocke hantirte, konnte glauben machen, daß ihm ehedem Lanze und Säbel, vertraute Waffen gewesen seien. Erwachte er nämlich aus seinen Träumereien, dann reckte er sich in die Höhe und überblickte mit Feldherrnmiene

den Klassenraum. Bemerkte er jemanden, der allzuvertieft in einen Schmöker, oder irgend eine andere Beschäftigung war, dann schlich er pfeilschnell und leise heran, und ehe der Unglückliche sich's versah, spürte er die Spitze des Stockes unsanft zwischen den Rippen. Erreichbar war jeder, da der Stock die Länge der Bank besaß. Aber Beust verstand auch den Stock sehr geschickt als Schläger zu verwerten und manche Hochquart sauste auf schuldige Häupter nieder. Diese Art der Strafen war weniger schmerzhaft als unheimlich, weil sie so plötzlich und heimtückisch über den Nichtsahnenden hereinbrach.

Wir sannen auf alle Weise nach, wie die in Beust's Händen gefährliche Waffe, unschädlich zu machen sei und kamen auf folgenden Einfall. Da der Stock sehr lang und verhältnißmäßig dünn war, so wurden in der Mitte kleine Pflöcke hineingetrieben. Die Berechnung erwies sich richtig. Bei dem nächsten Angriffe brach der Stock mitten durch. Mit einem zweiten und dritten ging es nicht besser.

Primus sagte Beust ärgerlich, Du mußt bessere Stöcke anschaffen, die Dinger taugen nichts mehr.

Ach Herr Doktor die Stöcke sind nicht schlechter als früher, antwortete der, aber Sie stoßen in der letzten Zeit so heftig, alle klagen darüber.

So durften die Alten mit ihm reden, und Beust, der gutmütig und mitleidig wie ein Kind war

brauchte seitdem den Stock viel seltener und mit großer Vorsicht.

Leiden konnte er niemanden sehen, und bei der geringsten Klage zeigte er sich teilnahmvoll und hülfebereit. Das wurde natürlich von uns schnöde gemißbraucht. Es meldete sich z. B. jemand, hielt das Taschentuch vor das Gesicht, klagte über starkes Nasenbluten und bat hinunter-gehen zu dürfen. Dann sagte Beust sehr besorgt: Ja, gehe nur, mein Sohn, Dein Nachbar kann Dich begleiten und unterstützen. Nach einiger Zeit machte dann ein Dritter darauf aufmerksam, daß die Beiden nicht wieder kämen, ob es nicht besser sei, er sähe nach, wie es stände. Ja wohl, sagte Beust, und wenn es schlecht geht, dann begebt Euch zur Frau Professor D. Die weiß in solchen Dingen Bescheid.

Natürlich war die Geschichte verabredet. Die Drei trieben sich munter auf dem Hofe herum. Sie wurden immer kühner, lärmten und schrieen, so daß andere Lehrer sich über Unruhe auf dem Hofe während der Lehrstunden beschwerten. Unsere Klasse aber erlangte eine solche traurige Berühmtheit, daß es schließlich, wenn irgend ein nichtsnutziger Streich ausgeführt war, sogleich hieß: das sind die beust'schen Rangen.

Es wurde immer schlimmer, Ranke kam einige Male unvermutet und wohnte dem Unterrichte bei. Beust, hieß es plötzlich, sei schwer erkrankt und

müsse das Unterrichten ganz aufgeben. Er erhielt, so viel ich weiß, einen längeren Urlaub nach dem Süden. Wir haben nichts mehr von ihm gehört.

Daß wir unter diesen Verhältnissen in den Hauptgegenständen so gut wie nichts lernten, ist erklärlich, aber auch in sittlicher Beziehung zeigten sich schlimme Folgen. Ein rüder Ton und ungebürliches Betragen griffen Platz. Beust's Nachfolger, Prediger Martiny, wie wir ihn immer nannten, war über unsere Zuchtlosigkeit nicht wenig erschreckt.

Er verstand es indeß, Wandel zu schaffen. Martiny, der damals bei uns eintrat, war wirklich früher Prediger in der Schweiz gewesen, hatte aber den geistlichen Beruf aufgegeben. Welche Gründe ihn nun auch dazu bewogen haben mögen, ich glaube, er hat seinen Entschluß nie bereut, denn er wurde ein vortrefflicher Lehrer und ist beinahe vierzig Jahre an der Anstalt tätig gewesen, allmälig als Klassenlehrer bis zur Ober-Prima aufsteigend. Sein Lieblingsfach war griechisch, und man kann sich seine Überraschung vorstellen, als er uns zwar auch im Latein zurückgeblieben, im Griechischen aber fast ohne alle Kenntnisse fand. Mein Gott, was habt Ihr nur während des ganzen Halbjahres getrieben, rief er. Darauf blieben wir wohlweislich die Antwort schuldig. Martiny aber hielt sich nicht mit Tadel und Anklagen über das Vergangene auf, er ging frisch an's Werk und es gelang ihm,

unser Wissen bald auf einen andern Standpunkt zu stellen.

Das Merkwürdige war dabei, daß er uns wenig mit häuslichen Arbeiten behelligte. Er legte den Nachdruck auf die Arbeit in den Schulstunden, auf den persönlichen Verkehr. Wir mußten in seiner Gegenwart lernen.

Nicht zufrieden damit, eröffnete er für die Wißbegierigen einen Lehrgang in seiner Wohnung. 4—5 von uns nahmen daran Teil, und man merkte es Martiny an, welche Freude es ihm machte, uns vorwärts zu bringen. Eine Stunde sollte der Unterricht währen, aber wenn er so recht im Zuge war, wurden auch zwei daraus. Unser Interesse an der Erlernung der griechischen Sprache suchte er dadurch zu wecken, daß er an passenden Stellen uns von den Helden des trojanischen Krieges, den großen Statsmännern, Feldherren und Gesetzgebern Griechenlands erzählte und hinzufügte: wollt Ihr die alte griechische Welt, die ihresgleichen nicht hat, ordentlich verstehen, dann müßt Ihr die griechischen Schriftsteller, den Homer, Sophokles, Thukydides in der Ursprache lesen lernen. Manchem von uns hat er die Keime zur Freude an Kunst und Wissenschaft der Alten, unauslöschlich eingepflanzt.

Aber Martiny wollte nicht nur unser Lehrer sein, er trat uns auch als Mensch näher. Er war der Erste, der mit uns Landparthien machte und uns anfeuerte, den Körper durch Übungen zu

stählen. Ein solcher Ausflug, der freilich wenig angenehm endete, ist mir noch im Gedächtnisse.

Wir waren frisch und munter den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen, hatten im Satwinkel zu Mittag gegessen und dann unsern Weg nach Tegel fortgesetzt. Unterwegs wurde auf einem schönen Rasenplatze im Angesichte, des prächtigen tegler Sees, längere Rast gemacht. Von eigentlicher Ermüdung war trotz der tüchtigen Marschleistung keine Rede, und so forderten wir uns nach Art der trojanischen Helden heraus, nicht zum Kampfe mit männermordenden Waffen, sondern zum Ringspiele. Ein kräftiger, forscher Berliner, Neubrink, war mein Gegner. Wir nahmen Stellung mit Halbgriff und mühten uns nach Kräften. Die Entscheidung schwankte, keiner konnte den Andern zu Falle bringen. Da trat ich plötzlich in ein Loch und fiel mit lautem Aufschrei sammt meinem Gegner zu Boden. Ich hatte mir den Fuß im Knöchelgelenke verstaut und konnte keinen Schritt gehen. Heftige Schmerzen und starke Geschwulst folgten unmittelbar. Es blieb nichts übrig, Martiny nahm mich Huckepack; dann lösten ihn einige der Stärksten von uns, wie Neubrink, in diesem Liebesdienste ab. Nicht grade in der rosigsten Laune kamen wir endlich in Tegel an, wo Halt gemacht und mit vieler Mühe ein Wagen aufgetrieben wurde. Ich war sehr niedergeschlagen, denn es quälten mich nicht nur Schmerzen, sondern

es ließ mir auch der Gedanke keine Ruhe, daß ich den Genossen die Freude verdorben habe und Martiny so viel Mühe bereite. Er aber war heiter und freundlich, sprach mir gut zu und meinte, sowie der Fuß in Ordnung ist, machen wir eine neue Parthie.

Daß ein solcher Mann auch einen heilsamen Einfluß auf unser äußerliches Verhalten übte, ist natürlich, und unsere Quarta begann allmälig ihren übeln Ruf zu verlieren, als außerhalb der Schule sich Dinge ereigneten, die noch unter beust'scher Ära begonnen, jetzt schlimme Folgen zeitigen und Martiny's Langmut auf die Probe stellen sollten.

Ich habe früher der Reibereien gedacht, die zwischen den Realschülern und Gymnasiasten stattfanden. Sie hatten in Quarta vollständig aufgehört. Dafür bekamen wir, die wir im Westen wohnten, jetzt viel ernstere Händel mit den Besuchern der schmauserschen Schule in der Dessauerstraße. Woher das kam, ist schwer zu sagen. Kurz und gut, Mittags und Nachmittags lauerten uns diese „Klippschüler", wie wir sie nannten, auf dem askanischen Platze, der damals noch nicht im Schmucke herrlichen Grünes prangte, sondern recht öde aussah, in großer Ueberzahl auf, und wir mußten uns tatsächlich jedes Mal einen Weg bahnen.

Wie das denn so zu gehen pflegt, die Ansammlungen wurden immer erheblicher, da von

beiden Seiten Bundesgenossen geworben wurden. Nach vielen kleinen Gefechten und Raufereien, war endlich die Kampfeslust und auch die Erbitterung beiderseitig so hoch gestiegen, daß für einen bestimmten Sonnabend Mittag, eine regelrechte Hauptschlacht von den Führern beider Parteien festgesetzt wurde. Bis dahin sollte Waffenstillstand herrschen.

Die Zwischenzeit wurde benutzt zum Anwerben neuer Kämpfer und zur Beschaffung nützlicher Waffen, als da sind: Reitgerten, Prügel aus geknoteten Stricken, Stöcke, Kantschus.

Als der festgesetzte Tag herangekommen war, wurden diese Zeugen bedenklicher Art während der Lehrstunden sorgfältig unter den Kleidern verborgen. Doch kaum hatte die Glocke 12 geschlagen, da ging es eilig zum Sammelplatze, hinter der sogenannten Kommunikation. Damals war nämlich die innere Stadt noch von einer Ringmauer umgeben. Im Westen vermittelten das brandenburger, das potsdamer und das askanische Tor den Verkehr zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten. Torhäuschen, die ja am brandenburger Tore und am potsdamer Platze noch erhalten sind, dienten der militärischen Wache und den Zollbeamten zur Behausung. Nachts wurden die Torflügel bis auf einen geschlossen.

Die städtischen Steuerbeamten walteten streng ihres Amtes. Wollte ein Wagen mit Heu oder Stroh das Tor passiren, dann erschienen die Grün-

röcke, mit langen Spießen bewaffnet und durchstießen nach allen Richtungen die Ladung. Denn wie leicht konnten unter Stroh und Heu feiste Schinken und stattliche Mehlsäcke sich verbergen. Sonntag Abends aber, wenn die ehrbaren berliner Bürger von ihren Ausflügen nach Charlottenburg heimkehrten, wurde trotz aller Wachsamkeit manche schöne Schlackwurst aus der berühmten Fleischhandlung Lejeune von Muttern durchgeschmuggelt.

Die Mauer vom askanischen zum potsdamer Tore verlief etwa in der Mitte der heutigen Königgrätzer Straße*) und teilte somit diese Straße in zwei Teile, deren innerer, der Stadt zugekehrter: Hinter der Kommunikation benannt wurde. Hier ging es still und einsam zu. Denn Prinz Albrecht-Straße, die Museen für Gewerbe und für Völkerkunde, die Militär-Ruhegehalt-Kasse gab es noch nicht, dafür befanden sich Magazine, Schuppen, einige unansehnliche Gebäude und ein Spritzenhaus daselbst. Die Einsamkeit wurde hin und wieder durch einen Zug der Stadtbahn unterbrochen, der hier hinter der Mauer langsam und behaglich einherschlich, angekündigt durch einen Beamten, der eine rote Fahne in der einen, die mächtig tönende Glocke in der anderen Hand, dem Zuge feierlich voranschritt.

Diese, für gewöhnlch sehr stille Gegend, hatten wir zum Kampfplatze ausersehen. An den Stall-

*) Damals Hirschelstraße genannt.

gebäuden des Prinzen Albrecht standen schon die Schmauseraner in stattlicher Anzahl aufmarschirt, etwa 50. Unserer mochten etwa 30 sein. Aber unter diesen befanden sich bewährte Streiter. Mancher von ihnen gehört noch heute dem Heere oder der Marine an und wird lächelnd jener ersten Waffentat gedenken. Ein ganzer Zug freilich, stramme frische Burschen, die später hoffnungsfreudig, von uns Allen beneidet, zur jungen Marine übertraten, sind im Jahre 1861 als Kadetten mit der Amazone an der fernen Küste Ostasiens, untergegangen. Die Schmauseraner hatten die Zeit des Wartens benutzt, um ganze Massen von Schneebällen anzufertigen, und so wurden wir mit einem wahren Hagel von Geschossen beim ersten Ansturme unversehens überschüttet. Dadurch waren wir Anfangs im Nachteile. Aber als der Vorrat der Gegner zu Ende ging, änderte sich die Sachlage. Wir blieben ruhiger, trafen besser und rückten ihnen immer mehr auf den Leib.

Unsere beiden Anführer, durch Größe und Gewandheit hervorragend, bemerkten endlich, daß die Schmauseraner matter wurden und mit wahrem Feldherrnblicke gaben sie das Zeichen zum allgemeinen Vorgehen. Im Nu waren die verschiedenen Waffen heraus und mit lautem Hurra stürzten wir auf die verblüfften Gegner. Diese zogen zwar auch ihre Schläger heraus und einige hielten ganz wacker Stand. Aber unser Ansturm war zu mächtig

gewesen. Erst wichen sie langsam, dann schneller und schneller. In wilder Flucht stürzten sie zuletzt zum potsdamer Tore, wir jubelnd und schreiend hinterdrein.

In der Hitze des Gefechtes bemerkten wir gar nicht, daß sich allmälig nahe dem potsdamer Tore eine ganze Anzahl Zuschauer angefunden hatten, die unsern glänzenden Sieg nicht ohne Zeichen des Beifalles verfolgten. Aber o Schrecken, als wir näher hinschauten, erblickten wir plötzlich unseren ehrwürdigen Direktor Ranke, neben ihm den alten Professor Yxem, den wir Alle wegen seines ernsten, scharfen Blickes fürchteten, trotzdem sein Kopf und seine Hände vor Alterschwäche immerfort in zitternder Bewegung sich befanden und neben diesen Beiden unseren Naturgeschichtlehrer Jacobi. Der kannte die Meisten von uns, sprach sehr erregt zu Ranke, und seine Augen funkelten förmlich vor Zorn.

Wie kläglich die Sieger plötzlich Deckung suchten vor den Augen der Gestrengen, nach allen Seiten hin verschwindend. Gleich begossenen Pudeln schlichen sie nach Hause. Denn daß ein furchtbares Unwetter bevorstand, daran zweifelte keiner. Auch daran nicht, daß die ganze Sache verraten worden sei.

Am andern Tage gaben wir im Griechischen nicht die besten Antworten und hatten reichlich Gelegenheit, uns in die Stimmung des Damokles zu versetzen. Da plötzlich pochte es an die Tür und

herein trat mit entrüsteter Miene, ein Blatt Papier und einen langen Bleistift in der Hand, Vater Jacobi. Er war ein hoher, stattlicher Mann, für gewöhnlich gutmütig und wohlwollend. Nur konnte er leicht wegen unbedeutender Dinge in Zorn geraten. Dann funkelten die kleinen Augen, die mächtige Nase schwoll noch mehr an, der breite Mund brachte nur stoßweise die Worte hervor, welche sich in der Entrüstung Bahn brachen. Er trug stetig einen hohen Cylinderhut mit preußischer Kokarde daran und galt selbst in damaliger Zeit, für sehr fromm und sehr patriotisch. Er hatte einst einen preußischen Prinzen nach Nizza begleitet. Als er zurückkehrte und uns dies erzählte, da strahlte sein Gesicht in seligem Glanze, augenscheinlich war dies die Höhe seiner Wünsche gewesen. Er sagte zum Schlusse: Da wandelte ich unter Palmen an der Seite des hohen Herrn, und dieser Tag war der glücklichste meines Lebens.

Daß er es verstanden hätte, uns für sein schönes Fach besonders zu begeistern, kann ich nicht behaupten. Gleichmäßig und eintönig floß seine Vorlesung dahin, und nur die aus der kleinen, naturwissenschaftlichen Sammlung der Anstalt vorgezeigten Gegenstände brachten Abwechslung. Immerhin lernte man die Einteilungen und äußeren Kennzeichen der Tierklassen gründlich kennen. Denn wir mußten seine Vorträge genau nachschreiben und dem Gedächtnisse einverleiben. Wer

seine Ausarbeitungen mit aufgeklebten Tierbildern oder eigenen Zeichnungen ausstattete, stand in hoher Gunst.

Vater Jacobi trat also ein und redete den nichts ahnenden Martiny etwa folgendermaßen an: Es tut mir leid, lieber Herr Kollege, daß ich den Unterricht stören muß, aber ich komme im Auftrage des Direktors. Eine unerhörte Straßenbalgerei hat stattgefunden, am hellen lichten Tage; veranstaltet, schlimm ist es auszusprechen, von Zöglingen dieses Gymnasiums; die Rädelsführer aber sitzen in dieser Klasse. Ich bin mit der Leitung der Untersuchung beauftragt und werde meines Amtes mit Strenge walten.

Tretet nur freiwillig hervor Ihr Schuldigen wandte er sich zu uns. Denn wer sich jetzt nicht nennen und hernach doch als beteiligt befunden werden sollte, würde doppelt zu büßen haben. Im Übrigen bin ich selbst Zeuge dieses unerhörten Vorganges gewesen und kenne meine Leute. Was blieb unter solchen Umständen übrig, wir mußten unsere eigenen Angeber spielen.

Als Jacobi das Zimmer verlassen hatte, sagte Martiny nur folgende Worte: Es tut mir leid, daß einige, von denen ich glaubte, sie hielten etwas auf sich, unter die Gassenjungen gegangen sind. Dann ging der Unterricht weiter. Quarta und Unter-Tertia befanden sich acht Tage hindurch in fieberhafter Erregung. Die sogenannten Rädels-

führer mußten mehrmals vor dem Direktor erscheinen um verhört zu werden. Schlimme Gerüchte gingen um. Mehrere Ausschließungen vom Gymnasium und andere schwere Strafen ständen bevor. Die Angelegenheit, welche natürlich auch auf Seiten der Schmauseraner eifrig verfolgt wurde, machte Aufsehen und ward in der Öffentlichkeit bekannt. Auch der Oheim hatte davon gehört und sprach seine Entrüstung aus. Aber er war so sehr überzeugt von der Tugendboldigkeit seines Neffen, daß auch nicht der Schimmer eines Argwohnes auftauchte, derselbe könne an der Sache beteiligt sein.

Endlich erschien eines Tages Ranke in eigener Person in unserer Klasse. Die Hauptschuldigen mußten vortreten und erhielten folgende Strafpredigt: Ich bedaure, daß der Karzer abgeschafft ist. Für Euch wäre er nötig gewesen. Denn Ihr habt Euch nicht wie gesittete junge Leute, wie Schüler einer höheren Bildungsanstalt, sondern wie Wegelagerer betragen. Ihr werdet jeder sechs Stunden nachbleiben und ich selbst werde Eure Eltern von der Art des Vergehens und der Strafe in Kenntniß setzen. Kommt in Zukuuft die geringste Klage, so werdet Ihr von der Anstalt entfernt. Wir Anderen kamen mit strengen Verweisen und einigen Strafarbeiten davon. Die verhältnißmäßige Milde der Bestrafung wurde, ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, dem Eintreten des Professors Foß für uns, zugeschrieben. Es

hieß, er solle in der beratenden Lehrerversammlung geäußert haben, da es feststehe, daß wir von den Schmauseranern gereizt und herausgefordert seien, so könne er kein Verbrechen darin sehen, daß wir uns ordentlich verteidigt und beschlossen hätten ein für alle Mal die Sache zu erledigen. Feiges Zurückweichen unsererseits würde ihn viel unangenehmer berührt haben. Martiny sprach kein Wort weiter über diese Angelegenheit.

Häusliche Leiden und Freuden.

Trotzdem der Oheim vom Soldatenstande nichts wissen wollte und jede Gelegenheit benutzte, um mir die übeln Seiten desselben recht deutlich zu machen, so war doch sein eigenes Wesen durch und durch soldatisch. Das Kommandiren lag ihm so zu sagen im Blute. Peinliche Sauberkeit an Personen und Sachen wurde gefordert. Ein Stäubchen im Zimmer, ein Fleck im Glase erregten seinen Unmut. Wehe wenn wir nicht mit ganz sauberen Händen zu Tische kamen, oder der Anzug die kleinste Nachlässigkeit aufwies. Ohne Gnade mußten wir verschwinden, das Versäumte nachholen und mit dem fürlieb nehmen, was vom Essen übrig geblieben war. Allwöchentlich fast fanden Besichtigungen unserer Bücher und Hefte statt. Tinten- und Fettflecke wurden mit Straf-

arbeiten oder Entziehung einer Vergünstigung, Eselsohren oder Randzeichnungen mit Ohrfeigen bestraft.

Militärische Pünktlichkeit leitete den Haushalt. Im Sommer wurde um 5 Uhr aufgestanden und schnell machte ich mich reisefertig. Denn um $5^1/_2$ Uhr ging es mit dem Oheime zum damals sehr beliebten Wellenbade von Kampfmeyer, an der moabiter Brücke. Der Weg durch den Tiergarten, den schönen Baumgang zum Schlosse Belle-vue entlang, die herrliche Morgenluft, das frische Grün, der Gesang der Vögel, dann das kalte Bad mit der mächtigen, durch das Schaufelrad erzeugten Sturzwelle, die den Rücken so wohltätig bearbeitete, das Alles hätte mir recht gut gefallen, wenn nicht mit den Wanderungen höchst unliebsame Fragen nach meinem Wissen, Tadel und Ermahnungen, verbunden gewesen wären. Eigentliche Unterhaltung, die auf das Wesen des Jüngeren eingegangen wäre, liebte der Oheim nicht. Er stellte Fragen und verlangte schnelle Beantwortung. Nichts war ihm verhaßter, als langes Herumreden, das nach seiner Ansicht nur die Unwissenheit bemänteln solle.

Um 7 Uhr kehrten wir von unserem Morgenbade zurück, dann wurde schnell gefrühstückt und fort ging es zur Schule. Das frühe Aufstehen, die tüchtigen Märsche, das kalte Baden, das Turnen, von dem ich später berichten werde,

stählten meinen Körper derartig, daß ich eigentlich in jungen Jahren niemals ernstlich krank gewesen bin.

Pünktlich um 12½ Uhr wurde zu Mittag gespeist und der Hunger, den ich entwickelte, glich dem eines jungen Wolfes. Die Kost war einfach, aber vortrefflich zubereitet und so reichlich bemessen, daß immer noch einige Esser mehr hätten befriedigt werden können. Wer Durst empfand, konnte sich an leidlich gutem Brunnenwasser genug tuen. Bier oder Wein gab es weder für Erwachsene noch für Kinder.

Abends vereinigten wir uns Alle am langen Familientische. Der Oheim las die Zeitung, die Muhme nähte oder häkelte, wir Kinder hatten Bücher vor der Nase. Untätig durften wir keinen Augenblick sein, denn Müßiggang ist aller Laster Anfang pflegte der Oheim zu sagen. Aber dies Antreiben zur Arbeitsamkeit verfehlte doch seinen richtigen Zweck. Das Kind verlangt nach Erholung in irgend einer Form, wenn es seine vorgeschriebenen Aufgaben erledigt hat. Da uns auch nach ordentlich getaner Schularbeit keine Erholung unseren Wünschen gemäß gestattet war, so gewöhnten wir uns an ein lässiges Hindämmern. Denn wozu sich beeilen, wenn doch bis zum Schlafengehen nur Schulbücher vorgenommen werden durften.

Wenn denn schon Spielen oder Handarbeiten

nicht gestattet waren, so hätte ich wenigstens gewünscht, die freie Zeit nach eigenem Ermessen mit Lesen ausfüllen zu dürfen. Danach fühlte ich ein brennendes Verlangen, zumal manche meiner Schulgenossen ganze Reihen von Büchern lasen und sich auf ihr Wissen etwas zu gute taten. Ich will dabei gar nicht der Indianer-, Räuber- oder Seegeschichten gedenken, deren übertriebene Pflege wohl in jugendlichen Köpfen bisweilen Unheil stiftet, auch Märchen und Geschichtbücher wurden nur widerwillig geduldet, und manches geliehene Buch einfach verboten, das andere Schüler schon längst kannten und das selbst die Lehrer gestattet hatten. Das Schmökern an und für sich war nach des Oheimes Ansicht schon eine Zeitvergeudung und nur unmutig sah er andere Bücher in meinen Händen wie Buttmann Zumpt, Plötz und ähnliche.

Wie oft wurde ich wegen meiner unseligen Neigung abgekanzelt. Allotria treiben, schmökern bis in die Nacht hinein, das wäre so nach Deinem Geschmacke, meinte dann fast grimmig der Oheim. Latein und griechisch, daß Dein Pflug und Wagen werden soll, ist Nebensache. Du hast auf nichts zu rechnen, hieß es dann weiter, als auf die Kenntnisse welche Du Dir erwirbst, darum heißt es jeden Augenblick zum Lernen benutzen. Dann wurden mir eine ganze Reihe Leuchten der Wissenschaft alter und neuer Zeit vorgehalten,

und an ihrem Lebenslaufe erwiesen, wie sie keine Minute ungenutzt hatten vorüber gehen lassen.

Da saß ich denn betrübt und niedergeschlagen, selbst überzeugt, daß eigentlich an mir gar nichts Gutes sei, ärgerlich darüber, daß Coopers Lederstrumpf mir besser gefiele als der Buttmann. Schleunigst wurde ein lateinisches oder griechisches Buch hervorgeholt, ich starrte hinein wer weiß wie lange und wußte nachher nichts von dem, was darin stand. Meine Gedanken waren wo anders. Wie sehr langeweilte ich mich oft, wie freute ich mich, wenn die Glocke 10 schlug und Schlafenszeit verkündete.

Sonntags mußte ich, um, wie der Oheim sagte, meinen zukünftigen Beruf, kennen und lieben zu lernen, den Gottesdienst in der Matthäi-Kirche besuchen, ganz allein, denn der Oheim hatte Dienst und die Muhme schaffte im Hause. Diese Kirche erfreute sich damals sehr regen Besuches aus vornehmen Kreisen. Auch Mitglieder des königlichen Hauses, besonders Prinzessin Augusta, die nachmalige Kaiserin, kamen nicht selten, um den Superintendenten Büchsel predigen zu hören. Die Kirche war immer gedrängt voll, und meistens mußte ich stehen, was mir bei der Länge der Andacht grade nicht leicht wurde. Dennoch gab ich mir Anfangs Mühe dem Gottesdienste eine gute Seite abzugewinnen, der wunderbare Klang der Orgel ergriff

mich gewaltig und auch der allgemeine Gesang fesselte das Gemüt. Aber die endlose Predigt verdarb alles. Büchsel sprach sehr deutlich und laut, aber der salbungsvolle, gleichmäßige Ton übten auf die Dauer einen ermüdenden Einfluß auch auf andere Zuhörer. Sah ich doch manches Mütterchen leise einnicken. Für mich wurde die Sache nach und nach fast unerträglich. Wohl versuchte ich den Gedankengang der Predigt zu fassen, aber vieles verstand ich gar nicht, manches nur halb, so wurde mir das Ganze eine Pein, ich dachte an andere Dinge und war glücklich wenn endlich das Amen erschallte. Ordentlich erleichtert, sang ich dann mit schmetternder Stimme den Schlußvers mit. Manchmal fragte der Oheim bei Tische nach dem Inhalte der Predigt. Dann suchte ich mich so gut es ging durchzuhelfen. Wenn der alte Büchsel meine freien Nachbildungen gehört hätte, er würde wohl bedenklich das Haupt geschüttelt haben. Der Oheim aber schien zufrieden, denn er sagte nichts. Das war immer ein günstiges Zeichen. Er meinte gewiß, ich sei auf dem besten Wege, Geschmack an meinem künftigen Berufe zu gewinnen. Leider war grade das Gegenteil der Fall. Mit dem größten Widerwillen fügte ich mich in das Unvermeidliche und ich bin überzeugt, daß der frühe Zwang die Kirche zu besuchen, wesentlich dazu beigetragen hat, Abneigung gegen den geistlichen Beruf in mir zu erwecken.

Häufig hatten wir Sonntags zwei Kadetten als Tischgäste, Söhne von alten Freunden des Oheimes, forsche, flotte, junge Leute, die in ihrer Uniform sehr gut aussahen und von ihrem Stande mit Feuer sprachen. Der Eine von ihnen ging später als Offizier nach dem holländischen Indien und hat dort einen hohen Posten bekleidet, der Andere starb als Hauptmann bei Pontarlier 1871, den Heldentod.

Der Oheim mochte fürchten, daß die Schilderungen der Beiden, Eindruck auf mich machen und in mir Gelüste erwecken könnten, auch Offizier zu werden. Er unterließ es nämlich niemals, wenn sie fortgegangen waren zur Muhme sich zu äußern, wie beschwerlich der Beruf eines Offiziers sei und vor allen Dingen, wie traurig, wenn man nicht viel Geld habe. Ein glänzendes Elend pflegte er zu sagen, für jeden der keine großen Mittel besitzt.

Man sieht, so sehr er einerseits jede eigene Willensäußerung des Kindes als unberechtigt zurückwies, so sehr hegte er doch andererseits die Befürchtung, es könnten unwägbare Einflüsse meine Einbildungskraft gefangen nehmen und seinen Plänen gefährlich werden.

Nachmittags wurde, wenn wir keine Tischgäste hatten, ein großer gemeinsamer Spaziergang von mehrstündiger Dauer unternommen, am Kanal entlang nach Charlottenburg, oder auf der

potsdamer Straße nach Steglitz. Bei solchen Ausflügen in ein Wirts- oder Kaffehaus einzukehren, davon war damals keine Rede. Ebensowenig von Fahren. Pferdebahnen kannte man noch nicht einmal dem Namen nach, und die Omnibusse verkehrten äußerst spärlich. Wir Kinder brachten immer als Ausbeute, große Feldblumensträuße nach Hause.

Nach dem Abendessen war die einzige Zeit, wo ich allenfalls auch einmal Allotria treiben, d. h. ein anderes Buch in die Hand nehmen durfte, wie Grammatik, Nepos oder Bibel, natürlich nur nachdem es vom Oheime gründlich geprüft worden war.

Hin und wieder besuchte uns dieser oder jener alte Freund und Kamerad des Oheimes. Das bereitete uns Kindern immer viel Vergnügen. Denn erstens hatten wir dann etwas freiere Bewegung, und zweitens hörten wir auch oft interessante Geschichten, wenn das Gespräch auf die gemeinsam verlebte Soldatenzeit kam. Im Eifer des gegenseitigen Austausches vergaß der Oheim denn oft ganz seinen sonstigen Standpunkt, und ich traute meinen Ohren nicht, wenn er aus seinem Leben in Graudenz, Thorn und Koblenz manchen lustigen Vorgang erzählte, aus dem gar nicht hervorging, daß ihm der Soldatenstand so sehr mißfallen habe.

Am Meisten freuten wir Kinder uns, wenn

Vater Krüger kam. Denn er machte gern einen kleinen Scherz und versuchte, uns Kinder mit in das Gespräch zu ziehen, was der Oheim gar nicht leiden konnte. Kinder haben zu schweigen in Gegenwart Erwachsener, auf Fragen kurz zu antworten, lautete sein Befehl.

Einstmals hatte Vater Krüger den Einfall, mich zu fragen, was ich werden wolle. Der Oheim schnitt mir die Antwort einfach ab, indem er erwiderte: Prediger.

So so, sagte Vater Krüger, hast Du denn dazu auch Lust.

Na das wäre noch schöner, wenn wir danach erst lange fragen wollten, rief der Oheim, und dann fuhr er, zu mir gewendet, streng fort: Geh zu Bett, es ist Zeit. Ich wagte natürlich keinen Widerspruch, obgleich es noch nicht 10 Uhr war. Trübselig wünschte ich gute Nacht und ging hinaus, versäumte aber nicht, auf dem Flure, der ziemlich laut geführten Unterhaltung zu lauschen. Prediger sollte man niemanden werden lassen, der nicht ausgesprochene Neigung dazu hat, hörte ich Vater Krüger sagen, während der Oheim widersprach. Sie gerieten ziemlich heftig aneinander, als die Tür aufging, und die Muhme heraustrat. Warte nur, sagte sie und hob drohend den Finger, ich werde dem Oheime sagen, daß Du gehorcht hast. Aber ich kannte sie viel zu gut, um diese Drohung ernst zu nehmen.

Eigentlichen, regelmäßigen Familienverkehr besaßen wir nicht. In den ersten Jahren meiner Anwesenheit hatten wohl hin und wieder Gesellschaften stattgefunden, auch waren gemeinsame Ausflüge auf das Land unternommen worden, aber das hatte ganz aufgehört.

War im Sommer das kalte Baden eine notwendige Gewohnheit geworden, so kam im Winter das Schlittschuhlaufen daran. Wir hatten ja vor unserer Tür den Kanal, da wurden denn Abends in der Stube die Schlittschuhe angeschnallt, und dann ging es hinunter auf das Eis, wo beim Mondenscheine, oder auch ohne dessen Hülfe, in völliger Einsamkeit, die ersten Geh-, Steh- und Laufversuche gemacht wurden. Es ist wirklich ein großes Opfer für einen guten Läufer — und das war der Oheim — sich mit einem Anfänger abzugeben. Aber darin war er unermüdlich und ruhte nicht eher, als bis ich diese prächtige Leibesübung gründlich beherrschte. Auch durfte ich im Winter jede freie Stunde dem Eissporte widmen. Damals gab es noch keine sogenannten schwedischen Eisbahnen, auf denen man Abends bei elektrischer Beleuchtung und rauschender Musik sich langsam an einander vorbeibewegt, was Schlittschuhlaufen genannt wird, aber Schlittschuhbummeln heißen sollte. Man suchte die weiten, überschwemmten, zugefrorenen Wiesenflächen im Westen der Stadt auf, welche jetzt längst mit stattlichen Häuserreihen

besetzt sind. Bei stärkerem Froste ging es auf dem Nordkanale nach Satwinkel und Tegel, oder auf der Havel nach Potsdam. Da wurde denn ordentlich ausgeholt und mancher Wettlauf ausgefochten. Später freilich, als die Rousseau-Insel und der neue See zu beliebten Mittelpunkten des Eissportes geworden waren, als auch junge Mädchen mehr und mehr an diesem Vergnügen sich beteiligten, da wurden diese Orte mit Vorliebe aufgesucht. Freunde und Kameraden brachten ihre Schwestern mit und man hatte Gelegenheit, sich dem ersten Zauber hinzugeben, den der Verkehr mit dem anderen Geschlechte in jungen Jahren so mächtig ausübt.

Der Turnplatz. Die Prophezeihung.

In unser still und gleichmäßig dahinfließendes häusliches Leben, sollte mit einem Male Abwechslung und Unruhe kommen. Denn Hannchen und Leopold, meine Verwandten aus der Stadtmühle in B. kamen behufs weiterer Ausbildung, nach Berlin in des Oheimes Haus, Leopold um das Gymnasium durchzumachen, Hannchen um sich im Klavierspiele zu vervollkommnen.

Leopold, erheblich älter als ich, besuchte die Sekunda. Er erhielt im dritten Stocke unseres Hauses sein eigenes Zimmer und hatte fast un-

beschränkte Freiheit in seinem Tun und Lassen. Wir kamen sehr gut miteinander aus. Unseren Schulweg machten wir stets gemeinsam und dabei lernte ich manchen von Leopolds Kameraden kennen, was mir später zu gute kam, als Leopold längst das Gymnasium und unser Haus verlassen hatte. Er half mir getreulich, wenn ich bei meinen häuslichen Arbeiten im Lateinischen und Griechischen seinen Rat einholte. Was aber die Hauptsache war, ich durfte in Gemeinschaft mit ihm, an dem Turnen in der Hasenhaide Teil nehmen. Mittwochs und Sonnabends Nachmittag wanderten wir hinaus, und da ging mir eine neue, frische, fröhliche Welt auf.

Im leichten Drillichanzuge versammelten wir uns, von der Sexta bis zur Prima, die Großen und die Kleinen bunt gemischt, vor der großen Treppe der obersten Terrasse, bis Turnvater Kawerau erschien. Dann ertönte ein allgemeines Lied und fort ging es zu den Klettergerüsten, zum Reck und Barn, zum Bockspringen, zum Sperwerfen und Weitspringen. Jede Riege geführt von ihrem Vorturner.

War der amtliche Teil des Turnens beendet, dann traten die Spiele in ihre Rechte. Hier tummelten sich gewandte und flinke Burschen im Barlaufspiele; dort wurde der mächtige Sauball*)

*) Kraft höheren Befehles wurde diese Bezeichnung damals in Treibball umgeändert.

geschleudert und aufgefangen; die Ring- und Kampflustigen zogen nebenan in die Haide, um ihre Kräfte im Ritter- und Bürgerspiele zu messen.

Eine erlesene Schar von Primanern sammelte sich am Schwingel, um diesem aristokratischen Geräte, unter Leitung des Professors Walter, alle Feinheiten und Vorzüge abzugewinnen.

Walter war nicht etwa Turnlehrer. Schon sein Körperbau würde gegen eine solche Möglichkeit Verwahrung eingelegt haben. Auf kurzen, krummen Beinen saß ein schwerfälliger Rumpf. Der Kopf aber, im Verhältnisse zum übrigen Körper etwas groß, zeigte ein so eigenartiges Aussehen, daß er ihm den Spitznamen Bulle eintrug. Die breite mächtige Stirn, die hervorstehenden Backenknochen, die eingefallenen Wangen und das schmale Kinn gaben der Bezeichnung einige Berechtigung. Jedenfalls hatte sich der Name so eingebürgert, daß der wirkliche fast in Vergessenheit kam und man sich ernstlich in Acht nehmen mußte, ihn nicht bei unpassenden Gelegenheiten zu brauchen.

Man würde sich aber irren, wenn man aus dem Namen auf den Karakter schließen wollte. Bulle besaß im Gegenteile ein gutmütiges Wesen und einen derben, trockenen Humor, was schon seine munteren, hinter der goldenen Brille vergnügt ausschauenden Augen, und die fröhlichen Falten um den Mund, verrieten. Er unterrichtete in den unteren Klassen in der Erdkunde und im Französi-

schen. Auf dem Turnplatze aber genoß er eine Vertrauen- und Ausnahmestellung, denn es galt für eine Ehre seiner Truppe anzugehören.

Trotzdem er augenscheinlich ein Freund des Turnsportes war und im Drillichanzuge erschien, hat doch niemand je gesehen, daß er selbst eine Turnübung ausgeführt hätte. Seine Tätigkeit bei der freiwillig sich ihm anschließenden Riege bestand in theoretischer Unterweisung und Überwachung. Auch ließ er es an kräftigen ermunternden Zurufen nie fehlen. Beim Riesensprunge über das Pferd rief er wohl: Mutig Koch, mutig, nur nicht zaudern. Und als Koch lang an der Erde lag hieß es: Na brav, jetzt gleich noch einmal. Niemand hätte zu unserer Zeit Bulle auf dem Turnplatze missen mögen. Um ihn sorgten wir uns mehr, als um den zwar eifrigen, immer würdigen, aber uns ferner stehenden Kawerau, oder die Kaffefrau, wie sein Spitzname lautete.

Noch heute, wie damals besteht der schöne Platz mit seinen 3 Böschungen, den weiten Rasenflächen, den schattigen Bäumen; noch heute wie damals versammelt sich die fröhliche Jugend um die Muskeln zu stählen, den Körper geschmeidig und gewandt zu machen. Wohl ist im Äußeren manche Veränderung eingetreten. Denn auf der unteren Böschung, weithin sichtbar, steht heute das Denkmal des ehrwürdigen Schöpfers der Turnerei, Ludwig Jahns, sich aufbauend auf zahllosen

Blöcken und Steinen, deren Inschriften Zeugniß ablegen dafür, daß die deutschen Turner allerorten auf dem weiten Erdenraume sich als eine Gemeinde, als gemeinsame Kinder der Mutter Germania betrachten.

Die jungen Turner ziehen daher mit prächtig gestickter Seidenfahne, voran die Janitscharenmusik mit dem Schellenbaume, auch das Glockenspiel und die Pauke, fehlen nicht. Den Parademarsch in Zügen und in Abteilungen führen sie aus, so sicher und so schneidig, daß dem kundigen Zuschauer das Herz im Leibe lacht. Dies Alles war zu unserer Zeit nicht.

Der Geist aber ist der alte geblieben. Der Geist frischen, fröhlichen Wagemutes, der Geist der Vaterlandsliebe, der Zusammengehörigkeit, der Treue, der Ordnung.

Auf dem Turnplatze habe ich als Jüngling meine fröhlichste Zeit verlebt. Nirgends vergingen die Stunden schneller als hier. Vetter Leopold und ich gehörten zu denen, die zuletzt vom Platze wichen, und da wir bis zur Mattäikirchstraße einen anständigen Marsch hatten, so kamen wir erst bei sinkender Nacht nach Hause.

Stand ich mich mit dem Vetter gut, so nicht minder mit der Base Hannchen. Ich erkannte sie kaum wieder, so schön und groß war sie geworden. Aber von ihrer tollen Laune, ihrer Lustigkeit und Gutmütigkeit hatte sie nichts verloren, und mit mir

verkehrte sie grade so herzlich wie früher. Der Oheim war ihr durchaus nicht besonders gewogen. Sie war ihm zu selbstständig für ihr Alter, zu übermütig und zu gefallsüchtig. Dennoch verstand sie es vortrefflich, mit ihm auszukommen. Durch liebenswürdige Schmeichelei und Eingehen auf seine Eigenheiten, wußte sie sein Brummen stets zu bannen und ihren Willen durchzusetzen.

Sie erhielt einen prachtvollen Flügel, hatte wöchentlich mehrere Stunden zuerst bei Kullack, dann bei Löschhorn, und widmete einen großen Teil des Tages ausschließlich ihrer Kunst. Ich schwärmte für sie, und wenn ich einen freien Augenblick ergattern konnte, schlich ich nach ihrem Zimmer, setzte mich lautlos in eine Ecke und lauschte dem Spiele. Sie war meist so leidenschaftlich bei der Sache, daß mein Kommen und Gehen ihr oft unbekannt blieb.

Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann und Weber lernte ich durch sie lieben und verstehen. Sie erzählte mir von den großen Meistern, lenkte meine Aufmerksamkeit auf besonders schöne Stellen und belohnte mich durch irgend ein kleines Geschenk, wenn ich gelegentlich zeigte, daß ihre Mitteilungen nicht umsonst gewesen waren. Oft erklärte ich, daß mein sehnlichster Wunsch sei, einst auch so vorzüglich spielen zu können, wie sie. Dazu gehört viel Zeit, pflegte sie dann zu äußern, und die wirst Du bei Deinen

Studien kaum haben. Aber man kann die gute Musik lieben und verstehen lernen, ohne selbst ein ausübender Künstler zu sein. Wer das erreicht, der hat sich einen unerschöpflichen Schatz des Genusses und der Freude für das ganze Leben geschaffen. Man muß die Musik um ihrer selbst willen treiben, nicht um damit zu glänzen, dann erst offenbart sie ihre ganze beseligende Kraft, dann macht sie den Unglücklichen glücklich, den Unzufriedenen zufrieden. Sonntag Abends kam oft Hannchens älterer Bruder Ludwig, der seit einiger Zeit, Stettin mit Berlin vertauscht hatte und hier an der Statsbank angestellt war. So vorzüglich, wie seine Schwester mit dem Flügel, wußte er mit der Geige umzugehen. Schwierigkeiten schien es für die Beiden nicht zu geben, und so spielten sie denn mit einer Leichtigkeit und Schönheit die herrlichsten Tonstücke der bewährtesten Meister. Selbst der brummige Oheim, zum Lobe wenig aufgelegt, konnte oftmals seine Genugtuung nicht unterdrücken.

Ludwigs Geige hatte einen herrlichen Klang, und er legte eine Besorgniß für sie an den Tag, wie eine Mutter für ihr Kind. Als ich mich einst darüber wunderte, sagte er, ja in dem Holzkasten steckt eine Sele, gerad ebenso wie im menschlichen Körper. Wird der Körper nicht gehegt und gepflegt, so leidet auch die Sele, wird krank und verkümmert. Ebenso ist es mit einer guten Geige.

Ich wollte ihm gar nicht glauben, daß die kleine Geige tausende von Thalern gekostet habe. Wie sollte ein so schlichtes, unscheinbares Ding solchen Wert besitzen, wenn selbst Hannchens prächtiger Flügel kaum den zehnten Teil der Summe erfordert hatte.

Wenn Vetter Ludwig mit seiner Geige anrückte, ging ein Sonnenstrahl durch unser sonst düsteres Haus. Selbst der Oheim mochte ihn gut leiden. Er war ein Pommer vom Scheitel bis zur Sohle, ehrlich, bieder, treu und gutherzig, von eiserner Gesundheit, immer zufrieden und gutes Mutes, selbst in den schwersten Lebenslagen; ausgezeichnet in seinem Fache durch geistige Fähigkeit und Arbeitskraft. Das Einzige, was dem Oheime nicht behagte, waren seine allzu freien Ansichten in Glaubenssachen. Er vermied es daher sichtlich, auf diese Dinge in meiner Gegenwart einzugehen, wohl weniger seinetwegen, denn auch er huldigte freien Anschauungen, als meinetwegen. Immerhin erhaschte ich Aeußerungen genug, um daraus zu schließen, daß zwischen dem, was uns in Kirche und Schule als unumstößliche Wahrheit gelehrt, und dem, was kluge Leute, wie der Vetter Ludwig, glaubten, eine tiefe Kluft gähne. Solche Keime unbewußt in die Sele aufgenommen, wuchsen und trugen dazu bei, zum eigenen Nachdenken anzuregen und den Zweifel wachzurufen.

Hannchen war nicht selten Abends ausgebeten,

und es gab für mich kein größeres Glück, als wenn ich sie abholen und nach Hause geleiten durfte. Abgesehen davon, daß ich der häuslichen Tyrannei auf einige Stunden entschlüpfte und in den betreffenden Familien mit einer Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen wurde, die ich um so höher schätzen lernte, als sie mir neu waren, so erfüllte es mich mit besonderem Stolze, der Ritter eines jungen, schönen Mädchens sein zu dürfen. Außerdem hatten wir uns so viel zu erzählen, daß der meist recht lange Weg uns viel zu kurz dünkte.

Eines Abends verabschiedete sich Hannchen früher als gewöhnlich von ihren Gästen und sagte zu mir: ich habe noch eine Freundin zu besuchen, die in der Kurstraße wohnt. Damit war ich natürlich ganz einverstanden. Wie hätte ich auch Hannchens Wünschen jemals entgegen sein können. An dem betreffenden Hause angelangt, das mir übrigens zufällig sehr wohl bekannt war, denn es befand sich damals eine der größten Buchhandlungen darin, in der ich meine Schulbücher zu kaufen pflegte, sagte Hannchen: Warte ein Weilchen, lange dauert es nicht. Nimm mich doch mit, erwiderte ich, es ist gar so einsam in der Straße. Sie sann einen Augenblick nach. Gut, meinte sie dann, aber Du mußt mir heilig versprechen, niemandem, auch der Tante nicht, ein Sterbenswörtchen von diesem Besuche zu sagen. Was hätte ich ihr nicht ver-

sprochen. Aber sie wußte auch, daß sie mir vertrauen konnte.

Wir kamen durch einen dunkelen Hausflur auf einen engen Hof mit schrecklichem Pflaster; dann durch den Hausflur eines kleinen Quergebäudes auf einen zweiten Hof, der rings von niedrigen Gebäuden umgeben war. Wir kletterten eine knarrende, unsichere Treppe hinauf, schmal und hoch, wie eine Hühnerstiege. Durch ein kleines, lukenartiges, halbzerbrochenes Fenster fiel ein Mondstrahl und zeigte einen Flur mit schmutzigen Wänden, verschiedenen schiefen und rissigen Türen und so niedriger Decke, daß ich mit ausgestreckter Hand fast hinan reichte.

An eine der Türen klopfte Hannchen. Ein junges Mädchen öffnete und sagte: Guten Abend Fräulein, die Muhme erwartet sie schon, sie befindet sich oben auf dem Dache. In einem Bodenverschlage klimmten wir hinauf und stiegen durch eine Luke, deren Deckel, halb geöffnet, von einer mächtigen eisernen Stange gehalten wurde, unmittelbar auf ein flaches Blechdach.

Hatte schon die bisherige Wanderung meine Verwunderung erregt, nicht ohne ein gewisses Gefühl des Gruselns, über die räubermäßige Umgebung, so blieb ich doch mit offenem Munde stehen bei dem Anblicke, der sich mir jetzt darbot.

Da saß auf einem alten Sorgenstuhle, in einer Art Laube, die durch zwei Oleander und mehrere Gummibäume seitlich, durch eine Wand von Epheu

und wildem Wein hinten, gebildet wurde, ein altes Mütterchen, ganz in Schwarz gekleidet, nur auf dem Haupte trug sie eine große weiße Haube mit langen Bändern; zu ihren Füßen lagen zwei stattliche, schwarze Kater, und ein großer Rabe stolzirte auf dem Dache gewichtig auf und nieder. Vor sich hatte die Alte einen kleinen niedrigen Kindertisch, auf dem ein Spiel Karten lag. Der Mond schien hell auf das Dach und verlieh dem gefurchten, welken Gesichte der Alten etwas Geisterhaftes, der ganzen Umgebung ein unheimliches Gepräge, so daß man eher an Gespensterspuk, als an greifbare Wirklichkeit zu glauben geneigt wurde.

So stand ich denn vollständig sprachlos. Hannchen aber ging munter und flink, als ob sie hier zu Hause wäre, auf die Alte zu, legte ihr die Hand vertraulich auf die Schulter und sagte: Guten Abend Mutter Adam. Da erst sah die Alte auf und erwiderte: Ei, seid Ihr endlich da, mein Püppchen. Es ist die höchste Zeit, der Mond wartet nicht. Und wen haben wir denn da mitgebracht, fuhr sie fort und richtete ihre großen, glänzenden Augen, die hinter einer Brille funkelten, auf mich. Ist eigentlich wider die Ordnung. Kinder sind hinderlich.

Sie mischte die Karten und legte sie auf. Vortrefflich, mein Goldkind, alles vortrefflich. Der Graf kommt wieder, folgt Euch, läßt nicht ab,

und Ihr werdet sein Weibchen. Na, ein feiner nobler Herr, reich, sehr reich und ein großer Künstler auf der Geige. Die Musik bringt Euch zusammen, ja ja, die bringt Euch zusammen, wiederholte sie mit heiserem Lachen. Sie schlug die Karten wieder und immer wieder.

Es bleibt dabei, bleibt dabei, unwiderruflich, äußerte sie, während Hannchen, auf einem alten Schemel neben ihr sitzend, stumm zusah.

Endlich stand die Alte auf, legte die Karten zusammen und sagte: Genug für heute. Sie stützte sich auf einen Krückstock, humpelte auf mich zu, der ich noch immer staunend bald die Kater, bald den Raben, bald die Alte betrachtete und sagte: Fürchtet sich wohl, der junge Herr. Nun, nun, keine Ursache, Mutter Adam tut niemandem etwas zu Leide, wird ihm weissagen über seine Zukunft, und wenn's eintrifft, dann gedenkt er der Mutter Adam.

Damit ergriff sie meine linke Hand, schaute prüfend die Innenfläche an und sagte: Lange, vielverschlungene Lebenslinien; wird Offizier, der junge Herr, ein schmucker Offizier; kommt in Krieg und große Gefahr. Sie stutzte. Weiter verrate ich nichts, sagte sie, ließ meine Hand fahren und pochte drei Mal heftig mit dem Stocke auf das Dach. Alsbald ließ sich die Stimme der Nichte vernehmen: Muhme ich komme schon.

Wir verabschiedeten uns von ihr und Hannchen

sagte: Nächsten Sonnabend komme ich wieder, Mutter Adam. Sie nickte nur, und wir stiegen die wackligen Treppen hinab. Hannchen war selenvergnügt und freute sich auf den Grafen. Aber Hannchen, fragte ich ganz erschrocken, glaubst Du denn, was die Alte gesagt hat? Gewiß, antwortete sie sehr bestimmt. Ich kenne viele Leute, denen sie geweissagt hat und alles ist buchstäblich eingetroffen.

Unser Lehrer hat uns erklärt, daß Kartenlegen und Weissagen dummes Zeug seien.

Ach was, erwiderte sie lachend, davon verstehen Deine Lehrer nichts. Freue Dich nur, Du wirst Offizier. Sie hatte einen solchen Einfluß auf mich, daß ich nichts weiter sagte. Als ich aber allein war, kamen mir doch allerlei gewichtige Bedenken. Hatte nicht unser guter Badstübner, als einmal die Rede auf ähnliche Dinge kam, uns auf das Ernstlichste vermahnt: das sei sündhafter Aberglaube, der in früheren Zeiten viel Unheil angestiftet habe. Kein Mensch könne in die Zukunft sehen, wer das behaupte, sei ein Schwindler, der böse Absichten habe und vor dem man sich in Acht nehmen müsse. Andererseits übte alles Märchenhafte und Wunderbare einen bestrickenden Reiz auf mich aus und es war so verlockend, daß ich ein schmucker Offizier werden sollte. Dann machte sich Hannchens Einfluß geltend. Sie war so klug und glaubte doch alles. Sie glaubte sogar an Spuk

und Gespenster, wie viele Leute meiner Heimat. Alles Ernstes hatte sie mir mehrere Geschichten von dem Bergkirchhofe in B. erzählt. Von dem Geiste eines Ermordeten, der dort allnächtlich sein Wesen treibe. Von der Jungfermühle und dem Schloßberge wußte sie ganz sonderbare Spukgeschichten, die viel gruseliger waren, als alle Erzählungen des alten Samel.

Ich kämpfte einen schweren Kampf. Aber der Einfluß der Schule war in diesem Punkte doch mächtiger als die Zuneigung zu Hannchen. Allmälig begann ich die Weissagungen der Alten, zu Hannchens großem Verdrusse, mit überlegener Miene eines aufgeklärten Jüngers der Wissenschaft, zu verspotten.

Der Eintritt in die höheren Klassen.

Unterdessen war ich Schüler der Unter-Tertia geworden, wo Oberlehrer Rehbein seines Amtes mit Würde und Ernst waltete und uns die nötigen Kenntnisse einpaukte. Es mußte alles seine Ordnung haben, was gelehrt und gelernt wurde. Nichts war ihm verhaßter als Abweichungen von dem gebahnten, gewöhnlichen Wege.

Im Lateinischen las er mit uns Cäsars Krieg in Gallien. Die Vorbereitung dazu bestand in dem

Auswendiglernen unzähliger Formeln und Regeln, welche seit Jahren zusammengetragen, die Quintessenz grammatikalischer und lexikalischer Weisheit bildeten und in einem Buche vereinigt, das Credo der Unter-Tertia wurden. Dies Buch mußten wir abschreiben und wörtlich auswendig lernen.

Das war das nötige Handwerkzeug, wie Rehbein meinte, das man brauchte, um mit Verständniß den Cäsar zu lesen. Uns für den großen Feldherrn und die alte Zeit zu begeistern, lag ihm fern, sei es, daß er uns dafür nicht reif hielt, sei es, daß er fürchtete, es könne uns von der Hauptsache abziehen. Der wirklich Strebsame aber wird sich den trocknen mechanischen Vorarbeiten um so williger unterwerfen, je mehr der Lehrer versteht, ihm klar zu machen, daß die schwierige, langweilige Gedächtnißarbeit nur Mittel sei, um zu höheren, schöneren Zielen zu gelangen. Es mag das nicht leicht sein, aber der Lehrer soll doch nicht nur Fachmann, sondern auch Menschenbildner sein, und letzteres vielleicht noch mehr als ersteres; denn nur ein kleiner Teil seiner Schüler wird sich grade dem Fache der alten Sprachen widmen.

Eigenartig war Rehbeins Unterricht in der Religion. Er suchte uns durch drastische Beispiele aus dem Leben, die Folgen der Sünde vor Augen zu führen und uns dadurch vor ihr zu wahren. Er ging darin so weit, daß er Krankheit und Leid als Strafen des Himmels für begangenes Un-

recht hinstellte. Ein Beispiel, das er uns gab, hat sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingegraben.

Er sprach davon, daß es unsere Pflicht sei, die christliche Religion zu lieben und in hohen Ehren zu halten. Wer das nicht tue, handle sündhaft und werde der himmlischen Strafe nicht entgehen. Da ist, fuhr er fort, vor kurzem in Paris ein deutscher Dichter, mit Namen Heinrich Heine, gestorben, dessen Leben Euch zur Warnung dienen mag. Heine hat in seinen Schriften Jesus gelästert, Gott verspottet, unsere Religion mit Schmutz beworfen, wo er nur konnte. Dafür strafte ihn Gottes Hand. Neun Jahre hindurch lag er, an allen Gliedern gelähmt, unter schrecklichen Schmerzen, bei vollem Bewußtseine auf seinem Lager und konnte nicht sterben.

Ich kann nicht leugnen, daß diese Worte damals einen gewaltigen Eindruck machten, aber weise waren sie nicht. Denn natürlich zogen wir die Folgerung, daß jeder Lahme, Blinde, Krüppel, Rotharige, ein von Gott Gezeichneter sei, der verdammt, nicht aber bemitleidet werden müsse. Die gute Muhme war ganz erschrocken, als sie einst einem Einarmigen Almosen gab, und ich bemerkte, das sei unrecht, der verdiene das nicht. Und da ich mich auf unsern Lehrer berief, wußte sie sich nicht anders zu helfen, als indem sie sagte: Du hast ihn falsch verstanden, so hat er es sicherlich nicht gemeint.

Rehbein war ein ganz besonderer Feind schlechter Handschrift und bereitete einer Anzahl von uns nicht geringen Kummer dadurch, daß er es bei Ranke durchsetzte, daß für die „Schmierer" allwöchentlich eine außerordentliche Schreibstunde um 7 Uhr Morgens eingeführt wurde! Denn der Schreiblehrer Meyer stand aus früherer Zeit, in keinem sehr guten Andenken. In seinem Fache war er zweifellos tüchtig, aber er hatte einige unangenehme Angewohnheiten. So führte er stets eine große Düte Bonbons bei sich und während der Schreibstunde wanderte ein Bonbon nach dem andern in seinen breiten Mund. Er sprach und kommandirte, — wir schrieben nach Kommando — mit der süßen Frucht im Munde. Eines Tages hatte man ihm, während er an der Wandtafel etwas vorschrieb, die Düte, welche auf dem Tische lag, fortgenommen.

Ihr Tunichtgute rief er ärgerlich, wißt nicht, was es heißt, stundenlang sprechen. Denkt Ihr etwa ich liebe die Süßigkeiten? Ganz und gar nicht. Aber die Stimme versagt, die Kehle wird trocken.

Meyer mit der trockenen Kehle wurde seitdem zum geflügelten Worte. War uns doch das grade so unangenehm, daß er den Mund fortwährend voll Speichel hatte, wovon unsere Hefte, wenn er sie in die Hand nahm, deutliche Spuren trugen.

Unter die Fuchtel dieses Mannes zurückzukehren, wurde als eine Art Erniedrigung empfunden. An=

gehende Obertertianer sollten sich das bieten lassen? Alle möglichen Mittel wurden von den Betreffenden angewendet, um der drohenden Schmach zu entgehen, selbst Tränen flossen. Aber Ranke und Rehbein blieben unerbittlich. Denn es sei eine Sünde und Schande sagte Rehbein, daß junge Leute, die demnächst in die höheren Klassen aufrücken sollten, nicht einmal ihren Namen leserlich schreiben könnten. Darin hatte er gewiß Recht. Mir sind viele Männer in Ämtern und Würden bekannt, die in ihrem Fache vorzügliches geleistet haben, aber ihren Namen leserlich zu schreiben, haben sie nie gelernt. Die Schreibstunde ward also wirklich eingerichtet. Aber ihre Erfolge entsprachen so wenig den gehegten Erwartungen, daß sie nach kurzer Zeit wieder einging.

Mit dem Aufrücken in die Ober-Tertia, war wenigstens nach unserer Meinung, ein Riesenschritt vorwärts geschehen. Wir wurden mit Sie angeredet und nahmen das wie eine Rang- und Standeserhöhung hin. Nicht stolzer kann ein Minister auf die Excellenz, ein Kaufmann auf den Kommerzienrat sein, als wir auf die neue Anrede. Erhobenen Hauptes gingen wir unseres Weges. Uns war's, als blickten die Leute auf der Straße mit Bewunderung und Neid auf uns. Eines Tages trat ich in einen Laden, um eine Kleinigkeit zu kaufen, ernst und würdevoll wie es einem neugebackenen Obertertianer geziemte. O

der Schmach. Der Verkäufer duzte mich. Seit wann haben wir Brüderschaft getrunken rief ich wütend, ich bin Obertertianer.

Ei der Tausend, erwiderte er lächelnd, das würde ich mir doch an die Mütze schreiben. Das höhnische Lächeln erboste mich fast noch mehr als die Worte und erbittert verließ ich das Geschäft.

Solche Demütigungen kamen öfter vor und belehrten mich, daß in den Augen anderer Leute ein Obertertianer noch sehr wenig bedeute. Sie mahnten zur Bescheidenheit, einer Tugend, die in diesen Jahren gar zu gern unbeachtet bleibt.

In den höheren Klassen gelangten wir in den Wirkungsbereich der Männer, welche den Stolz und Ruhm der Anstalt damals bildeten und jene Zeit des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu einer klassischen gemacht haben. Nicht, als ob nicht auch andere höhere Lehranstalten, in einzelnen Fächern vortreffliches geboten hätten, wie z. B. das joachimstalsche Gymnasium und das graue Kloster, aber in der Gesammtbildung, in der Pflege derjenigen Fächer, welche nach den Forderungen der neuen Zeit, neben den alten Sprachen größere Beachtung beanspruchten, als da sind: Mathematik, Chemie, Physik, Geschichte, Erdkunde, Deutsch, Literatur, stand das Friedrich Wilhelms-Gymnasium durch seine ausgezeichneten Lehrkräfte, unzweifelhaft an der Spitze der berliner höheren Anstalten.

Unser Hauptlehrer in Obertertia, Professor Böhm, für gewöhnlich Schlucker genannt, war ein stattlicher, wohlbeleibter Herr, dessen breites, volles Gesicht mit den freundlichen Augen, Wohlwollen und Milde verkündete. Er war denn auch beliebt bei Lehrern und Schülern. Launen kannte er nicht und Bevorzugungen erst recht nicht. Der Unterricht wickelte sich in wohltuender Ruhe und Gleichmäßigkeit ab, ohne dabei langweilig zu sein.

Böhms Streben ging vor allen Dingen dahin, uns zu selbstständiger, geistiger Tätigkeit anzuregen. Er suchte uns klar zu machen, daß die Schule nur den Grund legen könne, auf dem wir fortbauen müßten. Wir können hier nur einen kleinen Teil der homerischen Gesänge zusammen lesen, sagte er, und mein Bemühen geht dahin, Sie einzuführen in die Herrlichkeiten der Dichtung. Sie selbst müssen arbeiten, ihre freie Zeit benutzen und sich nicht auf das beschränken, was die Schule an häuslichen Aufgaben vorschreibt. Am Schlusse des Halbjahres verlangte er zu wissen, wie viele Bücher des Homers ein Jeder außerhalb der Schule gelesen habe.

Auf die Schwachen nahm er Rücksicht und war befriedigt, wenn sie nach Maßgabe ihrer Fähigkeit strebten uud arbeiteten. Nur gegen Faulheit und Gleichgültigkeit konnte er gelegentlich scharf werden. Dann verfinsterte sich das freundliche Gesicht, die Stirn legte sich in Falten, er begann zu

ächzen, zu kauen und zu schlucken, als bemühe er sich den aufsteigenden Ärger hinunterzuwürgen. Ein kleines Donnerwetter folgte. Aber gleich darauf war die Luft wieder klar.

Sein Vortrag regte an und entbehrte nicht einer witzigen Ader. Wie er denn später bei den Zusammenkünften ehemaliger Schüler einer der gefeiertesten Tischredner war. Manchmal blieb es zweifelhaft ob das witzige Wort bewußt oder unbewußt den Lippen entflohen sei. So, wenn er beim Diktiren des Extemporale denen die da klagten sie kämen nicht mit, sehr ernsthaft zurief: Nicht mitkommen, verbitte ich mir, das ist Privatsache.

Als er uns einst von der Regierungszeit Diokletians erzählte, kam er auch darauf zu sprechen, daß die meisten römischen Kaiser durch Selbstmord oder fremde Hand gefallen seien. Dagegen, fuhr er fort: erlebte Diokletian die große Genugtuung, eines natürlichen Todes zu sterben. Ganz besonders anerkennenswert war das Bestreben Böhms und der meisten unserer Lehrer, außerhalb ihres besonderen Faches, unsere allgemeine Bildung zu fördern. Wie viel wir ihnen in dieser Beziehung verdankten, das ist mir erst später auf der Universität im Umgange mit Studiengenossen klar geworden, die ihre Schulbildung anderwärts erhalten hatten. Wie erschrecklich gelehrt waren viele im Lateinischen und Griechischen, wie wenig

beschlagen in Naturwissenschaften, wie unempfänglich für die bildenden Künste, für Literatur, Musik.

Als Alexander v. Humboldt gestorben war, da fielen zwei Stunden des gewöhnlichen Unterrichtes aus, und Böhm gab uns in erhebenden Worten ein Lebensbild des großen Forschers. Daran schloß sich die Vorlesung und Erläuterung mehrerer fesselnder Stücke aus Humboldt's Ansichten der Natur. Später wallfahrte Böhm mit uns nach Tegel, um uns Schloß und Park des Entschlafenen zu zeigen.

Als der hundertjährige Geburtstag Schillers heranrückte, da unterließ er nicht, die Bedeutung des Dichters für das gesammte deutsche Volkstum uns an's Herz zu legen. Selbst dichterisch beanlagt, suchte er auch in uns, die Liebe und Freude zur Dichtkunst auf jede Weise zu wecken und zu fördern.

Vaterländische Gedenktage ließ er selten ohne einige Worte der Erinnerung vorübergehen und fast alljährlich pilgerte er mit seinen Schülern zur Feier des Schlachttages von Großbeeren hinaus. Entblößten Hauptes standen wir da auf dem Kirchhofe des Dorfes und lauschten dem greisen Pfarrer, der in einfachen, schlichten, und doch zum Herzen sprechenden Worten, die Rettung Berlins durch Bülow und seine tapferen Scharen schilderte.

Auf Stählung des Körpers durch Bewegung in frischer Luft, legte Böhm großen Wert, und wir haben mit ihm den Grunewald nach allen Richtungen durchstreift. An diesen Ausflügen nahm

bisweilen auch seine schon herangewachsene Tochter Teil, die an Ausdauer und Leistungsfähigkeit im Wandern, keinem von uns nachstand. Kraftproben aber waren diese Märsche meistentheils. Schwächliche oder bequeme Leutchen blieben daheim. So sehr er Verweichlichung und Faulheit haßte, so besorgt zeigte er sich andererseits um unsere Gesundheit. Wenn wir einkehrten, so mußten wir mindestens eine Viertelstunde warten, ehe Wasser oder Bier getrunken werden durfte. Darin blieb er unerbittlich und die Uhr in der Hand sorgte er für genaue Innehaltung der Frist. Auch durften wir uns niemals sofort auf dem Rasen lagern, wenn wir marschirt hatten.

Schlittschuhlaufen, Kaltbaden, Turnen empfahl er uns angelegentlich. Kamen Torheiten und dumme Streiche vor, so urteilte er milde. Eine kleine Geschichte, dieser Art, die sein Verfahren recht gut kennzeichnet, sei hier wiedergegeben. Unsere Klasse besaß als besonderen Schmuck einen in Gips gegossenen Windhund Friedrichs des Großen, der in Ermangelung eines besonderen Untergestelles auf dem Ofen stand. Aus welchem Anlasse und von wem dieser Windhund gestiftet war, wußte niemand. Aber Böhm hielt große Stücke auf ihn, und wir ebenfalls, weil keine andere Klasse diesen oder einen ähnlichen Schmuck besaß.

Eines Tages, nach Schluß der Lehrstunden,

machte sich Bt., ein auffallend großer Mensch, den Spaß, dem Windhunde die Mütze eines Mitschülers C. der oft die Zielscheibe seiner Scherze war, auf den Kopf zu setzen.

Was Bt. leicht gelang, war für den kleinen und erschrecklich ungeschickten C. eine Unmöglichkeit, er konnte selbst wenn er auf die Bank stieg, den Hundekopf nicht erreichen. So nahm er denn einen Regenschirm und schlug in dem Bestreben die Mütze herabzuholen, mit gewohnter Geschicklichkeit, dem Windhunde den Kopf und ein Bein ab. Der Kopf fiel herunter und sprang in tausend Stücke.

Da die Ferien vor der Türe waren, so setzten C. und Bt. ihre Hoffnung darauf, Böhm werde den Verlust nicht sogleich bemerken, nach fünf Wochen sei dann Gras über die Angelegenheit gewachsen. Sie ließen daher mit Hülfe des Klassendieners die Trümmer des Bildwerkes entfernen.

Am andern Tage ging alles wie gewöhnlich. Böhm schien das Fehlen des Windhundes nicht zu bemerken. Am Schlusse der Stunde aber fragte er ganz unerwartet: Primus was ist mit dem Hunde geschehen? Da kam natürlich die ganze Geschichte zu Tage.

Durch Eure Torheit, sagte Böhm zu den beiden Schuldigen, habt Ihr die Klasse eines schönen Kunstwerkes beraubt, dessen Ersatz nicht leicht sein wird, denn Nachbildungen giebt es nicht, so viel ich weiß, und das Modell wird schwerlich zu be-

schaffen sein. Eure Strafe wird darin bestehen, daß Ihr genaue Nachforschungen darüber anstellt, ob ein Ersatz zu haben ist und wenn nicht, wo sich das Modell befindet. Vielleicht ist es möglich dasselbe zu erhalten und einen neuen Abguß anfertigen zu lassen.

Diese Strafe war empfindlicher, als es Anfangs schien, denn sie kostete den Beiden unendliche Laufereien, Fragen und Nachforschungen. Trotz aller Bemühungen konnte weder in den Kunsthandlungen eine Nachbildung entdeckt, noch herausgebracht werden, wo das Modell sich befinde. Da wurde schließlich eine Lutherbüste als Ersatz angeschafft, denn wir betrachteten es als Ehrensache, daß die Klasse auch fernerhin einen besonderen, bildnerischen Schmuck besitze.

Böhm blieb zwei Jahre hindurch unser Mentor. Denn da Professor Drogan, der Hauptlehrer der Untersekunda, in Folge eines Beinbruches kurz vor meiner Versetzung starb, so rückte Böhm in seine Stelle.

Wandelungen.

In unserem Haushalte waren inzwischen wesentliche Veränderungen eingetreten. Hannchen und Vetter Leopold hatten uns verlassen, Leopold um auf einem Provinzialgymnasium seine Studien fortzusetzen, Hannchen um zu heiraten. Sie hatte lange Zeit auf den versprochenen Grafen gewartet, war aber dann klug genug gewesen einem ehrsamen Kaufmanne die Hand zu reichen, der ein Freund des Bruders Ludwig, wie dieser, ausgezeichnet die Geige spielte. So war Mutter Adams Profezeiung wenigstens teilweise in Erfüllung gegangen. Indessen diese Profezeiung hätte ich ebensogut übernehmen können. Daß mir Hannchens Weggang großen Kummer bereitete ist klar, war sie doch stets freundlich und gut zu mir gewesen, immer bereit mich zu trösten und mir Mut einzusprechen, wenn des Oheims Strenge mich gar zu sehr niedergedrückt hatte. Vor ihr hegte ich kein Geheimniß, und in allen wichtigen Dingen ward ihr Rat eingeholt.

Das war nun alles vorbei; ich kam mir unendlich einsam vor, zumal auch Sofie unser Haus verlassen hatte, um zu ihren Geschwistern zurückzukehren. Umgang mit Altersgenossen gab es so gut wie gar nicht. Der Oheim wollte davon durchaus nichts wissen. Strenger denn je führte er seine Grundsätze durch. Je älter ich wurde,

desto mehr hielt er darauf, daß ich mich immer angemessen beschäftigte d. h. mit den Dingen der Schule. Denn sagte er, Liebhabereien magst Du treiben, wenn Du Dir eine Stellung im Leben errungen hast, jetzt während der Lehrzeit, ist jede Minute kostbar.

So war denn auch meiner Sehnsucht nach genauer Kenntniß der deutschen und fremdländischen Literatur ein Riegel vorgeschoben. Unter den Begriff Schmöker fiel alles was nicht in den engen Rahmen der Lehrbücher gehörte, schmökern aber war vom Übel.

Dennoch sollte mein Verlangen wenigstens teilweise und zwar wider Wissen des Oheimes, befriedigt werden. Meine Base Luise, des Oheimes Tochter kehrte, nach langer Abwesenheit, aus England zurück. Ihr Bräutigam H., ein hochgebildeter Mann, besuchte sie oft und war besonders Sonntags Nachmittags unser ständiger Gast.

Der Oheim schätzte ihn seines Wissens und seiner vorzüglichen Karaktereigenschaften wegen, sehr hoch und sah es gern, daß ich mich ihm näher anschloß, wohl weil er glaubte, der Verkehr werde meinem Bildungsgange nützlich sein. So kam es, daß ich dem Brautpare häufig Gesellschaft leistete, vielleicht häufiger, als ihm lieb war. Für mich entsprang daraus ein ganz besonderes Vergnügen. Denn H. brachte jeden Sonntag Bücher mit und las seiner Braut vor. Jean Paul, Hackländer,

Scott, Bulwer, Thackeray, lernte ich da in ihren besten Werken kennen; aber auch den lustigen Paul de Kock, den H. teilweise übersetzt hatte. Kein Wort entging mir und eine neue Welt erschloß sich meiner Einbildungskraft. Kola die Rienzi und die letzten Tage von Pompeji umgaben Rom und Griechenland mit einem märchenhaften Glanze und wurden meine Lieblingsbücher, wohl weil sie meinem damaligen Verständnisse am Nächsten lagen.

Während H. las, zeichnete oder malte ich in Sepia und Aquarell, um doch auch etwas zu tun und meine sonntägliche freie Zeit auszunutzen. Daß mir diese Beschäftigung lieb und wert wurde, verdankte ich unserm Lehrer Professor Bellermann, dessen ich hier mit einigen Worten gedenken will.

Bellermann huldigte dem Grundsatze: Schüler hilf dir selbst. Anleitung erhielten wir kaum. Jeder mußte sehen, wie er mit der Vorlage fertig wurde. Ich weiß nicht, ob dieses Verfahren einem wohlüberlegten Unterrichtplane, oder einer durch Krankheit erzeugten Gleichgültigkeit entsprang.

Hoch von Gestalt, mit langem, dichtem, knallrotem Kopfhare, schlaffen bleichen Zügen, aus denen zwei kleine rotgeränderte, fortwährend tränende Augen müde hervorschauten, machte B. den Eindruck eines Leidenden. Sein Gang war schleppend und schwerfällig, wie wenn ihm jeder Schritt lästig falle. Er saß am Liebsten vorn an einem kleinen Tische des Zeichnensales still

für sich, nachdem er die große Vorlage, einen Kopf Cäsars, Alexanders, oder Friedrichs d. Gr., allen sichtbar, aufgestellt hatte. Wer fertig zu sein glaubte, trat zu ihm heran und zeigte seine Arbeit vor. Viele Worte machte er nicht und sie kamen mühselig und langsam hervor.

Er nahm die Zeichnung, betrachtete sie genau, nickte Beifall, verbesserte schweigend und gab sie zurück. Dann konnte man sich unter den kleinen reichlich vorhandenen Vorlagen, eine auswählen. Das galt als eine Art Belohnung und wurde eifrig erstrebt.

Oder er sagte: fertig? nein. Sehen Sie nur genau hin, die Nase ist ganz falsch, der Mund schief. Sehen lernen, sehen lernen, das ist die Hauptsache. Seine Bemerkungen trafen gewöhnlich den Nagel auf den Kopf und der Betreffende zog von dannen um mit Hülfe des Gummi's die Mängel zu verbessern.

Trotz seiner wenig liebenswürdigen, kurzangebundenen Verkehrsweise, hatten wir Bellermann alle gern, weil er gerecht urteilte und niemals verletzte. Aus seinen treffenden Bemerkungen, vor allen Dingen aber aus seinen Verbesserungen lernte man mehr, als aus langen Auseinandersetzungen.

Heftig oder grob wurde Bellermann nie, den Unfähigen oder Faulen gegenüber hatte er meist nur ein ironisches Lächeln. Es ging still und ge-

messen, man könnte sagen vornehm in seinen Stunden zu. Wie groß war daher unsere Überraschung, als B. aus Anlaß einer Reise, einen Maler D. als Vertreter gestellt hatte, der uns barsch und rauh behandelte. Sie sind ein Dummkopf fuhr er einen keineswegs schlechten Zeichner, wegen irgend eines kleinen Fehlers an, wo B. schweigend verbessert haben würde, und als der also Angefahrene, äußerte: das hat mir Herr Professor B. noch nie gesagt, rief er erregt: Na dann sage ich es Ihnen. Wie froh waren wir als unser guter Bellermann zurückkehrte.

In Prima übrigens, wo die Teilnahme am Malunterrichte freiwillig war, trat B. den Einzelnen näher, und hier lernten wir ihn erst so recht schätzen. Zwar über das Handwerkmäßige als da ist: Aufspannen des Papiers, Handhabung des Pinsels, Farbenmischungen, sagte er auch hier nichts Allgemeines. Das mußte man von den Anderen erfragen, die Farbenmischungen sollte man selbst finden. Aber er kam zu jedem, setzte hier ein Licht auf, tönte dort ab, oder sagte trocken: den Himmel waschen Sie nur herunter. Wir wußten, daß er große Reisen in den Tropen gemacht und viele Landschaftsbilder gemalt hatte. Einige waren auf den Kunstausstellungen zu sehen gewesen. Dadurch stieg B. natürlich gewaltig in unserer Achtung. Er machte gern Baumschlagstudien im schönen Parke von Schönhausen und mancher seiner Schüler

hat ihn begleitet und dort seine ersten Arbeiten nach der Natur begonnen.

Die besten Schüler wurden am Schlusse des Halbjahres durch sehr schöne Prämien ausgezeichnet, ihre Arbeiten an den Wänden des Festsales während der öffentlichen Prüfungen ausgestellt, mit den Namen darunter. Wie stolz die jugendlichen Künstler darauf waren, viel stolzer als jemals die Alten, wenn ihre Bilder zur großen Ausstellung zugelassen sind.

20 Jahre waren seit meinem Abgange vom Gymnasium verflossen, als ich eines Abends Bellermann im berliner Künstlervereine wiedersah und zwar so vorteilhaft verändert, daß ich mein freudiges Staunen kaum unterdrücken konnte.

Das rote Har umwallte freilich noch ebenso dicht und feurig wie ehemals den Scheitel, aber die Augen blickten klar und freudig in die Welt, die Gesichtfarbe war gesund, Gang und Haltung lebhaft, die Rede kräftig und humorvoll. Eine merkwürdige Veränderung war hier vor sich gegangen. Das Alter hatte Bellermann Frische und Gesundheit gebracht. An den Festen und geselligen Abenden nahm er mit jugendlichem Eifer Teil und gehörte meist zu denen, die am Längsten aushielten. Manche frohe Stunde haben der ehemalige Lehrer und Schüler zusammen verlebt.

Die sonntäglichen Vorlesungen v. H. und die sich oftmals daran knüpfenden Erörterungen er-

weckten in mir ein brennendes Verlangen nach den bisher verschlossenen Schätzen eines neuen gelobten Landes. Ich quälte H., der eine sehr reichhaltige Bücherei und umfassende literarische Kenntnisse besaß, so lange, bis er meinem Drängen nachgab und mir Bücher lieh, die ich sorgfältig vor den Argusaugen des Oheimes hütete. So lernte ich denn auch endlich die berühmten Erzählungen des Lederstrumpf von F. Cooper kennen, ein Buch das meine Altersgenossen seit Jahren gelesen hatten und für das alle schwärmten. Der Oheim haßte es ganz besonders, weil es die Veranlassung gegeben hatte, daß zwei hoffnungsvolle Jünglinge einer berliner Lehranstalt nach Hamburg durchgebrannt waren um dort ein Schiff zu besteigen und in Amerika ein Leben zu führen gleich Falkenauge und Chingagkook. Da sehe man äußerte er, wohin das Lesen solcher unsinnigen Indianergeschichten, Räuber- und Ritterromane führe, und streng ward jedes Buch derartigen Inhaltes von mir fern gehalten.

Viel zu früh für meine Wünsche, endeten die schönen sonntäglichen Vorlesungen dadurch, daß H. seine Braut heimführte und von Berlin versetzt wurde. Ich war nun wieder auf mich allein angewiesen. Alle Erleichterungen fielen fort, die gewohnte unerbittliche häusliche Strenge und Abgeschlossenheit traten in ihre Rechte.

Daß ich Prediger werden müsse, betrachtete der

Oheim schon als eine Art Glaubenssatz. So war denn auch, als in Untersekunda, der freiwillige Unterricht im Hebräischen begann, meine Teilnahme, selbstverständlich. Der Oheim begrüßte den Beginn dieses Unterrichtes mit wahrer Genugtuung, gleichsam als ein Pfand, daß sein sehnlicher Wunsch der Erfüllung sich nähere. Aus dem entgegengesetzten Grunde ging ich, obgleich ich mich sonst sehr gern mit fremden Sprachen beschäftigte, diesem Gegenstande mit Abneigung und Widerwillen entgegen.

Zwar unser Lehrer, Professor Uhlemann, ein tüchtiger Orientalist und Dozent an der Universität, tat alles Mögliche, um uns für sein Fach zu erwärmen. Nach seiner neuen Lehrart, so meinte er, sei die Erlernung des Hebräischen ein Kinderspiel, und wir würden uns selbst wundern, wie schnell es vorwärts ginge. So lange wir nur zuhörten und er vortrug, machte sich die Sache auch vortrefflich. Wenn er fragte, ob wir verstanden hätten, antwortete allgemeines Nicken des Kopfes. Ja ja, sagte er dann wohl, und ein Lächeln der Genugtuung glitt über sein pergamentenes Gesicht, meine Lehrart macht selbst das Schwierige leicht. Als aber die Zeit des Rollenwechsels kam, als er zuhören und wir sprechen sollten, wandte sich das Blatt, und je größer früher seine Zufriedenheit gewesen war, um so heller entbrannte jetzt sein Zorn. Der kleine gebrechliche, schwächliche Mann war

kaum wiederzuerkennen, so sehr regte ihn die Enttäuschung, die er an seiner neuen Lehrart erleben mußte, auf. Donnerworte entfuhren seinem Munde, ein neuer Abraham a Sancta Klara schien manchmal vor uns zu stehen. Wie die steinernen Götzen sitzet Ihr da und nickt mit den Köpfen, rief er entrüstet, nickt nur, hohl seid Ihr und ler.

Ein anderes Mal hieß es: Ja von außen seid Ihr fein anzuschauen, lieblich und dem frischen Grüne gleich. Doch Ihr ähnelt nur übertünchten Gräbern. So man tiefer gräbt, trifft man auf Moder und Verwesung. Das Schlimmste war, daß diese Ausbrüche reinster Entrüstung ihren Zweck gänzlich verfehlten, und eher unsere Lachlust, als unsere Reue erregten.

Nicht ohne besondere Erwartung beiderseits, wurde der ersten Lesestunde entgegen gesehen. Wir selbst hegten, mit geringen Ausnahmen, kein großes Vertrauen zu unsern Leistungen, und Uhlemann hatte mit einer gewissen Feierlichkeit erklärt: Da werde er die Schafe von den Böcken sondern.

Endlich war der gefürchtete Morgen herangekommen und K., heute wohlbestallter Pastor, sollte beginnen. K. las so geläufig, daß wir Andern staunten, wir konnten nicht folgen und verstanden kein Wort. Wer hätte das dem K. zugetraut.

Da donnerte Uhlemann plötzlich: Mensch, was lesen Sie zusammen, fangen Sie noch einmal an, und ganz langsam, Wort für Wort.

Wir verstanden K. nicht, aber U. verstand ihn augenscheinlich auch nicht, denn er wurde bleich vor Erregung und rief: Hören Sie auf und nennen Sie mir Seite und Reihe, wo Sie lesen.

Die Angaben stimmten. Das ist zu arg, erklärte Uhlemann und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Hebräisch soll das sein? Eine neue Räubersprache ist es, von Ihnen erfunden. Er trat zu K. heran und sagte: Jetzt legen Sie mal den Finger auf jedes Wort, das Sie vornehmen.

Großer Gott, rief er plötzlich und seine Stimme zitterte vor Ärger, das ist mir denn doch noch nicht vorgekommen, so lange ich unterrichte: er liest von links nach rechts. Nun war freilich das Rätsel gelöst, und wir brachen in ein schallendes Gelächter aus.

So wenig ich mich für das Hebräische begeisterte, um so größeres Interesse nahm der Oheim daran. Er lernte die Buchstaben, begann mit mir zu lesen und die Grammatik zu studiren. Das wäre zweifellos so fortgegangen, wenn nicht ein trauriger Zwischenfall unsern gemeinsamen Sprachstudien ein jähes Ziel gesetzt hätte. Eines Morgens, als wir bei Kampfmeyer unser gewöhnliches Bad nahmen, glitt der Oheim auf einer der spiegelglatten Treppenstufen, die man damals weder mit Kork, noch mit irgend einem anderen Stoffe zu bekleiden für nötig hielt, so unglücklich aus, daß er hinunterstürzte und halbtodt liegen blieb. Mühsam wurde er auf-

gehoben, in eine Droschke getragen und im Schritte nach Hause gefahren, wobei er ächzte und stöhnte vor Schmerzen. Denn damals ließ das berliner Pflaster sehr viel zu wünschen übrig.

Zu Hause angelangt, hieß es, G., den Hausarzt so schnell wie möglich herbeirufen. Ich machte mich nach seiner Wohnung in der köthener Straße auf. G. ist schon im Lazarethe, hieß es. Also fort nach dem Ulanenlazarethe, das nahe der Spree stand, etwa da, wo heute die Hindersinstraße liegt. G. hatte eben die Leichtkranken besichtigt und verschrieb in einem dicken Buche, Rezepte. Der Dienst ist gerade beendigt, ich komme sofort mit, sagte er auf meine Meldung.

Gott sei Dank, daß Sie da sind, rief die Muhme G. entgegen, und über die matten Züge des Oheimes, der mit geschlossenen Augen dalag, glitt ein Lächeln der Befriedigung beim Klange der wohlbekannten Stimme, wie wenn er sagen wollte: Nun bin ich geborgen.

Lange und sorgfältig untersuchte G. Dann erklärte er: Die Sache ist leider recht bedenklich, denn es sind drei Rippen gebrochen und die Lunge in Mitleidenschaft gezogen. Er selbst half die Lagerstatt sorgfältig zurichten, legte Kissen unter, schob Falten glatt und gab an, wie der Kranke liegen müsse, um möglichst wenig von Schmerzen gepeinigt zu werden.

Wochen hindurch schwebte der Oheim in

Lebensgefahr, eine traurige Zeit für uns. Die Muhme war Tag und Nacht an das Schmerzenslager gebannt, jedes Winkes des Kranken gewärtig, mit freundlichem Zuspruche ihn tröstend und doch heimlich manche Träne vergießend, wenn G. noch immer keine sichere Besserung ankündigen konnte.

Mir dagegen wurde zum ersten Male der furchtbare Ernst des Lebens klar. Was sollte werden, so fragte ich mich, wenn der Oheim starb? Zum Vater zurückkehren? Die Verhältnisse hatten sich, soviel erfuhr ich von der Muhme, seit jener furchtbaren Wassersnot in der Jungfermühle, wesentlich geändert, aber leider nicht zum Besseren. Die Großmutter war gestorben, der Vater hatte zum zweiten Male geheiratet, zahlreiche Geschwister waren da, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte, so ganz hatte der Zusammenhang mit dem Elternhause aufgehört. Auch das erfuhr ich, daß die Not groß sei und daß meine Rückkehr eine schwere Last zur alten hinzugefügt haben würde. Die Muhme freilich, davon war ich überzeugt, ließe mich nicht fort. Ob sie aber, bei der Beschränktheit der Mittel, im Stande wäre, mich das Gymnasium weiter besuchen, mich studiren zu lassen, das bezweifelte ich sehr. Und, wenngleich ich nicht Prediger werden mochte, den heißen Wunsch hatte ich doch: zu studiren.

Endlich machte G. eines Tages allen trüben Gedanken mit der Erklärung ein Ende, daß

der Oheim außer Gefahr sei. In dieser bangen, schweren Zeit, hatte ich so recht Gelegenheit, G. schätzen und verehren zu lernen. Wenn er erschien, so war es, als sei ein guter Geist bei uns eingekehrt. Der Kranke hatte felsenfestes Vertrauen zu ihm, und die kleinste Vorschrift mußte mit peinlicher Genauigkeit durchgeführt werden. Der Muhme sprach G. in liebevollster Weise Mut zu, und auch für mich waren immer einige ermunternde Worte übrig. Trotzdem er eine ganz außerordentlich ausgebreitete Tätigkeit hatte, die ihn sogar meilenweit auf die umliegenden Ortschaften und Güter führte, merkte man ihm niemals Hast oder Unruhe an. Die Sicherheit seines Auftretens, gab auch dem Kranken und dessen Umgebung, Halt und Ruhe, selbst wenn die Sachlage noch so ungünstig war.

Ich hatte G. von jener Nacht an, als Sofie an Bräune darniederlag, in mein Herz geschlossen. Während der langen Krankheit des Oheimes wuchs diese Zuneigung. Die Huldigung, die Anfangs der Person galt, übertrug sich allmälig, fast unbewußt, auf den Stand. Welch ein hoher, herrlicher Beruf ist doch der ärztliche, sagte ich mir oft, wenn G. an's Krankenbett trat. Meine Einbildungskraft malte mir die schönen Seiten mit den glänzendsten Farben aus, während ich die Schattenseiten nicht kannte. Wie eine Eingebung kam es jetzt über mich: Du mußt Arzt werden. Schon

längst hatte ich gefühlt, daß mit der einfachen Verneinung: Prediger werde ich nicht, wenig gesagt sei; ich mußte dem Willen des Oheimes, einen bestimmt ausgesprochenen Willen entgegenstellen, wenn ich nicht mit Recht in den Verdacht eigensinnigen Widerspruches kommen wollte. Bisher hatte ich zu keinem Entschlusse gelangen können. Bald glaubte ich zu den Sprachen, bald zur Geschichte, bald zu den Naturwissenschaften mehr Hinneigung zu spüren.

Jetzt war die Entscheidung gefallen. Was ich einst in kindischer Torheit zu meinem Vater gesprochen, als ich den alten Kreisphysikus um seinen Doktorstock und den hohen Hut beneidete, was ich später zur Muhme gesagt hatte, als ich G. zum ersten Male bei uns in Uniform erscheinen sah: ich will Arzt werden, das wiederholte ich jetzt mit der Ueberzeugung, endlich das Richtige getroffen zu haben. Ja ich wollte Arzt werden, nicht wie ich als Kind gedacht, um Prunk und Ehren zu erreichen, sondern um der Hoheit und Würde des Berufes willen. Denn was gab es schöneres, als die Mitmenschen trösten, die durch Krankheit und Leiden niedergebeugt sind. Und ein solches Vertrauen zu G. beselte mich, daß ich beschloß, ihn zu bitten, er möge seinen mächtigen Einfluß beim Oheime zu meinen Gunsten geltend machen. Er selbst kam mir auf halbem Wege entgegen.

Eines Sonntags Nachmittag, nachdem er den

Oheim untersucht und seine Freude an der schnell fortschreitenden Genesung ausgedrückt hatte, äußerte er: Jetzt geht's aufs Land, nach Heinersdorf zum Rittergutsbesitzer B. Das ist mir immer eine Erholuug nach den vielen Fahrten innerhalb der Stadt. Ich mochte ihn bei diesen Worten wohl sehnsüchtig angeschaut haben, kurz und gut, er sagte plötzlich: Willst Du mitkommen, Fritz? Du findest auf dem Gute Altersgenossen. Abends bringe ich Dich zurück. Die Muhme gönnte mir die Erholung von Herzen, und der Oheim mochte nicht widersprechen.

Ich wähnte mich im siebenten Himmel. Eine Spazierfahrt über Land, in einem schönen, offenen Wagen, mit 2 stattlichen Braunen bespannt, den Kutscher auf dem Bocke. Ich kam mir vor wie ein König und würde vor Vergnügen in die Hände geklatscht haben, wenn nicht meine Würde als Sekundaner mich davon abgehalten hätte.

Ueber Tempelhof und Mariendorf ging die Fahrt, an wogenden Kornfeldern und lachenden Wiesen vorbei. Endlich bogen wir in einen breiten, mit uralten Linden bepflanzten Weg ein, und bald darauf hielt der Wagen vor dem Herrnhause.

Eine stattliche Frau mit blauen Augen und aschblonden Haren empfing uns freundlich. Wen bringen Sie denn da mit? fragte sie. Ja, schöne Frau, ich habe mir einen jungen Assistenten zu-

gelegt, antwortete G. lächeld und stellte mich vor. Nun kam auch der Besitzer, ein wohlbeleibter, gemächlicher Herr, einige Knaben und Mädchen folgten ihm. Während G. seine ärztlichen Obliegenheiten abmachte, tummelte ich mich mit dem jungen Volke auf dem Gehöfte und in den Ställen umher. Die Pferde und das Federvieh, darunter schöne Perlhühner, bewunderte ich ganz besonders. Dann ging es in den Park und den Obstgarten. Was eßbar war, wurde geprobt. Schnell kam der Abend und die Stunde der Abfahrt heran.

Wie hat Dir's in Heinersdorf gefallen? fragte G., als wir zurück fuhren. Ach sehr gut, Herr Doktor, erwiderte ich, faßte mir ein Herz und fuhr fort: Auch will ich Ihnen nur gestehen, was Sie vorhin im Scherze äußerten, möchte ich in Wirklichkeit wohl einmal werden: Ihr Assistent. Hoho, lachte G., was heißt das. Ich denke, wir sollen Pastor werden?

Ja, der Oheim wünscht es. Ich habe aber zu dem Berufe gar keine Neigung, dagegen zu dem ärztlichen sehr große. Es muß so schön sein, anderen Menschen in der Krankheit mit Rat und Tat beizustehen, zu heilen und zu helfen.

Aber, sagte G., warum willst Du eigentlich nicht Pastor werden? Das ist doch auch ein sehr schöner Beruf. Ich glaube, Du würdest Dich recht gut dazu eignen. Auch der Prediger kann viel gutes tun, Not und Elend mindern, Trost spenden und

die Gebeugten aufrichten. Er kann oft mehr helfen, als der Arzt.

Eine klare Antwort hätte ich G. auf seine Frage kaum geben können, und ich war daher froh als er gar nicht darauf bestand, sondern fortfuhr: Die Sache hat ja keine Eile. Arbeite nur fleißig, damit Du ein gutes Abgangsexamen machst, dann ist Zeit, über den Beruf zu reden. Inzwischen prüfe Dich ernstlich ob nicht etwa vorgefaßte Meinung Deiner Abneigung zu Grunde liegt. Der Oheim meint es gut mit Dir. Das Studium der Gottesgelahrtheit ist nicht schwierig und nicht kostspielig, wogegen die Medizin viel Arbeit erfordert, sehr schwierige Prüfungen hat und viel Geld verschlingt. Der Beruf selbst ist anstrengend, verlangt Aufopferung und Nächstenliebe. Bei Nacht und bei Tage muß man bereit sein, und der Lohn entspricht nicht immer billigen Erwartungen. Auch ist es nicht jedermanns Sache, fortwährend mit Kranken umzugehen, widerwärtige und häßliche Dinge täglich vor Augen zu haben, Menschen sterben zu sehen, Leichen zu zerlegen. Überlege Dir das Alles recht sorgfältig, prüfe Dich genau und wenn dann Dein Entschluß derselbe bleibt, so will ich Dir gern mit Rat und Tat beistehen und auch beim Oheime Fürsprecher sein. Soweit ich ihn kenne, wird er Dich nicht zwingen, einen Beruf zu ergreifen, der Dir zuwider ist.

Wer war glücklicher als ich. Zu Hause an-

gekommen, erzählte ich der Muhme unsere Unterredung. Sie teilte indeß meine Zuversicht durchaus nicht und meinte, der Oheim werde nicht nachgeben.

Klippen des Gymnasiums.

Ober-Sekunda.

In die Obersekunda trat jeder Gymnasiast mit einer Art heiligen Schauders ein. Bresemer war wohl der einzige Lehrer der Anstalt, dem der Ruf großer Strenge voranging und den man fürchtete, trotz der vielen geflügelten Worte und Witze, die von ihm erzählt wurden. Obersekunda galt allgemein als die große Klippe, an der so mancher hoffnungsvolle angehende Student scheiterte. Und so viel ist richtig, Bresemer hielt schreckliche Musterung unter seinen Getreuen. Ich versetze Sie nie, rief er einem derselben zu, und wenn Sie in der Klasse bleiben bis Sie schwarz werden vor Alter und grau noch dazu.

Wenn wir ihm, noch ehe er unser Lehrer war, im Schulhause begegneten, der hohen hageren Gestalt, mit schneeweißem, spärlichen Haupthare; mit den scharfgeschnittenen wie aus Stein gemeißelten Zügen; mit den unter einer goldenen Brille ernst und starr darein schauenden Augen; in tadellos sauberem Anzuge, den langen Rock bis

oben hin zugeknöpft; gemessen, fast feierlich dahinschreitend; dann verstummten wir unwillkürlich und stießen uns an. War er vorüber, dann hieß es: Mit dem ist nicht gut Kirschen essen.

Die außerordentliche Erscheinung Bresemers, sein ernster Blick gaben zu den sonderbarsten Geschichten über seine Vergangenheit Anlaß. Als sicher galt, daß er nach langjähriger Brautschaft endlich die Geliebte heimgeführt habe und daß diese schon in der Brautnacht gestorben sei. Seitdem habe ihn niemand mehr lachen gesehen.

Sofort am ersten Tage des Unterrichtes, bei der Aufnahme des Nationale konnten wir uns überzeugen, daß die Mär von den ergötzlichen unbewußten Witzen, den sogenannten „Brekiaden" keine Redensart sei.

Bresemer fragte zwei Brüder: Sie sind Zwillinge? Ja war die Antwort. Und wo sind Sie geboren? In Berlin. Und Sie? wendete er sich an den Bruder, der dann unter allgemeinem Gekicher antwortete: auch in Berlin Herr Professor.

Einen Anderen fragte er: Was ist Ihr Vater? Der ist todt er war Besitzer einer Mineralwasseranstalt. So schreiben Sie wendete sich Bresemer an den Primus, der die Liste führte, unter die Rubrik Stand des Vaters: Witwe einer Mineralwasseranstalt.

Es gab ganze Wochen, wo alles gut ging und er keinen einzigen Zerstreuungsfehler machte

und dann kamen Tage, wo die unfreiwilligen Witze sich förmlich überpurzelten und wir beim besten Willen nicht ernst zu bleiben vermochten.*)

Ihn selbst, dessen ganzes Bestreben darauf gerichtet war, seinen Lehrpflichten gewissenhaft und sorgfältig nachzukommen, erregten diese Vorkommnisse zweifellos auf das Peinlichste. Wer weiß, wie sehr er im Stillen litt, wenn er uns lachen sah. Ich habe mehrmals einen Zug der Wehmut in den sonst so starren Augen entdeckt, das Aufleuchten eines inneren Schmerzes, dem er aber in Worten nie Ausdruck gab.

Es fehlte Bresemer die Gabe, seine Schüler durch eigenartige Gedanken und beredte Worte fortzureißen, alles an ihm war nüchtern, verständig, gediegen. Wenn wir den Lysias oder Livius übersetzten, merkte man es ihm an, daß er es sich mit der eigenen Vorbereitung habe sauer werden lassen. Da war jedes Wort, jede stilistische

---

*) Es giebt eine ganze Sammlung solcher Aussprüche und Witze. Hier noch folgenden: der Geschichtlehrer Foß war erkrankt und Bresemer übernahm die Vertretung. Welchen Teil der Geschichte haben Sie zuletzt durchgenommen, fragte er den Primus. Den dreißigjährigen Krieg antwortete dieser. Nun dann sagen Sie mir mal, in welchem Jahre fand die Schlacht bei Lutter und Wegner statt? Bei Lutter und Wegner, in der berühmten Weinhandlung, wo schon Devrient und A. Hoffmann verkehrt hatten, pflegte Bresemer gern seinen Abendschoppen zu trinken, und so war aus Lutter am Barenberge Lutter und Wegner geworden.

Wendung wohl überlegt und meist vortrefflich am Platze. Das Beste schien ihm grade gut genug für uns. Daher kam es denn, daß er verlangte, wir sollten uns seine Auslegung, seine Übersetzung bis in das Kleinste aneignen. Wer nach mehrmaliger Mahnung αὐτὰρ nicht mit doch übersetzte, wer die Möglichkeitform ἂν εἴη, nicht mit es dürfte wohl sein, wiedergab; wer im ersten Falle vielleicht „aber", im zweiten „es konnte wohl sein" sagte, der hatte es mit Bresemer verdorben. Dann rief er ärgerlich: Sie wollen also nicht Acht geben, wir sind fertig. Oder auch: Sie wollen mich also nicht verstehen. Nun gut, dann werde ich Sie auch nicht verstehen, wenn es zum Versetzen kommt.

Niemand wird solche Kleinlichkeiten verteidigen. Es war sicherlich verkehrt, daß Bresemer auf Nebendinge einen übergroßen Wert legte. Aber da er es einmal tat, mußte man von seinen Schülern verlangen, daß sie dieser Schwäche Rechnung trugen, daß sie seine Lieblingsformeln, deren Zahl nicht übergroß war, wörtlich anwendeten. War es ihm zu verargen, wenn er da, wo es dauernd nicht geschah, Mißachtung, bösen Willen oder Unfähigkeit annahm, während allerdings oft nur Übermut, Leichtsinn oder Widerspruchgeist sich breit machten.

Bresemer schien verschlossen und unnahbar zu sein. Viele sahen in ihm einen menschenscheuen, mit sich und der Welt zerfallenen Greis, der eine

Freude daran habe, seinen Schülern das Leben recht sauer zu machen. Davon war keine Rede, wie schon sein Verkehr bei Lutter und Wegner beweist. Er hatte einen kleinen aber gewählten Kreis von Freunden und haßte die Geselligkeit keineswegs. Es ist gar nicht selten vorgekommen, daß er Schülern, die sich nach der Abgangsprüfung von ihm verabschiedeten sagte: Besuchen Sie mich doch einmal, ich habe einen leidlich guten Wein im Keller und da können wir mal von etwas Anderem als von Livius und Lysias plaudern.

Außer seinen römischen und griechischen Klassikern hatte er noch eine Liebhaberei. Er hielt in seiner Wohnung eine ganze Schar fremder und einheimischer Vögel. Ihnen widmete er eine ganz außerordentliche Sorgfalt. Von unserm Klassenzimmer konnten wir sehen, wie er sich stundenlang mit ihnen beschäftigte, und diese Zuneigung zu den fröhlichen Sängern des Waldes brachte ihn uns menschlich näher. Wir schlossen daraus, daß die starre, kalte Außenseite doch ein gutes, nicht unempfängliches Herz berge.

Eine gänzlich andere, ja in körperlicher wie geistiger Beziehung, gegensätzliche Natur zu der Bresemers, war Schellbach der Mathematiker, dessen Bekanntschaft wir in Obersekunda machten.

Klein von Gestalt, rasch in den Bewegungen, klar und gewand in der Rede, blickte sein helles Auge wohlwollend und forschend zugleich, den Neu=

ling an, als wolle es ihn ermutigen und zu sich heranziehen. Schellbach fand keine leichte Aufgabe vor. Die Mehrzahl von uns brachten nur höchst klägliche Kenntnisse mit. Unser früherer Lehrer Luchterhand war nach allgemeinem Urteile ein vortrefflicher Mathematiker, aber kein Lehrer. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit den Begabten. Die große Masse war für ihn nur so weit da, als er gelegentlich diesen oder jenen herausgriff und witzig glossirte, wenn die Leistung mangelhaft war oder gänzlich versagte.

Zeit kurirt alle Leiden, oder: mancher lernt es nie, das waren Ausdrücke, welche die Schwachen oft zu hören bekamen. Es gab eigentlich nur 10—12 unter uns, mit denen Luchterhand ernstlich verkehrte.

Diese durften Fragen stellen und seine Zeit nach jeder Richtung in Anspruch nehmen. Da die Schwächeren sich vernachlässigt sahen, den Ausführungen, die sich fast immer an die Fähigen richteten, nicht folgen konnten, so trat grenzenlose Gleichgültigkeit für den an und für sich schon wenig beliebten Gegenstand ein. Unkenntniß und Unaufmerksamkeit waren gleich groß. Da nun Luchterhand seinerseits den Versetzungen selten ein Hinderniß in den Weg legte, so schien um so weniger Grund sich um Geometrie und Buchstabenrechnung den Kopf zu zerbrechen.

Da kamen wir jetzt bei Schellbach vor die

rechte Schmiede. Vorkenntnisse verlangte er so gut wie gar nicht, und der Schwachen nahm er sich mehr an als der Befähigten. Dann pflegte er zu sagen, die können sich schon selbst helfen, den Andern aber muß ich beispringen.

Schellbach entwickelte Engelsgeduld, wenn es galt einem Schwachen einen Beweis klar zu machen, oder ihn eine Schlußfolgerung finden zu lassen. Man sah ihm die Freude an, wenn das ersehnte Ziel, oft nach unsäglicher Mühe, glücklich erreicht war.

Aber ein fürchterliches Unwetter brach los in den seltenen Fällen, wo alle Mühe vergeblich blieb. Dann legte sich die sonst so glatte Stirn in Falten, der Mund zuckte, die Augen sprühten Flammen, und die Worte donnerten nur so heraus: Sie sind ja ein wahres Roß von Dummheit. Sie wollen studiren. Was in aller Welt wollen Sie studiren frage ich? wenn Sie so einfache Dinge nicht begreifen können. Übrigens kommen wir auf die Formeln. Sagen Sie mir doch mal cos $\alpha + \beta$ gleich? Damit schloß nämlich eine solche Szene regelmäßig, daß Schellbach dem Unglücklichen die Formeln abfragte, wobei derselbe selten genügend bestand und dann hieß es: Kommen Sie am Mittwoch Nachmittag auf 2 Stunden.

Die Formeln waren reine Gedächtnißsache und von guten Schülern erfragte S. sie nie, der Schwache dagegen sollte sie genau auswendig wissen. Da das selten zutraf, so war der Grund zur Strafe

gefunden, denn wegen Dummheit allein konnte S. jemanden doch nicht gut bestrafen. Mit den Logarithmentafeln bewaffnet mußte der Schuldige sich einstellen und erhielt eine mittels der Formeln leicht zu lösende Aufgabe. Ob er damit früher oder später fertig wurde, blieb sich gleich, er saß genau zwei Stunden im chemischen Laboratorium hinter Schloß und Riegel. Kleinere Strafen bestanden in besonderen Aufgaben, die wir zu Hause lösen und des Morgens früh bei S., dessen Wohnung ebenfalls im Schulgebäude lag, abgeben mußten. Da kam es denn vor, daß S. nicht anwesend war und eine der Töchter die Arbeit annahm und die Ablieferuug vergaß. Bei Beginn der Lehrstunde fragte S. den Betreffenden, warum er Morgens nicht erschienen sei. Ich war da, Herr Professor, lautete die Antwort, und habe die Arbeit abgegeben, man sagte mir, Sie seien nicht zu sprechen. Wem haben Sie die Arbeit gegeben? Einer Ihrer Töchter, Herr Professor.

Welcher denn? Wie sie hieß, weiß ich nicht, Herr Professor.

War sie hübsch? Ja, Herr Professor. Na, dann war's Florchen. Es ist gut.

Seine Art, zu unterrichten, ging darauf aus, unser selbstständiges Denken und Folgern anzuregen. Er stellte irgend eine Aufgabe und hörte unsere Meinungen; bald diesen, bald jenen zur Äußerung auffordernd; sich darauf beschränkend, durch ge-

schickte Fragen oder Einwürfe uns auf die richtige Bahn zu leiten. Sie sehen, pflegte er zu sagen, es liegt alles Wissen schon in Ihnen. Wie der Bergmann mit dem Hammer die edlen Erze aus dem Steinblocke herauspocht, so hole ich aus ihrem Innern die Gedanken heraus. Am glänzendsten bewährte sich diese Unterrichtart in der Physik, wo wir allmälig in der Prima die schwierigsten Gesetze entwickeln und verstehen lernten, scheinbar durch eigenes Nachdenken und Forschen. Nie wurde Schellbach trocken und langweilig. Er wußte selbst rein allgebraische Rechnungen durch Unterlegung irgend eines wichtigen Zieles, nach dem geforscht wurde, interessant zu machen. Feurig und begeisternd wurde oftmals seine Rede, wenn er uns von dem Leben und Streben großer Naturforscher berichtete, von der Mühe und Tatkraft, die sie angewendet, um ihr Ziel zu erreichen. Ja sehen Sie, fuhr er dann fast wehmütig fort, Gesetze, an deren Erforschung große Geister, wie Newton, Keppler, Kopernikus ihr ganzes Leben gesetzt haben, können jetzt die Schwächsten unter ihnen in wenigen Stunden begreifen. Man vergißt oft nur zu leicht, welche Mühe es gemacht hat, ein Gesetz zu finden, wenn es erst allgemein gekannt ist. Aber das ist nicht Recht getan. Darum beugen Sie sich in Ehrfurcht vor solchen Leuchten der Wissenschaft und suchen Sie ihnen nachzueifern, wo nicht in ihren Leistungen, das ist schwer, so

doch in dem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit, das kann jeder.

Mit Bewunderung und Andacht wußte er unsere Sele zu erfüllen, wenn er die Bewegungen der Himmelskörper erklärte und unsern Blick auf das unermeßliche Weltall mit seinen Sternen hinlenkte. Wenn er uns klar machte, daß alle diese ungezählten Welten sicher und ruhig ihre Bahn wandelten, daß der menschliche Geist im Stande sei, bis auf Tag und Stunde vorher zu berechnen, wann dieser oder jener Planet uns Erdenbewohnern sichtbar werde.

Elektrizität, Mechanik, die schwierigen Gesetze der Wärme und des Lichtes lernten wir unter seiner sokratischen Lehrweise mit Leichtigkeit begreifen. Bei der Lehre vom Lichte gedachte er der götheschen Untersuchungen und ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Dieser gewaltige Geistesheld, sagte er, der auf anderen Gebieten der Naturwissenschaften einige schöne Entdeckungen gemacht hat, wollte für seine Lehre vom Lichte, die, wie heute jeder von ihnen nachweisen kann, falsch ist, alle seine dichterischen Arbeiten hingeben. Dennoch, fügte er hinzu, so sehr Göthe damals für seine Lehre eintrat, ich bin überzeugt, er würde, wenn er heute herniederstiege, an der Hand der neuen Entdeckungen freudig seinen Irrtum zugestehen.

Ebenso gründlich, wie in die Physik, führte er uns in die Chemie ein. Treffliche Versuche begleiteten und erläuterten den mündlichen Vortrag.

Unser physikalisch-chemisches Kabinet besaß dank seiner Tatkraft eine reiche Ausstattung.

Daß Schellbach die mathematischen Wissenschaften sehr hoch stellte, ist natürlich. Er erklärte geradezu die Mathematik für die Grundlage aller Wissenschaft und behauptete, wer ein schlechter Mathematiker sei, könne auch kein bedeutender Denker sein. Als wir Göthe als Gegenbeweis anführten, sagte er lachend: Ja nu Göthe! Wenn Göthe ordentliche Lehrer gehabt hätte wie Sie, so hätte er auch etwas geleistet. Anlagen zur Mathematik hatte er entschieden, das beweist schon seine Beschäftigung mit der Farbenlehre. Im Übrigen war er ein großer Dichter, begabt mit gewaltiger Phantasie, und diese ist in gewissem Sinne eine Gegnerin der Mathematik.

So hoch aber auch Schellbach seine Wissenschaft stellte, niemals ging er so weit, jemanden, der in seinem späteren Berufe Mathematik oder Naturwissenschaften nicht brauchte, Hindernisse bei der Abgangsprüfung in den Weg zu legen. Das betraf besonders Theologen und Philologen. Ich kenne manchen Pastor und Professor, der trotz ungenügender schriftlicher mathematischen Arbeiten, die Prüfung bestand und heute seinen Posten vortrefflich ausfüllt.

Darin unterschied sich S. sehr vorteilhaft von einem damals sehr bekannten und sehr gefürchteten Schulrate, der erklärte, wer in der Mathematik

nicht genüge, sei überhaupt von der Prüfung zurückzuweisen.

Zur Mathematik gehört, wie zu den schönen Künsten, eine besondere Begabung, wer die nicht hat, wird immer ein Stümper darin bleiben, und wenn er sie zehn Jahre betreibt. Es ist ungerecht, einen Theologen oder Philologen, der in anderen Fächern tüchtig ist, schwacher mathematischer Leistungen wegen, durchfallen zu lassen. Anders beim Mediziner, Naturwissenschaftler, Baubeflissenen. Sie brauchen mathematische Begabung, und wenn sie derselben ermangeln, tun sie besser, ein anderes Fach zu ergreifen. Denn sie werden den späteren Anforderungen nicht genügen können.

Schellbach ging ganz in seiner Wissenschaft auf, aber er besaß auch eine glänzende Befähigung zum Lehren.

Darum war er wie kein Anderer zur Leitung des mathematischen Seminars geschaffen und hat eine Schule vortrefflicher Kräfte herangebildet. Da er außer bei uns auch an der Kriegsakademie und der Artillerieschule unterrichtete, außerdem der wissenschaftlichen Prüfungskommission angehörte, so blieb ihm wenig freie Zeit. Doch war er ein Freund von Geselligkeit und Musik. Es kam vor, daß er Primaner, von denen er wußte, daß sie gute Klavierspieler seien, einlud, Abends mit ihm eine haydn- oder bethoven'sche Sonate vierhändig zu spielen.

Innere Kämpfe.

Unter-Prima.

Prüfe Dich ernstlich, ob nicht etwa vorgefaßte Meinung Deine Abneigung gegen den geistlichen Beruf bedingt, diese Worte unseres Hausarztes wollten mir nicht aus dem Sinne. Warum sträubte ich mich denn so sehr gegen einen Stand, der mir vom Oheime so verlockend geschildert wurde und der verhältnißmäßig geringe Kosten, wenig Zeit, und mäßige geistige Anstrengungen forderte.

Nur Unverstand, so predigte der Oheim unaufhörlich, kann die großen Vorzüge verkennen, welche der geistliche Beruf jedem darbietet, der keine großen Geldmittel besitzt und über mäßige Fähigkeiten verfügt. Das Studium ist nicht schwierig, dauert nur drei Jahre, und an Stipendien ist auch kein Mangel. Sind die Prüfungen überstanden, dann kann es an einer guten Pfarre gar nicht fehlen. Dazu kommt die gänzliche Befreiung vom Militärdienste und die große Achtung, deren der Stand sowohl im statlichen, wie im gesellschaftlichen Leben genießt. Sind das nicht die denkbar günstigsten Aussichten für einen jungen Mann. Da kommen denn freilich kluge Leute und sagen, zum Prediger gehöre besondere Neigung, man dürfe niemanden dazu zwingen. Den Luxus der Neigungen können sich reiche Leute gestatten und dabei zeigt sich dann auch noch sehr oft, daß sie besser

getan hätten, dem Rate der Eltern als ihrer eigenen sogenannten Neigung zu folgen. Auch Glaube, Ueberzeugung, Gewissen werden ins Feld geführt. Nun, was so viele ehrliche brave deutsche Männer, darunter solche von höchster, geistiger Bedeutung, wie die Helden der Kirchenverbesserung, mit ihrem Glauben und Gewissen und ihrer Überzeugung vereinbaren konnten, das wird wohl auch für Dich keine zu starke Zumutung sein.

Betrachten wir demgegenüber, fuhr er fort, einmal die anderen Berufsarten. Wie lange hat der Rechtbeflissene zu warten, ehe er eine Lebensstellung erlangt. Jahre hindurch muß er ohne Besoldung dem State Dienste leisten. Alt und grau wird er, ehe ihm, selbst wenn er tüchtig ist, eine einigermaßen einträgliche und angesehene Stellung winkt. Wer nicht viel Geld und gute Verbindungen hat, soll davon bleiben. Die Medizin, das Baufach, das Forstfach erfordern anerkanntermaßen große Fähigkeiten, langes Studium und schwierige Prüfungen. Wenn Du nun auch, was ich bezweifle, die nötigen Fähigkeiten zu einem dieser Fächer hättest, so würde auch hier allein der Mangel an den nötigen Mitteln ein Veto einlegen.

Bei der Philologie fiele dieser Punkt wohl fort, auch sind die Anforderungen nicht übermäßig groß, die Aussichten für eine Anstellung nicht allzuschlecht. Aber Du mußt Soldat werden, und außerdem gehört zu dem opfervollen Berufe eines Lehrers be-

sondere Begabung. Es ist keine Kleinigkeit, tagaus, tagein unterrichten, sich mit Trägheit, bösem Willen, Leichtsinn, herumschlagen zu müssen. Das Zeug dazu hast Du, meinem Urteile nach, nicht. Übrigens würde ich nichts dagegen haben, wenn Du Theologie und Philologie zugleich studirtest, was sehr wohl angeht, und stellt es sich später heraus, daß Dir das Lehren besser behagt, als das Predigen, dann wäre nichts verloren.

Zu den Künsten und Naturwissenschaften gehört vor allen Dingen scharf hervortretende, besondere Begabung, davon kann bei Dir nicht die Rede sein.

So sprach der Oheim. Aber den gewünschten Eindruck machten seine Worte nicht. War es Eigensinn, Widerspruchgeist, was in mir arbeitete? Hatte ich Zweifel daran, daß er mein Bestes wollte? Nein, gewiß nicht. Aber das Beste nach seiner Auffassung von Menschen und Dingen. Diese Auffassung grade zweifelte ich an, weil sie zu oft abwich von dem Urteile anderer Männer die ich schätzte und ehrte; weil ich im Laufe der Jahre bemerkt zu haben glaubte, daß er die Welt durch eine besondere, nur ihm zusagende Brille betrachtete; daß er neben der seinigen, keine andere Meinung gelten ließ.

Ja wenn er auf einen vernünftigen Austausch der Ansichten eingegangen wäre. Wenn er mir nur jemals ein Wort der Erwiderung gestattet hätte. Manches Mißverständniß wäre vermieden

worden. Ich war doch kein Kind mehr und längst nicht geneigt, die Aussprüche des Oheimes oder anderer Leute, als delfische Orakel in Kauf zu nehmen. Von Kindheit an, meist auf mich allein angewiesen, hatte ich früh gelernt, nachzudenken und mir mein eigenes Urteil zu bilden, wenn ich auch eifrig bemüht war, die Ansichten und Unterweisungen Anderer einzuholen.

Seiner Zeit hatte ich durch meinen Vetter Leopold einen seiner Schulkameraden S. kennen gelernt, der ganz in unserer Nähe wohnend, oft mit mir desselbigen Weges zur Schule ging. Wir waren trotz der Verschiedenheit im Alter, gute Freunde geblieben, nachdem er als Primus omnium die Anstalt verlassen und flotter Student bei den Palaionormannen geworden war, während ich die Bänke der Sekunda und Prima drückte.

Oft trafen wir uns und führten eifrige Gespräche über die Angelegenheiten der Schule, über Studentenleben und ähnliche Dinge. Einst kam auch die Rede auf die verschiedenen Berufarten. Ich fragte ihn, was er vom Studium der Gottesgelahrtheit und dem Berufe des Predigers halte.

Wer gläubigen Gemütes, antwortete er, das hinnimmt, was ihm in den Religionstunden, später in den Hörsälen vorgetragen wird, der kann sehr segensreich wirken, besonders wenn er milden Herzens und der Rede mächtig ist. Aber Lust und Liebe gehören zu diesem Berufe wie zu keinem andern.

In mir, erwiderte ich, wohnt eine merkwürdige Abneigung gegen diesen Stand, und doch bin ich nicht in der Lage, einen triftigen Grund dafür anzugeben. Das ist die innere Stimme, meinte S., die meist das Richtige trifft, selbst wenn man sich über das warum noch nicht klar ist. Die Klarheit wird schon noch kommen.

So sprach S. und so sprachen die Meisten, mit denen ich Gelegenheit hatte mich darüber zu unterhalten, und auf deren Urteil ich etwas gab. Von größter Bedeutung aber waren für mich die Worte des Predigers Sydow, bei dem ich Einsegnungsunterricht hatte und der sich einst über diese Angelegenheit folgendermaßen äußerte: Der Beruf des Geistlichen ist der schönste von allen, wenn er aus innerem Drange, aus rechter Herzensfreudigkeit ergriffen wird. Denn man muß sich der großen Verantwortung bewußt sein, nicht nur für sich, sondern vor allen Dingen für die Herde, deren Führung man übernimmt.

Sydow war mir durch seine milde, freisinnige Art, durch die geistvolle, jeder Engherzigkeit abholde Auffassung des Christentumes, lieb geworden.

Die sogenannte strengfromme Richtung, welche nach dem Grundsatze: wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen, auf unserm Gymnasium viele Vertreter, besonders bei den Söhnen der hohen Statsbeamten und Adligen hatte, wollten freilich von Sydow nichts wissen, nannten ihn einen

Erzdemokraten, den man eigentlich gar nicht im Amt und Würden dulden dürfe, da es mit seinem Christentume höchst bedenklich stehe.

Ich ließ mich dadurch nicht irre machen und besuchte auch Sydows sonntägliche Predigten. Da wurde ich freilich enttäuscht. So sehr mir auch der hohe Geist, der darin waltete, gefiel, sie waren zu wenig allgemeinverständlich und sprachen nicht zum Herzen. So fand sich denn auch nur ein kleiner, erlesener Kreis, der Sonntag für Sonntag den Worten Sydows in der neuen Kirche lauschte. Gelehrte, persönliche Verehrer und Anhänger seiner Richtung. Denn er galt in jenen Tagen vielen als die Säule der bedrohten, protestantischen Glaubens- und Lehrfreiheit.

Inzwischen hatte ich die gefährlichen Klippen der Obersekunda glücklich umschifft und war in den Hafen der Prima eingelaufen. Die Stürme auf hoher See, Angst vor dem Verschlagenwerden oder Scheitern, lagen hinter mir. Jetzt handelte es sich darum, in ruhiger Arbeit den Schlußstein zu legen an dem Bau, den die Schule aufgerichtet hatte. Professor Deuschle, unser Hauptlehrer in Unter-Prima, ein noch junger Mann, gehörte nicht zum Kreise der alten, durch lange Wirksamkeit an der Anstalt erprobten Männer, denn er war erst seit kurzem von außerhalb zu uns berufen worden. Aber noch ehe er seine neue Tätigkeit begann, hatte Ranke in der Festhalle vor ver-

sammelten Lehrern und Schülern seinen Eintritt in unser Gymnasium, als eine Errungenschaft bedeutsamster Art bezeichnet und das Lob des jungen Gelehrten verkündet. Daß unsere Erwartungen in Folge dessen sehr hoch gespannt waren, ist klar. Sie wurden durch die Wirklichkeit noch übertroffen.

In diesem kleinen, feinen, schwächlichen Männlein, das da vor uns hintrat, wohnte ein Feuergeist, der in ungewöhnlichem Maße die Gabe besaß, seine Schüler an sich zu fesseln und mit fortzureißen. Die geistige Überlegenheit, der Zauber seiner Persönlichkeit waren so groß, daß wir von Anfang an ihm angehörten ohne Widerspruch, ohne Zweifel. Was Deuschle lehrte, begehrte, anordnete, galt uns als unwiderrufliches Gesetz, dem wir gehorchten. Fehler und Schwächen, für die sonst der Schüler, selbst bei beliebten Lehrern, ein scharfes Auge hat, fanden wir bei ihm nicht. Er gestattete uns eine individuelle Freiheit, die fast schon akademisch war und jedem anderen Lehrer Schaden und Unbequemlichkeiten eingetragen hätte. Ihm nicht. Sobald er eintrat, herrschte feierliche Stille. Er ging einige Male schweigend auf und ab, wie in Gedanken versunken, dann begann er mit leiser, zuerst umschleierter Stimme seinen Vortrag über deutsche Literatur. Bald aber hob sich die Stimme; leicht und beredt flossen die Worte von seinen Lippen. In glänzender Weise entwickelte er den Lebensgang eines Dichters, den Inhalt und Wert eines Werkes,

die Bedeutung eines Zeitabschnittes. Atemlos lauschten wir. Der kleine schwächliche Mann schien ein Riese geworden zu sein, so gewaltig war die Kraft seiner Rede.

Mit Bedauern hörten wir den Schlag der Turmuhr, sahen wir ihn unter freundlicher Verneigung die Klasse verlassen. Lautlos blieben wir noch ein Weilchen, wie gebannt von dem mächtigen Eindrucke. In deutscher Literatur erschien er uns am Glänzendsten. Aber auch in den Übersetzungsstunden des Thukydides und Homer, lernten wir ihn bewundern. Das war kein mechanisches Übertragen, kein Herbeten und Ausfragen von Regeln und Formeln, sondern eine geistige Durchdringung des großen Geschichtschreibers. Athen, im peloponnesischen Kriege auf der Höhe seiner Macht, erschauten wir im Geiste, mit seinen Feldherren und Statsmännern, seinen herrlichen Tempeln und Götterbildern, mit dem wankelmütigen eiteln Volke, das die besten seiner Söhne heute begeistert feierte, morgen leichtherzig in die Verbannung trieb. Ebenso lebendig stand vor unserem geistigen Auge das heilige Ilion. Die jugendlichen Herzen für die homerischen Helden, für die Kraft und Schönheit homerischer Dichtkunst zu entflammen, das verstand niemand besser als Deuschle. Ein einziges Mal kam es vor, daß jemand sich beim Übersetzen gänzlich unvorbereitet zeigte. Sie haben wohl vergessen sich vorzubereiten, sagte Deuschle in ruhigem Tone. Ich hoffe

es kommt nicht wieder vor, denn sie verzögern dadurch unsere eigentliche Aufgabe. Damit war die Sache erledigt, und die Mahnung half. Es kam in der Tat nicht wieder vor.

Leider wohnte dieser Feuergeist in einem ganz siechen Körper, und vielleicht war es eine Ahnung davon, eine unbestimmte Furcht, Deuschle bald zu verlieren, was unsere Verehrung und Liebe noch vermehrte, was uns bewog, ängstlich alle Vorkommnisse zu vermeiden, die ihm hätten mißfallen, ihn hätten erregen können. Wir erschraken bei der Nachricht, er sei schwer erkrankt und seine Wiederherstellung zweifelhaft. Scheinbar genas er und ein Empfang, wie er ihm beim ersten Erscheinen in der Klasse von seinen Schülern bereitet wurde, ist vielleicht anderwärts prächtiger und großartiger, niemals inniger und wahrer ausgefallen.

Blumen schmückten Pult und Stuhl, wir erwarteten ihn stehend in feierlicher Stille, bewegten Herzens. Er fühlte den Hauch der Liebe, der ihn umwehte. Wehmütig und freundlich lächelnd, überblickte er langsam die Klasse als wolle er jedem Einzelnen danken. Dann sagte er: ich danke Ihnen, es ist mir eine Wohltat in Ihrer Mitte zu sein und mit Ihnen zu arbeiten. Möchte Gott mir die Kraft verleihen, meines Amtes so zu walten, wie es sich gehört.

Unsere Freude sollte von kurzer Dauer sein. Bald packte ihn das tückische Leiden von Neuem.

Wir merkten es ihm an wie er alle Kräfte anspannte um sich aufrecht zu erhalten. Bleich und wankenden Schrittes sahen wir ihn nach der Stunde, zu seiner im Hause gelegenen Wohnung hinabschleichen, ihn, der eben noch unsere Herzen erhoben und mit sich fortgerissen hatte. In stiller Verabredung folgten stets einige von uns, in der Besorgniß, es könne ihm unterwegs ein Unfall zustoßen.

Wenige Wochen vergingen, und wir gaben ihm schmerzerfüllt das Geleite zur letzten Ruhestätte. In langem Zuge folgte die gesammte Schule, Ranke an der Spitze. Und wie er Deuschle bei seinem Eintritte in die Anstalt, schöne Worte entgegen gerufen hatte, so wußte er beim Heimgange, der allgemeinen Trauer ergreifenden Ausdruck zu geben.

Als Ersatz erhielten wir für den Unterricht im Deutschen Dr. Schottmüller. Einen Deuschle ganz zu ersetzen, war freilich unmöglich, aber Schottmüller bewährte sich, wenngleich in anderer Richtung, als eine ganz vorzügliche Lehrkraft. Sein Eintritt in die Anstalt geschah nicht ohne Schwierigkeiten, und das ging folgendermaßen zu. Er war ein Hüne von Gestalt und besaß einen prächtigen, dunkeln Vollbart, der bis auf die Brust herabwallte. Solche Bärte wurden aber in gewissen Kreisen, damals noch mit großem Mißtrauen betrachtet. Sie galten als Wahrzeichen demokratischer Gesinnung und oppositioneller Bestrebungen, mochten

die Träger auch noch so harmlose Leute sein. So verbreitet war dieser Barthaß, daß selbst unser Schellbach einst einen Abiturienten T., welcher sich eines für seine Jahre auffallenden Bartwuchses erfreute, am Tage vor der mündlichen Prüfung alles Ernstes sagte: Ja nu T. mit solchem Barte wollen Sie morgen vor dem Herrn Schulrate erscheinen? ja nu überlegen Sie sich das. Und als T. andere Lehrer in dieser Angelegenheit um Rat fragte da hieß es: man glaube zwar nicht, daß der Herr Schulrat auf solche Dinge Wert lege, indessen besser sei besser, und wenn T. sich unsicher fühle, möge er lieber den Bart opfern.

Bei solchen Anschauungen war es denn kein Wunder, daß selbst der sonst so duldsame Ranke mit wahrem Entsetzen Schottmüller betrachtete und rundweg erklärte: Ein Mann mit solchem Riesenbarte dürfe an königlichen Anstalten nicht unterrichten. Aber S. war ein zäher, willensstarker Karakter, der sich nicht einschüchtern ließ. Ranke mußte auf höhere Weisung hin seinen Widerspruch fallen lassen und seit jener Zeit wurden stattliche Bärte bei Lehrern und Schülern nicht mehr als gefährlich betrachtet.

Schottmüllers besonderes Verdienst bestand darin, daß er die großen Dramatiker der Neuzeit unserm Verständnisse zuführte nicht nur durch Worte, sondern auch durch Taten. Er setzte es durch, daß die bekannte Szene aus dem ersten Teile

Heinrich IV. in der Kneipe zu Eastcheap, von uns Primanern aufgeführt werden durfte, Szenen aus Göthe's Götz von Berlichingen und aus anderen Stücken kamen später daran. Griechische und Lateinische Aufführungen eines sophokleischen Trauerspieles oder eines Lustspieles von Plautus durch Schüler, das stand ja von Alters her auf der künstlerischen Tagesordnung der Gymnasien. Aber Shakespeare und Göthe, und zwar nicht etwa einige akademische Szenen aus den Königdramen, oder aus dem Faust, sondern die lustige Kneipszene mit Fallstaff, die kräftigsten aus dem Götz, das war in der Tat kühn, und bewies, daß die Leitung unseres Gymnasiums die Fesseln alter Vorurteile abgestreift und aufgehört hatte das Gymnasium als ein Drillhaus für Latein und Griechisch zu betrachten.

Ohne Schottmüllers unermüdliche Hülfe hätten wir die erwähnten Aufführungen freilich nicht verwirklichen können. So aber gelang die Sache wider Erwarten. Überraschend war seine Fähigkeit, die geeigneten Darsteller für die Hauptrollen herauszufinden. Der „kleine Ney" erregte, angetan mit Döring's*) Gewande, allgemeine Bewunderung als Fallstaff, ebenso v. S. als Prinz Heinrich.

Diese dramatisch-musikalischen Abende wurden beliebt bei Jung und Alt, denn die Eltern

*) Wir erhielten die nötigen Gewänder und Waffen aus dem königlichen Schauspielhause.

wohnten natürlich den künstlerischen Leistungen ihrer Sprößlinge bei. Einige Primaner brachten Sologesänge, Stücke für Klavier und Geige zu Gehör; der gemischte Chor unter Leitung von Meister Hahn, größere gesangliche Aufführungen.

Zwar schwärmte keiner von uns in der Prima für den Gesangunterricht, denn wir waren wirklich mit Schulstunden gesegnet,*) aber den Meister Hahn hatten wir Sänger alle gern, trotz seiner trockenen, gediegenen Grobheit. Er besaß seit undenklichen Zeiten das Vorrecht, uns bis zur Prima hinauf ohne Unterschied zu duzen. Eine weitere liebenswürdige Eigenheit bestand darin, daß er, wenn jemand einen musikalischen Lehrsatz nicht schnell genug begriff, mit hochgezogenen Augenbrauen eine tüchtige Prise aus der allezeit vor ihm auf dem Flügel stehenden Tabackdose nahm und gewöhnlich sagte: In der Musik bist Du doch ein horribel dummer Mensch. Aber man steckte das ruhig ein, sintemalen man wußte, daß er sich auch von uns Dinge sagen und gefallen ließ, die nicht in dem zwischen Lehrern und Schülern üblichen Verkehrs-Verzeichnisse enthalten waren. Er quälte sich redlich ab und behauptete immer, die Meisten

*) Ich hatte z. B. in der Prima an Sonderstunden Morgens von 7—8 Uhr in der Woche 2 Mal hebräisch, Nachmittags 2 Mal von 4—5 Uhr englisch, 2 Mal 2 Stunden Malen; also zu den 34 gewöhnlichen Schulstunden, noch 8 freiwillige in der Woche.

von uns seien taub, sonst würden wir besser singen. In den unteren Klassen ließ er hin und wieder musikalische Extemporalien los. Das nannte er: uns an den musikalischen Puls fühlen. Er nahm die Geige, spielte einen Ton und wir mußten auf dem Papiere angeben, welchen. Unter 30 solcher Tonangaben waren 26 falsch, die richtigen auch nur auf gut Glück geraten.

Aber ein oder zwei Schüler befanden sich unter uns, die wenig Fehler hatten. Zu denen sagte er: Ihr habt den Puls, aus Euch kann etwas werden.

Alljährlich fanden, abgesehen von den bei festlichen Gelegenheiten gesungenen Psalmen und Motetten, 1—2 größere musikalische Abendunterhaltungen statt. Oratorien, die Schöpfung und ähnliche Tonstücke, kamen zur Vorführung. Zu den Solis waren dann hervorragende Sänger verpflichtet. Doch fehlte es auch nicht an der Pflege heiterer Musik. So wurden z. B. zu unserer Zeit mehrere Szenen aus Czar und Zimmermann, und zwar mit Kostümen, unter großem Beifall aufgeführt.

Ober-Prima.

Wer sollte sie nicht kennen, die weltberühmte zumpt'sche Grammatik mit ihren weisen Vorschriften und zahllosen Regeln in gebundener Rede.

Welcher Gymnasiast hätte nicht sein:

Viele Wörter sind auf is
Masculini generis
Panis piscis crinis finis
Ignis lapis pulvis cinis

u. s. w. hergeleiert, um dann doch beim Extemporale ovis männlich und mensis weiblich zu brauchen.

Nun lernten wir in Ober-Prima den göttlichen Zumpt, oder den göttlichen August, wie wir ihn scherzweise nannten, von Angesicht zu Angesichte kennen. Zwar war unser Zumpt nicht der Verfasser des berühmten Buches, sondern nur dessen Neffe. Aber wie in manchen Künstlerfamilien das Talent zum Malen, so schien bei den Zumpten die Gabe des klassischen Lateines ein Erbteil zu sein. Denn das mußte man dem Neffen lassen, er brauchte sich vor dem Oheime nicht zu verstecken. Stil und Farbe seines Lateines hätten sicherlich selbst den alten Cicero erfreut, wenn er zufällig einmal Zumpt belauscht hätte.

Ehe wir an das Lesen des Tacitus und Horaz gingen, pflegte uns Zumpt eine Einleitung zu dik-

tiren, frei aus dem Kopfe. Es war nur eine Stimme darüber, daß diese hingeworfenen Gedanken, nach Form und Inhalt, Meisterleistungen seien. Beim Uebersetzen ließ er uns möglichst freien Spielraum. Kleinlichkeit, Kleben an bestimmten Worten oder Wendungen, lag ihm fern. Manche geistreiche Bemerkung bekamen wir dazwischen über die römische Kaiserzeit zu hören. Besonders liebte er den Horaz und suchte uns für denselben Dichter zu begeistern. Zu diesem Zwecke las er manchmal diesen oder jenen Vers, der ihm besonders gefiel, mit seiner Donnerstimme vor und schlug vor Vergnügen mit der Faust auf den Tisch, daß die Wände dröhnten.

Wenn aber die Augustsonne ihre Strahlen entsendete und wir Nachmittags 2 Stunden hintereinander bei Zumpt die Kunst des Uebersetzens übten, was war natürlicher, als daß der Göttliche, ob solcher Tagelöhnerarbeit manchmal sanft entschlummerte. Dann hieß es leise: Quandoquidem dormitat divus Augustus und der Uebersetzende hatte leichtes Spiel. Sowie er aber inne hielt, erwachte der Schläfer und rief, sich aufraffend: Noch einmal. Hieß es dann: Ist schon geschehen, Herr Professor, so sagte er harmlos: Gut, und ein Anderer ward aufgerufen. Wenn er manchmal wie ein Jupiter tonans seine mächtige Stimme erschallen ließ, so war das nie so schlimm gemeint. Die Anforderungen, welche er an den Einzelnen

stellte, waren nicht übermäßig, aber ärgern konnte er sich, wenn in manchen lateinischen Aufsätzen keine Spur von Color latinus sich zeigen wollte. Wo ihm dagegen besondere Begabung auffiel, kargte er nicht mit Lob und Aufmunterung. An solche Schüler stellte er aber auch weit höhere Anforderungen, als an die Anderen. Ganz traurig konnte er werden, wenn einer seiner Lateiner nicht Philologie studirte. Ich entsinne mich, daß er bei der Verabschiedung einem solchen vorwurfsvoll sagte: Landwirt wollen Sie werden, lieber M. ach wie schade um das schöne Latein.

Er war das Gegenteil eines verknöcherten Philologen. Die ihm näher standen, rühmten seine weltmännische Bildung und Gewandheit. Er hatte weite Reisen gemacht und sprach englisch, italienisch, französisch wie seine Muttersprache.

Sein Äußeres war keineswegs einnehmend, gewann aber beim Sprechen. Er war von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau. Eine breite, von spärlichen roten Haren umgebene Stirn, schmale gefurchte Wangen, gelbliche Farbe, kleine freundlich blinzelnde Augen, eine lange gebogene Nase, ein fein gezeichneter Mund, den meist ein sarkastisches müdes Lächeln umspielte, boten das Bild eines geistvollen, klugen Mannes, dem Sorge und Verdruß frühzeitig übel mitgespielt hatten. Darüber konnte auch die, bei der Auslegung des Horaz zur Schau getragene Freude am heiteren

Lebensgenusse, nicht hinweg täuschen. Es hieß, er sei am Anfange seiner Laufbahn mit einem bekannten Gelehrten in schwere wissenschaftliche Fehde geraten, habe Kränkung und Zurücksetzung erlitten. An einer Hochschule wäre sein Genie zweifellos zu höherer Entfaltung gelangt.

Ein Gegensatz zu Zumpt, seinem Äußeren, seinem Karakter, seinem ganzen Wesen nach, war Professor Foß,*) unser Lehrer für Geschichte, Erdkunde und Deutsch. Er gehörte der Reserve als Hauptmann an, und stand auch dadurch in dauerndem Zusammenhange mit dem Heere, daß er Mitglied der Kommission für die Fähnrich-Prüfungen war. Sein Äußeres, seine Haltung, seine Stimme, seine Unterrichtsart hatten militärisches Gepräge. Mäuschenstill mußte es in der Stunde sein, und wir richteten uns danach. Nichts konnte ihn mehr in Harnisch bringen, als respektwidrige Haltung. Dann rief er wohl mitten im Vortrage mit seiner schallenden Stimme: H. Sie sind ein Flegel. Der Unglückliche, ein durchaus höflicher Mensch, hatte nämlich bisweilen die Gewohnheit, den Ellenbogen auf die Tischkante zu stellen und sein sorgenvolles Haupt in die Hand zu legen. Das war aber den militärischen Augen von Foß unleidlich.

Das Gesicht mit den scharfen, tatkräftigen Zügen

*) Später Direktor des luisenstädtischen Real-Gymnasiums.

und dem schmalen Vollbarte, bot ein Bild der Gesundheit und paßte sehr gut zu dem militärischen Wesen. Nur die breite gewölbte Stirn, der von Haren fast ganz entblößte Schädel und die Kurzsichtigkeit wiesen auf den Gelehrten hin. Seine Stärke lag in der Geschichte, die er uns in meisterhaften Vorträgen zur Darstellung brachte. Seine Auffassung war hochherzig und frei. Gern zog er die neue Zeit, zu Vergleichen mit der Vergangenheit herbei. Ein freimütiger, echt deutscher Geist, der das Schlechte schlecht, das Gute gut nennt, der der Wahrheit die Ehre giebt und nichts mehr haßt, als Kriecherei vor den Mächtigen, bildete allezeit die Richtschnur seiner Vorträge. Das war hoch anzuerkennen in einer Zeit, wo gar viele den Mantel nach dem Winde hingen und ängstlich jedes Wort abwägten. Ueber Adel und Geistlichkeit des Mittelalters, fiel manche herbe Wahrheit, und der oft angeführte Satz: Adel und Altar sind die Stützen des Thrones, erhielt an der Hand geschichtlicher Tatsachen der meisten Länder, eine eigenartige Beleuchtung. Er hatte auch nichts dagegen, wenn ihm bei solchen Gelegenheiten geradezu Einwürfe gemacht wurden. Das kam besonders bei der Darstellung der Zeiten der Gegenreformation vor, wo er schilderte, wie das unerhörte Vorgehen der Jesuiten, ganze Ländergebiete der Verarmung und Verödung Preis gegeben habe.

Von den 4 oder 5 Katholiken unter uns, pflegte

dann v. E. gewöhnlich sehr entrüstet mit dem Kopfe zu schütteln, wenn Foß einige Schauerbilder aus jener Zeit entrollte. Nun v. E. sagte Foß, heraus mit der Sprache. Ja unser Herr Pfarrer stotterte v. E. meint, das sei nicht so, wie es von gegnerischer Seite dargestellt werde. Wenn Ihr Herr Pfarrer kann, soll er das Gegenteil beweisen, bis dahin erhalte ich jedes Wort aufrecht. Gern zog Foß Kunst und Wissenschaft in seine Vorträge hinein, und suchte durch eingestreute Fragen zur Erweiterung unseres Gesichtkreises und zur Förderung unserer allgemeinen Bildung beizutragen.

So fragte er z. B. als er einen Abschnitt aus der spanischen Geschichte vortrug, ob jemand von uns das Bild Karl's II. von Spanien in der königlichen Gemäldegallerie gesehen habe. Als das verneint wurde, fuhr er fort, so gehen Sie hin und betrachten Sie es genau. Es zeigt wie dieser unglückliche Sprößling der Habsburger, in Folge der in jenem Fürstengeschlechte üblichen Heiraten naher Verwandten unter einander, körperlich und geistig entartet, mit 30 Jahren noch ein Kind geblieben ist. Stellte er Fragen, welche die allgemeine Bildung betrafen und die schlecht oder gar nicht beantwortet wurden, dann hieß es: In Lyck, wo die Jungen mit Holzpantinen in das Gymnasium kommen, kann ich die Beantwortung solcher Fragen freilich nicht verlangen, aber hier in der Hauptstadt

ist es etwas Anderes. Das muß sozusagen bei Tische abfallen.

Hatte er die Fähnrichprüfung abgehalten, dann bekamen wir manche erbauliche Geschichte zu hören. Auch hier liebte er es, Geistesgegenwart und Gewandheit, durch eigentümliche, aus dem Leben gegriffene Fragen, auf die Probe zu stellen. Wer dabei gut bestand, der hatte halb gewonnenes Spiel. Was soll mir, sagte er, ein Offizier, der da steht, wie die Kuh vor dem neuen Tore, wenn man ihm eine Aufgabe stellt. Der Offizier muß sich vor allen Dingen zu helfen wissen. Ebenso eigenartig wie in seinen Fragen war er manchmal in seinen Strafen, wovon folgende kleine Geschichte Zeugniß ablegen mag.

Foß haßte nichts mehr, als wenn man sich in seinen Stunden mit anderen Dingen beschäftigte, und selten wagte das jemand. Aber v. K., ein befähigter junger Mann, sowohl in wissenschaftlicher als in künstlerischer Beziehung, pflegte, wenn Foß Geschichte vortrug, statt nachzuschreiben, Bilder der mannigfaltigsten Art zu zeichnen. Diese Bilder wanderten dann von Hand zu Hand und erregten natürlich je nach dem Gegenstande, nicht selten Lächeln. Einst faßte F. die betreffende Zeichnung ab. Ein furchtbares Gewitter schien herauf zu ziehen. Wir wußten, in solchen Dingen verstand er keinen Spaß und schreckte vor den härtesten Strafen nicht zurück. Aber das erwartete Donnerwetter blieb

aus und F. betrachtete aufmerksam die Zeichnung, welche einen Ritter und ein Edelfräulein darstellte. Wer hat das gemacht, fragte er scharf. Und als sich v. K., weiß wie der Kalk an der Wand, meldete, sagte er: Sie treiben auf Ihre Weise Geschichte. Das verbitte ich mir. Indeß Ihre Leistung ist überraschend. Als Strafe werden Sie mir einen Ritter zu Pferde, in voller Rüstung, zum Turniere reitend, malen, aber geschichtlich treu, das bitte ich mir aus. Sie haben das Zeug dazu.

Als v. K. nach einiger Zeit das Bild überreichte, sagte Foß: Ganz vorzüglich. Sie sollten Maler werden. Ich werde mir's einrahmen lassen. Aber meine Geschichtstunde benutzen Sie nicht wieder zu ihren künstlerischen Studien.

Besonders hervorzuheben ist, daß Foß auf jede Weise unser nationales Selbstgefühl zu wecken und zu stärken suchte, niemals aber auf Kosten der Wahrheit. So meinte er einst: Civis Romanus sum, das war ein stolzes Wort und galt in der gesammten alten Welt wie eine Art Schutz- und Geleitbrief. Wer hätte gewagt, einem Bürger des allmächtigen römischen Reiches ein Leid zuzufügen.

Giebt es denn heute wohl, so fragte er plötzlich, einen Stat, dessen Bürger sich ähnlichen Ansehens in der Welt rühmen dürfen? Da rief jemand: ja wohl, Preußen.

Na alle Achtung, sagte Foß, vor ihrem patriotischen Stolze, aber in Persien, China, Afrika würde

Ihnen Ihr Bekenntniß, daß Sie Preuße sind, wohl wenig helfen, wenn sie in Ungelegenheiten kommen sollten. Dagegen vor dem Engländer, mit seinen mächtigen Flotten, hat man selbst im fernsten Winkel der Erde einigen Respekt.

Habe ich bisher eigentlich nur rühmliches zu vermelden gehabt über die Lehrer und die Art, wie sie ihre Aufgabe uns gegenüber durchführten, so muß ich jetzt doch eines Gegenstandes gedenken, der auch bei uns recht stiefmütterlich behandelt wurde, das war französisch. Vom Englischen, das in Nebenstunden in der Prima für diejenigen, welche Teil nehmen wollten, gelehrt wurde, will ich gar nicht reden.

Seit der ersten Klasse der Vorschule, also seit beinahe zehn Jahren, trieben wir französisch, und weder in der Literatur, noch im Sprechen konnten wir Leistungen aufweisen. Grammatik und immer wieder Grammatik. Eine fremde neuzeitliche Sprache konnte aber wirklichen Wert für uns doch nur haben, wenn wir sie sprechen lernten und planmäßig ihre Literatur durchgingen. Das zu erreichen, wäre nicht so schwer gewesen, wenn man von der Unter-Sekunda ab einen geborenen Franzosen mit dem Unterrichte betraut und ihn verpflichtet hätte, denselben französisch zu erteilen.

Wahrlich man mußte sich schämen zu sagen, daß man zehn Jahre französisch getrieben habe, wenn man mit einem Franzosen zusammmen traf

und nicht im Stande war die einfachsten Redensarten hervorzubringen, noch viel weniger ihn zu verstehen. Der Fehler lag an dem falschen Lehrgange, den einzelnen Lehrer kann selbstverständlich dabei kein Vorwurf treffen. Da in den anderen Fächern den Forderungen der Neuzeit auf unserem Gymnasium so weitgehend Rechnung getragen wurde, so hätte man erwarten dürfen, daß auch hierin Wandel zu schaffen, möglich gewesen wäre.

Unser Lehrer für das Französische in der Prima war Dr. Strack, Pipin der Kleine, wie er scherzweise seiner Kürze wegen, genannt wurde. In den zwei wöchentlichen Stunden schrieben wir die üblichen Extemporalien, übersetzten Napoléon en Egypte von Thiers, lernten eine Unzahl schöner grammatischer Regeln und damit gut. Achevez votre toilette chez vous s'il vous plaît, das war die einzige französische Redensart, die wir hin und wieder zu hören bekamen, wenn jemand so unvorsichtig war, seine Taschenbürste in Tätigkeit zu versetzen.

Doch nun komme ich, last but not least zu Ranke, dem Direktor der vereinigten drei Anstalten, die er über ein Menschenalter hindurch mit Ehren verwaltet hat. Die hohe ehrwürdige Gestalt, mit den schneeweißen, bis zu den Schultern herabwallenden Locken, der griechischen Nase, dem feingeschnittenen Munde, dem wohlwollenden Blicke und der flammenden Rede, die dadurch nichts an

Eindruck verlor, daß sie besonders im Feuer der Erregung, die gemütliche, breite türingische Mundart verriet, war jedem Schüler wohlbekannt.

Jeden Montag mußten wir uns ja, jahraus, jahrein, vor Beginn der Lehrstunden, in der großen Festhalle alle versammeln, von der Sexta bis zur Prima, und Ranke selbst hielt die mit Gesang eröffnete Morgenandacht ab. Bei allen festlichen Anlässen, zu Anfang und zu Ende des Halbjahres, sahen und hörten wir ihn.

Schlicht und einfach in seinem Wesen, sprach er nie von seiner Tätigkeit. Dagegen erkannte er die Leistungen anderer mit rührender Selbstlosigkeit an. Wie oft hat er uns die Verdienste seines Vorgängers, des Direktors Spilleke, in freundlichen Worten vorgeführt; wie oft den Professor Yxem als ausgezeichneten Kenner der griechischen Sprache und Literatur gepriesen, obgleich derselbe schon längst die Anstalt verlassen hatte; wie oft anderer Lehrer rühmend gedacht. Neid und Mißgunst fanden in seinem edeln Herzen keinen Raum. Seine hohe Gestalt, seine weißen Locken flößten Ehrfurcht, sein freundlicher Blick, seine gewinnende Rede, Zuneigung ein.

Herzlichen Ausdruck gaben dieser Zuneigung die Kleinen aus den unteren Klassen. Wenn Ranke nach Schluß der Stunden eilenden Schrittes, mit flatternden Haren und ausgebreiteten Armen, seiner Wohnung in der Kochstraße zustrebte, dann

stürmten sie heran, um ihn zu begrüßen und einen Händedruck zu erhaschen. Und er wehrte ihnen nicht. Ihm behagte das frohe Gebahren der Kleinen. Er war in Wahrheit ein Pater omnium.

In der ersten Klasse traten wir ihm jetzt persönlich näher und lernten ihn auch als Lehrer, und zwar in Religion und Griechisch, kennen. Auf streng kirchliche Gesinnung wurde damals sehr gehalten, und Ranke war es, der alltägliche Morgenandachten einführte, zum großen Verdrusse Schellbachs. Jedenfalls beruhte seine Frömmigkeit aber auf ehrlicher Ueberzeugung und blieb frei von jedem Fanatismus. Milde und Duldsamkeit machten die Grundzüge seines Wesens aus.

Er trug die Lehre von Gott, Kirchengeschichte, den Dreieinigkeitbegriff, mit großer Sorgfalt vor, verlangte auch genaue Wiedergabe des Vorgetragenen. Das neue Testament wurde in der Ursprache gelesen und durchgenommen.

Seine eigentliche Größe lag indeß in der Art, wie er mit uns den Sophokles las. Hier wußte er uns zu erheben und zu begeistern, für den Dichter, für dessen Schöpfungen und für die ganze griechische Welt.

In seinem Eifer aber, etwas recht Besonderes aus uns zu machen, schoß er bisweilen über das Ziel hinaus und bereitete dadurch sich und uns, unangenehme Augenblicke.

So waren wir z. B. eines Tages bei der Über-

setzung des berühmten Monologes im Ajas Ὁ μὲν σφαγεὺς ἕστηκεν. Mit feurigen Worten rühmte Ranke die Schönheiten desselben, ging auf die Einzelheiten ein und stellte Vergleiche mit Schillers Monologen an. Das war anregend und geistreich, und gespannt lauschten wir. Da machte jemand beim Uebersetzen einen unbedeutenden grammatikalischen Fehler und Ranke rief plötzlich: Ich sehe, wir müssen die Grammatik wieder mehr beachten, die kommt sonst in Vergessenheit. Gesagt, getan, der ganze Buttmann sollte von vorn bis hinten durchgeackert werden; zu jeder Stunde 20 Seiten. Wir waren entsetzt. Aber richtig begann die Quälerei. Jede Anmerkung, jede kleinste Kleinigkeit wurde ebenso gewissenhaft abgefragt und verlangt, wie die allerwichtigsten Regeln. Daß da ein gänzliches Fehlschlagen nicht ausbleiben konnte, liegt auf der Hand. Ich sehe, es geht nicht, sagte er nach einigen Stunden seufzend und mutlos, setzte sich an den Lehrtisch und bedeckte das Gesicht mit den Händen. So saß er schweigsam und in sich gekehrt eine ganze Weile, und auch wir waren peinlich berührt.

Ein ander Mal deuchte ihm der Primaner würdig, den Sophokles auch in das Lateinische zu übertragen. Latein, meinte er, müßten wir wie unsere Muttersprache handhaben lernen. Flugs ward beschlossen, von der nächsten Stunde an wird nur Latein gesprochen und in's Lateinische übersetzt. Die Meisten hatten aber grade genug zu tun, um

mit dem Deutschen fertig zu werden und unbegreiflich war es, daß Ranke das nicht durchschaute. Die Sache fiel, wie nicht anders zu erwarten war, trübselig aus. Da er vom Primus begann, so übersetzten die ersten Sechs etwa, fähige fleißige Schüler, welche die Vorbereitung nicht gescheut hatten, gut, und Ranke strahlte vor Vergnügen. Aber was dann folgte, spottete jeder Beschreibung. Er hielt sich die Ohren zu und rief in fast komischer Verzweiflung: Hören Sie auf, hören Sie auf, es geht nicht, es geht nicht.

So verlor er eigentlich in der Nähe, als Lehrer, von dem Nimbus, den er uns vordem als Direktor eingeflößt hatte, ein Wenig.

Dennoch wurde tüchtiges bei ihm geleistet, weil er selbst ein reiches Können besaß und mit ganzem Herzen bei der Sache war. Denn was von Herzen kommt, geht auch zum Herzen, besonders bei der Jugend.

Am Liebsten aber sah ich Ranke doch im Festsale, wenn er in erhebenden Worten von den Aufgaben und Zielen der Schule sprach, das Gedächtniß irgend eines großen Mannes feierte, oder an uns Worte der Begrüßung richtete.

Da war er so recht an seinem Platze, da war er der Pater omnium, da hingen wir an seinen Lippen, da riß er uns mit sich fort.

3. Buch.

Die Studienzeit.

Die Entscheidung.

Meine Schulzeit neigte sich dem Ende zu, die Abgangsprüfung stand bevor, die Berufsfrage mußte sich entscheiden. Redlich hatte ich mich geprüft, ehe ich zum Entschlusse gekommen war, der nun dahin lautete, daß ich den geistlichen Stand weder ergreifen konnte, noch wollte. Mir fehlte der Glaube. Nicht der Glaube an einen Schöpfer und Lenker der Welt, an die sittliche Erziehung des Menschengeschlechtes, sondern der Glaube an die, unserer Kirchengemeinschaft vorgeschriebenen Satzungen.

Ich war mir klar darüber, daß weder der einzelne Mensch, noch die Völker den Glauben, als solchen, entbehren können. Aber er ändert seine Formen und Formeln, je nach dem Stande der Erziehung, des Wissens, der Erkenntniß. Von der

Vielgötterei kam die Menschheit durch Moses, einen der größten Gesetzgeber aller Zeiten, zum Glauben an einen Gott. Christus schenkte uns die Lehre vom Jenseits und von der Nächstenliebe. Aber seine einfache, herrliche Religion artete im Laufe der Jahrhunderte aus. Ein geistlicher Oberherr nahm seinen Sitz in Rom, nannte sich den Stellvertreter Gottes auf Erden, saß über Könige und Völker zu Gerichte, bevölkerte den Himmel mit einer Schar von Heiligen, als seien die Zeiten des alten Roms und des alten Hellas wiedergekehrt. Diesem Unwesen setzte Martin Luther ein Ziel, indem er uns von der päpstlichen Herrschsucht und dem kirchlichen Gewissenszwange befreite. Den Protestantismus erkannte ich als einen gewaltigen Fortschritt. Sah ich doch in ihm den Hort der Gedankenfreiheit, das kräftigste Bollwerk gegen die gefährliche Arbeit der Jesuiten, von der uns unser Geschichtlehrer Foß manche Probe gegeben hatte. Aber grade, weil ich mich als Protestanten fühlte, war ich außer Stande alle die Formeln und Dogmen zu unterschreiben, welche von jedem Diener des geistlichen Amtes als unumstößliche, ewige Wahrheiten anerkannt und gelehrt werden sollten. Ein junger Theologe, dem ich meine Bedenken mitteilte, hatte mir geantwortet: Sie machen sich die Sache viel zu schwer. Im Grunde können Sie glauben, was Sie wollen. Die herrschende Richtung geht nur da strenge gegen Andersdenkende vor, wo

dieselben ihren Standpunkt schroff hervorkehren und öffentliches Ärgerniß bereiten. Das war die blöde Lehre von der Leisetreterei und dem Unterducken, die mir nirgends verwerflicher und schädlicher schien als in der Theologie, bei einem Führer und Hirten des Volkes. Aber ich konnte ja für meine Überzeugung eintreten und kämpfen. Gewiß. Nur daß ein Kampf, in den man widerwillig und zwangweise hineingeht, so gut wie eine verlorene Sache ist.

Mit dem Oheime selbst mich auszusprechen, war unmöglich, und die Muhme hatte mir erklärt, daß auch sie außer Stande sei, in dieser Richtung weitere Schritte zu tun. Der Oheim schnitte jede Erörterung mit der Antwort ab, daß er das besser verstehe.

So machte ich mich denn eines Tages zu unserem Hausarzte auf und sagte ihm, daß ich nach reiflicher Überlegung zu dem Entschlusse gekommen sei, mich dem ärztlichen Stande zu widmen, zu dem ich mich hingezogen fühle; daß mir mein Gewissen verbiete, Prediger zu werden, und daß ich ihn deshalb bäte, sein Versprechen wahr zu machen und beim Oheime für mich einzutreten.

An einem der nächsten Abende komme ich zu Euch, sagte G., und wir werden sehen, was sich machen läßt.

Daß G. uns Abends ohne Aufforderung besucht hätte, war bisher nicht vorgekommen. Der

Oheim machte daher große Augen und sagte: Ei der tausend, das muß ja eine außergewöhnliche Sache sein, die Sie um diese Stunde zu uns führt. Ist es auch, erwiderte G., geheimnißvoll lächelnd, legte seinen Degen ab und setzte sich behaglich in den Armstuhl. Zuerst eine Frage. Was haben Sie gegen den ärztlichen Stand einzuwenden? Sonderbare Frage das, sagte der Oheim. Sie wissen, daß ich Sie persönlich hochschätze und die ärztliche Kunst nicht minder. Nun dann begreife ich nicht, erwiderte G., warum Sie Ihren Neffen, der für diesen Stand eine ausgesprochene Neigung hat und den ich mir schon zu meinem zukünftigen Gehülfen ausersehen hatte, durchaus zum Prediger machen wollen, da er doch für diesen Beruf ganz und gar keinen Drang fühlt.

Weht daher der Wind, sagte unmutig der Oheim. Also bei Ihnen hat er sich beklagt, daß er Pastor werden solle. Davon hat er aber wohl nichts gesagt, daß der Knüppel beim Hunde liegt. Daß er von Hause keine Unterstützung zu erhoffen hat, daß es mir rein unmöglich ist, ihn das kostspielige Studium der Medizin ergreifen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß die Praxis doch auch nicht sogleich nach glücklich bestandenen Prüfungen, angeflogen kommt. Ein törichter Mensch, sagte der Oheim verdrießlich und warf sein Käppchen bei Seite, der den Verhältnissen nicht Rechnung trägt und nicht einsehen will, was zu seinem Besten dient.

Nun nun, erwiderte G. lächelnd, nur nicht gleich so böse. Für meinen Gehülfen würde ich später schon Sorge tragen. Doch Scherz bei Seite. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen.

Wie wäre es, wenn Sie versuchten, Ihren Neffen auf die militärärztlichen Bildungsanstalten zu bringen. Da trägt der Stat die Kosten der Ausbildung, Sie hätten nur für den Unterhalt zu sorgen. Kommt er zur Pepiniere selbst, erhält er außerdem noch einen Zuschuß zum Lebensunterhalte und Wohnung in der Anstalt. Dafür muß er sich verpflichten, später dem State acht Jahre als Arzt zu dienen. Kommt er dagegen zur Akademie, so erhält er keinen Zuschuß, braucht aber auch nur auf vier Jahre sich verpflichten. Sind die Prüfungen überstanden, wird er sofort fest angestellt und kann bei vernünftiger Lebensweise mit dem Gehalte auskommen, sich auch daneben Privatpraxis erwerben. Zu berücksichtigen bleibt dabei noch, daß er vom Dienste mit der Waffe gänzlich frei ist.*)

Diese Verhältnisse, meinte der Oheim, waren mir in der Tat fremd und könnten erwogen werden. Vorerst möchte ich doch aber wissen, warum der Herr Neffe nicht Pastor werden mag.

Ich wollte etwas erwidern, aber G. machte mir ein Zeichen, zu schweigen und sagte: Lassen

*) Der halbjährige Dienst mit der Waffe wurde erst in den 70er Jahren eingeführt.

wir das, bester Freund, darüber würden wir zu keiner Verständigung kommen. Ich habe mit ihm gesprochen und kann seine Abneigung verstehen, denn mir ist es ähnlich ergangen. Man soll niemanden zum geistlichen Berufe zwingen.

Und wer bürgt mir dafür, rief der Oheim, daß es später nicht heißt: das medizinische Studium ist mir zu schwer, ich kann nicht weiter. Ich habe keineswegs die Ueberzeugung, daß Fritz die nötigen Fähigkeiten besitzt. Da stieg mir das Blut zu Kopfe, ich stand auf und sagte: Dafür, lieber Oheim, bürge ich, dessen sei versichert. Die Suppe, die ich mir einbrocke, werde ich auch ausessen.

Ja das wird er wohl müssen, setzte G. scherzend hinzu. Denn einmal eingefangen, gibt es später kein Entrinnen. Würde er mitten im Studium abfallen, der Medizin den Rücken kehren wollen, so hätte er für zwei Studienjahre 4, bezw. 2 Jahre mit der Waffe zu dienen. Das wird er sich doch wohl überlegen.

Der Oheim machte zwar noch manchen Einwand, besonders auch den, daß der Andrang gewiß sehr groß, die Bewerbung schwierig sein werde, aber G. begegnete allen seinen Einwürfen und endlich war der Sieg nach langem schwerem Kampfe leichter errungen als ich gehofft. Mein Dankgefühl für G. fand keine Grenzen. Wie hätte ich ohne sein Eingreifen jemals zum Ziele kommen sollen.

Man besprach sogleich die nötigen Schritte für meine Anmeldung, und dann verabschiedete sich G.

Seit diesem Tage wurde der Oheim sichtlich milder gegen mich gesinnt. Sei es, daß er eine andere Meinung über meinen Karakter gewonnen, sei es, daß die warme Fürsprache des Hausarztes ihn umgestimmt hatte.

Ärztliche Untersuchung und Vorprüfung.

Dem Leiter des Friedrich Wilhelms-Institutes Generalarzt Elsholz, sollte ich mich persönlich vorstellen, und so machte ich mich denn eines Sonntags, klopfenden Herzens auf den Weg. Hing doch vielleicht meine Zukunft von dieser Vorstellung ab. Mit einer gewissen Scheu, aber auch mit Neugierde, betrachtete ich den stattlichen Bau der Pepiniere, bevor ich eintrat. Fast ein ganzes Straßenviertel umspannte er mit der riesigen Vorderseite in der Friedrichstraße und den weit ausgreifenden Seitenflügeln, von denen der eine bis an die Spree, der andere bis zur Georgenstraße, jetzt Bahnhof Friedrichstraße, reichte. Die Vorderseite entbehrte trotz ihrer einförmigen Anordnung doch nicht der Würde und Kraft. Dafür sorgte die riesige Ausdehnung mit 35 Fenstern in der Reihe, und die Höhe.

Die umgebenden und gegenüberliegenden Häuser sahen dagegen, wenigstens damals, klein und unbedeutend aus. Die Bestimmung des Gebäudes offenbarte sich dem Beschauer, wenn er den Blick zum ersten Stocke erhob. Dort befand sich, über einem kleinen eisernen Balkone, der oberhalb des großen Haupttores vorsprang in die Wand eingelassen eine große weiße Marmortafel, mit der goldenen Inschrift: Medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelms-Institut.

Der Generalarzt, unverheiratet, bewohnte im 1. Stocke eine große Amtswohnung. Türhüter Puhlmann, dem ich mein Anliegen vorbrachte, musterte mich von oben bis unten mit Kennermiene, als wollte er sagen: weiß schon, und führte mich in das große, einfache Empfangszimmer. Bald darauf trat ein kleiner Herr in schwarzem Anzuge ein und fragte nach meinem Begehr. Wie war ich enttäuscht. Ich hatte mir einen hohen stattlichen Mann, in Uniform, mit straffer, militärischer Haltung als Beherrscher der Anstalt in der Einbildung vorgemalt, mich auf ein strammes, kurzes Frage- und Antwortspiel gefaßt gemacht. Der Alte musterte mich ein Weilchen, nachdem ich meinen Namen genannt und auf den Brief des Oheimes verwiesen hatte und sagte dann mit brummiger Stimme, zu der sein gutmütiges Gesichte einen eigentümlichen Gegensatz bildete: Sehen schwächlich aus junger Mann, der militärärztliche Dienst erfordert große Anstrengungen.

Herr Generalarzt erwiderte ich, ich bin noch niemals ernstlich krank gewesen und im Schwimmen, Turnen, Schlittschuhlaufen und Marschiren stelle ich meinen Mann.

So so sagte er, na die körperliche Untersuchung wird ja das Weitere ergeben.

Puhlmann wurde angewiesen den Stabsarzt Eilert zum Chef zu berufen und es dauerte auch nicht lange, so erschien ein hoher stattlicher Herr. Ihm ward ich vorgestellt und behufs der Untersuchung übergeben.

Folgen Sie mir in meine Wohnung sagte E. sehr freundlich und führte mich über den Hof, vorbei an dem sonderbar geformten, eisernen Denkmale des Generalstabsarztes Görcke in das Vordergebäude. Breite, aber sehr abgetretene Holztreppen, dann einen unendlich langen, hohen, aber engen und dunkeln Flurgang mußten wir überschreiten, ehe wir im 2. Stocke ans Ziel gelangten.

Nun bitte, kleiden Sie sich aus, sagte E., als wir in dem großen zweifenstrigen, sehr einfach eingerichteten Zimmer angekommen waren.

Ich zog in der Meinung, er werde meine Brust untersuchen, Rock, Weste und Oberhemd aus. Sie müssen sich ganz ausziehen, erklärte er.

Wie, fragte ich verdutzt, die Hosen auch? Ja natürlich erwiderte er lächelnd, sogar die Stiefel und die Strümpfe, denn ich muß sehen ob Sie fehlerlos gebaut sind. Darauf war ich doch nicht

gefaßt und machte wohl ein dummes Gesicht, denn er sagte freundlich, halb spöttisch: Ich bin ja Arzt und Sie wollen es werden, da brauchen Sie sich nicht zu geniren. Er stellte mich unter ein Maß, und dann begann eine peinlich genaue Untersuchung des Körpers vom Scheitel bis zur Sohle. Auch die Augen und die Ohren wurden sorgfältig auf ihre Fähigkeiten geprüft. Als ich glaubte, es sei zu Ende, da ging der Tanz erst recht los. Ich durfte die Unterkleider anlegen, er holte Hörrohr und Hammer herbei und begann Rücken und Brust mit einer Ausdauer zu beklopfen und zu behorchen, daß mir ganz bange wurde. Er fragte auch ob meine Eltern noch lebten und als er hörte, daß die Mutter frühzeitig gestorben sei, wollte er die Todesursache kennen. Ich faßte das als Zeichen besonderer Teilnahme auf, als Beweis der Liebenswürdigkeit um mich in etwas für die lange Untersuchung zu entschädigen. Heute freilich weiß ich besser, was es zu bedeuten hatte.

Als ich mich verabschiedete, wagte ich die schüchterne Frage, wie es denn mit meiner Tauglichkeit stände. Eigentlich, antwortete er, darf ich darüber nichts verraten, Sie erhalten schriftliche Benachrichtigung, indeß will ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß Sie körperlich gesund sind und von dieser Seite Ihrer Aufnahme kein Hinderniß im Wege steht.

Nach einiger Zeit, während der Schulferien,

erhielt ich dann die Einberufung zur schriftlichen Vorprüfung.

Um $9^1/_2$ Uhr Morgens mußte ich bei dem Stabsarzte E. antreten, ward in sein einfenstriges Schlafzimmer geführt und an einen großen Tisch, der unmittelbar vor dem Fenster stand, verwiesen. Am Vormittage hatte ich meinen Lebenslauf zu verfassen. Um 12 war 1 Stunde Pause. Nachmittags gab es den deutschen Aufsatz: der Ackerbau ist die Grundlage aller Kultur.

Um $5^1/_2$ Uhr Abends kam E. und fragte freundlich wie weit ich wäre, um $6^1/_2$ Uhr müsse er fortgehen; dabei bat er mich einen Augenblick aufzustehen, denn im Tischkasten befinde sich sein Abendessen. Da kam ein kleines Bäckerbrod, eine Schale mit Butter und ein Stück Wurst zu Tage. Das war sein einfaches Mahl, das er sich im Nebenzimmer schmecken ließ. Gleich nach 6 Uhr gab ich meine Arbeiten ab und zwar wurden Unreines und Reinschrift verlangt.

Hiermit war aber die Prüfung nicht erledigt, sondern am nächsten Tage begann sie von Neuem.

Vormittags hatte ich den lateinischen Aufsatz: de virtutibus et vitiis Atheniensium, Nachmittags den geschichtlichen: die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen für Europa zu bearbeiten. Ich dachte wirklich ich befände mich mitten in der Abgangsprüfung vom Gymnasium, nicht aber in einer medizinischen Vorprüfung.

Der jetzige Zögling der militärärztlichen Bildungsanstalten wird lächeln über diese Vorprüfung, die er kaum dem Namen nach kennt. Und doch wurde sie erst in den 70er Jahren durch Generalarzt Böger abgeschafft. Sie war wohl ein Erbteil aus jener Zeit, als noch Zöglinge aufgenommen wurden, welche nicht die Abgangsprüfung eines Gymnasiums abgelegt hatten.

Wenige Monate darauf, bestand ich diese Prüfung, und es kam der Tag, da wir die Festhalle zum letzten Male betraten um unsere Zeugnisse in feierlicher Weise in Empfang zu nehmen, uns von den Lehrern zu verabschieden und Ranke's öffentlichen Geleitgruß zu erhalten.

Es war eine weihevolle Stunde. Hahn ließ seinen Sängerchor einen schönen Psalm vortragen, dann bestieg Ranke das Rednerpult, wir schlossen einen Kreis um ihn, und folgendermaßen etwa lauteten seine Abschiedworte:

Bisher haben bewährte Führer Euch geleitet, Euch die Wege geebnet. Glaubt mir, sie waren Eure besten Freunde, auch wenn sie tadelten und straften, vielleicht grade dann.

Jetzt tretet Ihr in das Leben ein, frei aller Schranken, sollt Ihr selbstständig Eure Bahn wandeln, und das ist nicht leicht. Habet Euer Ziel, etwas Tüchtiges zu werden, allezeit fest im Auge und laßt Euch nicht ablenken davon durch Verlockungen und Verirrungen, die nicht ausbleiben

werden. Man bekämpft sie siegreich, wenn man stets der inneren Stimme folgt, der Stimme des Gewissens. Vergesset nicht: wer etwas sein, wer etwas wirken will, muß sich mühen, muß arbeiten in der Zeit der Jugend. Wer ernten will im Herbste, muß säen im Frühlinge. Doch seid keine Kopfhänger, sondern genießet die goldene, herrliche Zeit der Jugend in vollen Zügen. Nur schaffet Euch Freuden, die keine Reue hinterlassen.

Behaltet stets im Herzen die Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Natur. Sie bleiben, wohl gepflegt, Eure besten Freunde bis an's Ende.

Strebet danach tüchtige deutsche Männer zu werden, treu dem Könige, treu dem Vaterlande, einfach in Sitten, edel im Tun. Haltet blank den Schild Eurer Ehre und denket wie jene stolze Römerin: lieber auf ihm, als ohne ihn.

Bewahret ein freundliches Gedenken der Stätte, die Euch gehegt hat, den Lehrern, die Euch geführt haben.

Und nun meine jungen Freunde lebt wohl, ziehet hinaus. Unsere Liebe geleitet Euch, der Segen Gottes ruhe auf Euch.

Noch einmal drückte er jedem mild und bewegt die Hand, dann schieden wir.

Damals war wohl keiner unter uns, der nicht selenvergnügt dem „alten Kasten“ für immer Lebewohl sagte, froh den Scherereien der Lehrer enthoben zu sein. Denn jeder hatte ja seine Klagen

und Beschwerden gegen diesen und jenen von ihnen gehabt. Jetzt waren wir sie los, jetzt hatten sie uns nichts mehr zu befehlen.

Heute, da ich dies niederschreibe, ist mehr als ein Menschenalter seit jenem Abschiedstage vom Gymnasium vergangen. Die alten Bilder treten mir lebhaft vor die Augen. Das ehrwürdige, säulengeschmückte Portal mit dem Bienenkorbe und den Engeln im Giebelfelde, der große Hof mit den uralten, verkrümmten Akazien, der graue, viereckige Turm mit der Uhr, der kleine Hof, Zeuge so vieler trojanischer Kämpfe; dort oben am Fenster steht Bresemer, ernst wie immer, und versorgt langsam und bedächtig seine gefiederten Sänger mit Futter. Ich steige die große Treppe des Mittelgebäudes hinan. Im weiten Flur begegnet mir Schellbachs reizendes Florchen. Eben schließt sich die Türe, an der wir so manches Mal Morgens klingeln und Arbeiten abgeben mußten. Und wie ich sinnend weitersteige zum zweiten Flure hinauf, da kommen sie mir entgegen, die wohlbekannten Gestalten der alten Lehrer, einer nach dem Andern. Seid mir gegrüßt ich erkenne Euch Alle, als wäre es gestern. Was Ihr mir etwa Übles angetan, habe ich längst vergessen, aber geblieben ist das Gute. Die Erinnerung verschönt und versöhnt. Ihr schaut mich fragend an? Was ich hier will? Danken will ich Euch und Euch sagen, daß ich immer in Treue gedenken werde der alten Lehrer und der alten Schule.

Das ehrwürdige Gebäude ist vom Erdboden verschwunden. Es hat der neuen Zeit seinen Zoll entrichten müssen. Die alten Lehrer sind bis auf zwei alle heimgegangen. Aber unvergessen und gesegnet möge ihr Andenken sein! Und die neue Anstalt, welche gleich einem Phönix aus der Asche, verjüngt und verschönt, sich erhoben hat, möge gedeihen wie die alte.

Die Pepiniere.

Zeit der Mauleselei, was bist du doch für eine köstliche, humorvolle Zeit. Der Mulus*) ist nicht mehr Schüler und ist auch noch nicht Student. Die Schule ist ihm ein überwundener Standpunkt, eine glücklich überstandene, in nebelgrauer Ferne liegende Zeit. Er hat etwas vom Parvenü, dem es unangenehm ist, wenn man die Vergangenheit aufrührt.

So bemüht sich denn der Mulus krampfhaft, alles das zu vergessen und von sich zu weisen, was daran erinnern könnte, daß er noch vor kurzem die Schulbänke drückte. Die Bücher, die er seit Jahren zur Hand zu nehmen gewohnt war, werden stolz zur Seite gepackt. Zumpt, Buttmann, Mehler, er

*) Maulesel heißt der frisch vom Gymnasium kommende, noch nicht immatrikulirte Student.

kennt sie kaum mehr dem Namen nach. Aber auch Homer, Sophokles, Horaz, was sind sie dem Mulus. Dagegen tut er alles Mögliche, um sich den Anforderungen des neuen Standes würdig zu zeigen. Er besucht die Kneipen, spielt Karten, raucht, stürzt den edlen Gerstensaft, der ihm noch gar nicht recht munden will, mit Todesverachtung hinunter. Jetzt hat er das Recht dazu, niemand darf es ihm verbieten. Er sonnt sich im Glanze der neuen akademischen Freiheit.

Für mich hätte eigentlich die Unentschiedenheit meiner nächsten Zukunft einen Dämpfer abgeben sollen. Denn nach Einsendung des Abgangszeugnisses an die Leitung der militärärztlichen Bildungsanstalten, ließ die Entscheidung über die Aufnahme, noch immer auf sich warten. Merkwürdiger Weise aber war ich von einer Zuversicht erfüllt, die auch nicht dem leisesten Zweifel Raum gab. Nach dem langen Kampfe um meinen Beruf schien es mir ausgeschlossen, daß im letzten Augenblicke noch Zwischenfälle eintreten könnten.

Wirklich kam denn auch eines Tages der ersehnte Brief mit großem Siegel, der meine Annahme als Akademiker brachte und mich für den 20. März in das Institut berief.

Wir waren einige 30 Mann, die wir uns am festgesetzten Tage auf dem Hofe der Pepiniere, vor dem Denkmale Görcke's zusammenfanden. Neun Pepins, d. h. eigentliche Zöglinge der Anstalt, die

Übrigen Akademiker. Denn damals betrug die etatmäßige Zahl der Anstaltzöglinge nur 9, während die der Akademiker keine bestimmten Schranken hatte. Jetzt sind die etatmäßigen Stellen der Anstalt wesentlich vermehrt, und überwiegt in Folge dessen die Zahl der Pepins.

Der Generalarzt Elsholz, Subdirektor, wie sein eigentlicher schrecklicher Titel lautete, Papchen, wie wir ihn immer, in Anerkennung seiner milden väterlichen Herrschaft nannten, empfing uns nicht in Uniform, wie wir geglaubt hatten.

Der kleine behäbige Herr mit dem gutmütigen, vollen Gesichte, das er in möglichst ernste, der Würde des Augenblickes angemessene Falten zu legen versuchte, hatte nichts Militärisches an sich, auch nichts von der hohen Würde seines Amtes prägte sich in seiner Erscheinung aus. Man hätte am Ehesten einen kleinen Rentner in ihm vermutet. Daran konnte auch die Uniform, die er nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten hervorsuchte, nichts ändern. Er begrüßte uns, als die Jüngsten der Anstalt, und ermahnte uns, vom ersten Tage an fleißig zu arbeiten. Denn das medizinische Studium bringe in jedem Halbjahre neue Fächer, die nicht gestatten würden, einmal vernachlässigte, später nachzuholen. Ganz besonders legte er uns Anatomie und Physiologie an das Herz, welche die Grundlagen der gesammten Medizin bildeten. Nach dieser Einführung wurden wir unserm Abteilungs-

vorstande, Stabsarzt Lex, überwiesen, der uns in alle Obliegenheiten der Hausordnung und des Studiums einweihte. Das war ein prächtiger Herr, der sofort unser Aller Vertrauen gewann. Groß und schlank, mit schönen markigen Gesichtszügen, bot er ein Bild männlicher Kraft, war höflich und liebenswürdig im Verkehre mit uns und blieb es auch immer.

Wir Zöglinge des Friedrich Wilhelms-Institutes hatten es viel bequemer als die übrigen Studenten der Medizin. Die Einschreibung bei der Fakultät, das Belegen der Plätze bei den Professoren ging uns nichts an. Das wurde alles von der Anstalt besorgt. Lex übergab uns die Karten für die einzelnen Vorlesungen und das Immatrikulations-Zeugniß, durch welches wir feierlich als Zöglinge der Akademie unter den Auspizien des Dekanes Dr. Jüngken, anerkannt wurden. Von den übrigen Aerzten der Anstalt lernten wir näher eigentlich nur noch den Hausstabsarzt Dr. L. kennen. Er war sozusagen Papchens Adjutant und dadurch eine gewichtige Persönlichkeit. Wir empfanden alle eine gewisse Scheu vor ihm, woran wohl sein gemessenes, zurückhaltendes Wesen Schuld hatte. Er war ein vornehmer Herr, der in seinen Manieren etwas von einem Garde-Offiziere hatte. Doch zeigte er sich auch in seinem Fache tüchtig, so daß er Professor wurde und zu hohen Ehren gelangte.

Unsere Scheu vor ihm erwies sich im Übrigen

als unbegründet. Er war billigdenkend und gerecht und trat niemandem zu nahe, der halbwegs seine Schuldigkeit tat.

Unter den neugebackenen Studenten, die sich am Denkmale Görcke's zusammengefunden hatten, um von jetzt ab 5 Jahre hindurch Freud und Leid der medizinischen Studien und Prüfungen zu teilen, waren alle Gebiete des preußischen States vertreten. Vier der Neuangekommenen, die ich später oft besuchte, hausten gemeinsam in einer Stube der Anstalt, und jeder von ihnen konnte als typischer Vertreter seiner Heimat gelten. Der lang aufgeschossene, bedächtige zähe Ostpreuße B., der untersetzte, muskelstarke, wetterharte Westfale R., der schwärmerisch angelegte Niederlausitzer L. mit dunkelem Hare und schwarzen Augen, der weinfrohe, aber hinterhaltige Kölner K. mit blondem Krausbare und blauen Augen. Einfach genug war die Einrichtung des großen Zimmers das gleichzeitig zum Schlafen und Wohnen dienen mußte und vier gewöhnliche eiserne Bettgestelle an den Wänden zeigte. In der Mitte prangte ein grün lackirter vierbeiniger Tisch, auf welchem eine Wasserkaraffe und einige Gläser sich befanden. Zwei grüne Waschtische mit je zwei Waschschüsseln, ein grünes Kleiderspind, machten den offiziellen Möbelschatz aus. Wobei die vorherrschende grüne Farbe unzufriedene Gemüter wohl auf eine bessere Zukunft vertrösten sollte. Den Stolz der Stube, die Hauptstücke, bildeten vier

alte, wacklige Sekretäre bei irgend einem Trödler erstanden. Sie waren Privateigentum und wurden von den Ausziehenden jedesmal billig den neuen Insassen überlassen. Geheimschränke, in des Wortes ganzer Bedeutung, enthielten sie alles, was dem zeitigen Besitzer lieb und wert war und profanen Augen streng verborgen blieb: Pfänder unverbrüchlicher Treue, ausgetauscht mit der Herzallerliebsten beim Abschiede von der Heimat, Bilder, Briefe und Geld, dessen Aufbewahrung aber gegen Ende des Monats keine Sorgen machte, da es meist gänzlich ausgegangen war. Der Platz am Geheimschranke wurde in der gemeinsamen Wirtschaft, der unantastbare, geheiligte Einzelbesitz eines Jeden. Hier traf man ihn Abends, beim trüben Scheine der Lampe in der medizinischen Bibel studirend. Denn Holstein's Lehrbuch der Anatomie blieb trotz der vielen anderen, die dazu kamen, doch lange Zeit das Hauptbuch, zu dem man immer wieder zurückgriff. Am Geheimschranke wurde gefrühstückt, und die kärgliche Abendmahlzeit eingenommen, wenn herannahende Prüfungen das Ausfliegen zur Kneipe hinderten. Der grüne Tisch mit der neutralen Wasserkaraffe ward höchstens dann und wann zu einem kleinen Skate benutzt. Denn ein stattliches Kasino, wo man essen, trinken, rauchen, Zeitungen lesen und Skat spielen konnte, besaß die Anstalt zur damaligen Zeit noch nicht. Daß die Bewohner der Stube sich eng aneinander

geschlossen hätten, kann ich nicht behaupten, eher fand das Gegenteil statt. Wie wäre es auch möglich, daß vier Deutsche, selbst in der frischen, fröhlichen Jugendzeit, eines Herzens und eines Sinnes sein könnten. Auf einer einsamen Insel ausgesetzt, würden sie das kaum fertig bringen, wie viel weniger in dem Getriebe der Hauptstadt.

Die Akademiker wohnten nicht in der Anstalt. In späteren Semestern erhielten sie aber fast alle auf Wunsch Wohnung. Die Meisten mußten sich sehr einschränken. Der Wechsel, welcher von Hause her eintraf, zeichnete sich durch Dürftigkeit aus. Bitter klagten diese Söhne der Provinz über die unerhörten Mietpreise in der Hauptstadt, besonders im quartier latin, das sie wohl oder übel wählen mußten, um in der Nähe der Hochschule und der Anstalt zu sein. Die billigeren Wohnungen der Vorstädte konnten, bei den damaligen mangelhaften Verbindungen mit dem Mittelpunkte der Stadt, kaum in Betracht kommen.

So suchte man sich denn nach der Decke zu strecken. Zwei biedere Schlesier, der eine Rechtbeflissener, der andere Akademiker, ehemalige Schulgenossen, die heute in hochangesehenen Stellungen leben, bezogen gemeinschaftlich ein Heim zu ebner Erde, im Hinterhause, dessen Zugang durch Stallungen, Schuppen, Hühnervieh und andere Hindernisse keineswegs zu den schönsten der Hauptstadt gehörte. Einen Kleider- und Stiefelreiniger zu verpflichten,

hätte als unerhörte Verschwendung gegolten. Jeder hatte seine Dienstwoche, damit abwechselnd das behagliche Gefühl, für einige Zeit die Hausknechtarbeit los zu sein, genossen werden konnte. Ebenso wurde es mit den kleinen Einkäufen an Kaffee, Wurst, Käse und Brod gehalten. Einen übeln Einfluß auf die Stimmung übten diese häuslichen Unbequemlichkeiten nicht. Ich habe die Beiden stets lachend und singend gefunden, und ihre gute Laune wirkte ansteckend. Sie schienen sich Johann den muntern Seifensieder zum Vorbilde genommen zu haben.

Eine wahre Jagd wurde auf billige Speisehäuser veranstaltet, und jede neue Entdeckung mit Jubel begrüßt. Die Freude dauerte aber gewöhnlich nicht lange. Anfangs waren alle sehr zufrieden, lobten die Schmackhaftigkeit der Gerichte, die Güte des Bieres und wunderten sich sogar vertraulich, wie der Wirt bei so billigen Preisen bestehen könne. Bald aber gab es lange Gesichter und laute Klagen. Die Speisekarte werde unglaublich einförmig, dies und jenes Gericht sei kaum zu genießen, die Seidel würden immer kleiner. Das Schuldmaß des billigen Wirtes war voll zum Überlaufen. Die Jagd begann von Neuem, um ähnlich zu enden. Am Längsten ging die Sache in einer Keller-Kneipe der Wallstraße, die fast ausschließlich von Studenten und unverheirateten kleinen Beamten besucht wurde. Auch ich lernte sie kennen.

Für gewöhnlich aß ich zwar beim Oheime, aber es gab Tage, wo dies unmöglich wurde, dann schloß ich mich gern einigen Studiengenossen an.

Die äußere Zurichtung war gar nicht übel, und die Tischtücher sahen über Erwarten reinlich aus. 40 Pf. kostete das Essen, so viel ich mich entsinne. Dafür gab es eine Suppe, ein kräftiges Gericht und Käse. Die Suppe schmeckte leidlich. Dann kamen gebackene Kalbfüße. O Himmel, welcher Geruch entstieg diesen Füßen, als ich das Gebackene durchschnitt. Es war mir unmöglich, noch einen Happen zu genießen, und wenn es auch, nicht ganz unberechtigt, hieß, dergleichen komme in den feinsten Speisehäusern vor, so konnte ich mich doch nicht entschließen, diese billige Quelle nochmals aufzusuchen.

Den einzigen Verein und sozusagen den geselligen Mittelpunkt der Anstalt, bildete die „militärische Stimmritze“, in der sich die Freunde des Gesanges zwei Mal wöchentlich zu frischem fröhlichem Singen und Kneipen zusammenfanden. Da bot sich für uns Füchse die beste Gelegenheit, auch mit den Genossen der älteren Semester bekannt zu werden. Die Leitung lag in den Händen des jungen Doktors S., eines vortrefflichen Violoncellspielers, der auch den Taktstock mit großer Sicherheit handhabte und keinen falschen Ton überhörte.

Im Sommer veranstaltete die Stimmritze einen Sangesabend im Hofjäger oder in irgend einem

anderen öffentlichen Garten, der sich stets zu einem Feste für die sämmtlichen Zöglinge der Anstalt gestaltete, an dem zahlreiche alte Herren in Amt und Würden und Gäste Teil nahmen. Ein flotter Kommers schloß sich an die Gesangvorträge.

Zu Weihnachten ließ es sich die Stimmritze nicht nehmen, eine größere Bühnenaufführung tragikomischen Inhaltes mit Musik und Gesang zum Besten zu geben. Gewöhnlich brachte ein solches Stück die Leiden und Freuden des Pepins in mehr oder weniger gelungener Weise zur Darstellung. Zu dieser Feier erschien denn auch Papchen mit seinem Adjutanten und sämmtlichen Stabsärzten. Letztere setzten sich zu ihren Schutzbefohlenen und bald entwickelte sich ein heiterer kameradschaftlicher Verkehr beim edlen Gerstensafte. Bierzeitung, studentische Lieder und zahlreiche Reden fehlten selbstverständlich nicht.

Unsere dienstlichen Obliegenheiten gegenüber der Anstalt, bestanden hauptsächlich in dem Besuche der von den Stabsärzten abgehaltenen Repetitionen und den von Zeit zu Zeit in der Festhalle stattfindenden großen, allgemeinen Versammlungen.

Nahm der Repetitor seine Sache ernst, und hatte er Geschick zum Unterrichten, so waren diese Wiederholungsstunden sehr nützlich und auch gut besucht. Das Gegenteil kam aber auch vor, und dann wurde die Zahl der Zuhörer immer kleiner und der Herr Stabsarzt machte sehr frühen

Halbjahrschluß. Was blieb ihm auch übrig, wenn die Zuhörer fehlten. Die Sammlungen, Instrumente und Modelle der Anstalt wurden in den Wiederholungsstunden nach Möglichkeit benutzt und boten für einzelne Fächer recht wichtige Hülfsmittel. Auch hier kam es sehr auf den betreffenden Leiter an. Die Knochensammlung z. B. war reichhaltig und bot uns vortreffliche Gelegenheit zum Lernen. Dagegen befand das sogenannte physikalische Kabinet sich in einem bejammernswerten Zustande.

Altes Gerümpel von dem man nicht mehr wußte, wozu es gedient haben mochte, lag und stand verstaubt und zerbrochen umher. Neuere Apparate gab es kaum. Man sah, es fehlte die ordnende, ergänzende Hand, wahrscheinlich auch das Geld, um die nötigen Ausbesserungen und Anschaffungen zu besorgen. Was sollte uns eine Luftpumpe, die beim Vorzeigen nicht ging, das Modell einer Feuerspritze, das nur ein Rad und einen gänzlich zerfressenen Schlauch hatte, nützen. Von chemischen Versuchen konnte keine Rede sein. Es fehlt an einem Zimmer dazu und an den nötigen Hülfsmitteln.

Die Arzneimittelsammlung nahm einen gewaltigen Raum ein, aber auch hier mangelte die fleißig waltende Hand. Büchsen, Schachteln, Kästen, Flaschen, angefüllt mit teils verdorbenen, teils ganz veralteten Mitteln, machten es fast unmöglich das Gute und Brauchbare herauszufinden.

Die Sammlungen kamen eigentlich erst später, unter Böger und Schubert zur rechten Geltung, als das große neue Gebäude an der Spree zur Aufnahme derselben bestimmt wurde. Da verschwand das Alte, Unbrauchbare, von kundiger Hand ausgemerzt. Zeitgemäße Neuanschaffungen sorgten für die Fortführung und Vervollständigung. Aufstellung und Ordnung in schönen, neuen, fast staubfreien Glasschränken, und ein sorgfältig geführtes Verzeichniß sicherten die Übersichtlichkeit. Die Veränderung war für den, der wie ich, die alte Zeit gekannt, eine ganz außerordentliche. Die reichhaltige und viel benutzte Bücherei, ein Schatz der Anstalt, erhielt später ebenfalls in einem eigenen Umbau ihre Unterkunft.

Papchen ließ sich in den Sammlungen oder Repetitionen niemals sehen. Das änderte sich unter seinen Nachfolgern. Böger kam ganz unverhofft an, nahm im Hintergrunde Platz, und hörte den Dingen zu. Daß da der Herr Stabsarzt und die Herren Studirenden gewaltig auf ihrer Hut sein mußten ist klar. Er schickte auch wohl des Morgens noch vor 7 Uhr, zu dem betreffenden Stabsarzte und ließ bitten mit ihm einen Gang durch die neu aufgestellte und geordnete Arzneimittel-Sammlung zu machen. Der gemütliche Schlendrian unter Papchen machte unter Böger einem fast drakonischen Regimente Platz, das besonders die Stabsärzte traf und keine Schlaffheit aufkommen ließ.

Die großen Versammlungen fanden in der Festhalle des alten Gebäudes statt. Diese Halle unterschied sich in nichts von den übrigen Zimmern, nur war sie größer.

Da erschien denn Papchen mit sämmtlichen Stabsärzten in Uniform. An einem grünen Tische auf dem zwei Kerzen brannten, nahm er Platz. Neben ihm saß sein Adjutant, der gefürchtete L. Tinte, Papier und Feder vor sich. Im Kreise umher saßen die andern Ärzte. In dem tribünenartig ansteigenden Raume nahmen zuerst die zu prüfende Abteilung, dahinter die Studirenden der anderen Semester als Zuhörer, ihre Plätze ein. Nun trat der betreffende Stabsarzt vor, verbeugte sich vor Papchen, und die Prüfung begann. Feierlich genug sah die Szene aus. Die düstere Beleuchtung, die blitzenden Uniformen, in der Mitte Papchen, das Gesicht wie immer, in ernste Falten gelegt, alles trug dazu bei, um dem Neulinge, der von seinem Wissen vor diesen Gerichtshofe Zeugniß ablegen sollte, mit einiger Besorgniß zu erfüllen. Aber sie schwand bald. Denn ruhig und feierlich wickelte sich alles ab. Papchen ließ dem Prüfenden vollständig freie Hand, stumm und still saß er während des ganzen Vorganges da, kein Wort kam über seine Lippen, keine Miene regte sich. Der Stabsarzt aber hütete sich wohl, seinen schwächeren Schutzbefohlenen allzu schwierige Fragen zu geben. In einer Stunde war die ganze Sache erledigt.

Unwillkürlich drängt sich da wieder der Vergleich mit Böger auf. Bei ihm fiel der militärische Prunk fort; er und die Stabsärzte erschienen im bürgerlichen Rocke. Die Prüfung war dafür um so gründlicher, dauerte selten unter 2½ Stunden und man hatte das Gefühl, daß hier dem prüfenden Stabsarzte mindestens ebensosehr als seinen Schutzbefohlenen auf den Zahn gefühlt wurde. Böger unterbrach auch den Vorgang, stellte selbst Fragen und ersuchte nicht selten den Stabsarzt, bestimmte, von ihm gewünschte Gebiete, vorzunehmen.

Sein Steckenpferd war die Anatomie und unermüdlich forschte er nach den Kenntnissen der Studirenden in diesem Fache; selbst meisterlich beschlagen. Der leitende Stabsarzt S. hatte da wahrlich keinen leichten Stand. Stundenlang mußte er im Präparirsale der Anatomie arbeiten, um seine jungen Leute gehörig vorwärts zu bringen; dann selbst Präparate anfertigen für die Prüfungen und manchen Abend unter Bögers Falkenauge die Fortschritte seiner Herren vorweisen. Aber Anatomie hat er dabei gründlich gelernt.

Daß unter Papchens Leitung keine große Strenge waltete, geht aus allem, was ich berichtet habe, hervor. Wer nicht gar zu arg die Vorlesungen und Repetitionen schwänzte, wer seine erste Prüfung das Tentamen physicum rechtzeitig bestand, der blieb unbehelligt.

Hatte jemand gar zu viele Unterlassungssünden

auf dem Kerbholze, so wurde ihm wohl mit einer außerordentlichen Prüfung gedroht. Doch glaube ich kaum, daß eine solche in Wirklichkeit jemals stattgefunden hat.

Auch die Hausordnung fand milde Anwendung. Um 11 Uhr Abends sollte man daheim sein. Dann wurde die große Tür verschlossen. Aber jedermann wußte, daß sie sich bereitwillig wieder öffnete, wenn man gegen das nächste Fenster im Erdgeschosse pochte. Dann näherte sich nach einiger Zeit, mit langsamen, schlurrenden Schritten, Puhlmann, der dicke Hausmeister, und öffnete. In einen mächtigen Schafpelz gehüllt, die linke Hand mit einer großen Stalllaterne bewaffnet, welche nur spärlich den langen hohen Flur beleuchtete, so ließ er die Spätlinge ein. Gute Nacht, manchmal auch guten Morgen, Puhlmann, lautete die Begrüßung, „Morgen" erwiderte P. scheinbar brummig. Das waren meist die einzigen Worte, welche gewechselt wurden.

Hatten jedoch die Eintretenden Neigung zum Lärmmachen, dann steckte er eine sehr ernste Miene auf und sagte: Meine Herren gehen Sie recht still hinauf, diesen Augenblick ist ein Stabsarzt nach Hause gekommen.

Für seine in der Tat schwierige Dienstleistung, denn er hatte während der ganzen Nacht keine Ruhe, erhielt Puhlmann nach stillschweigender Übereinkunft, ein Zweigroschenstück. Das wußte

ich und danach handelte ich als ich im letzten Studienjahre auch Bewohner der Anstalt geworden war und eines Nachts ziemlich spät aus fröhlicher Gesellschaft heim kehrte.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als P. dem ich das bewußte Geldstück in die Hand drücken wollte, sich ganz entschieden weigerte, es anzunehmen. Erst am andern Morgen klärten mich die Kollegen auf. Das Geldstück mußte auf den oberen Rand des mächtigen Türschlosses gelegt werden, sonst nahm es P. nicht.

Mir ahnte nichts Gutes, eine Citation am schwarzen Brette schien unvermeidlich. Aber Puhlmann erstattete keine Anzeige, er hatte den „Grünen“ erkannt, der denn auch beim nächsten Male nicht versäumte, seine Schuld gut zu machen.

Studentisches Treiben.

Nach den Hausgesetzen durfte kein Angehöriger der Anstalt Mitglied einer studentischen Verbindung sein. Das Verbot wurde aber nur dann gefährlich, wenn jemand seine Studien vernachlässigte, die Prüfungen nicht rechtzeitig machte oder zu sonstigen Klagen Veranlassung gab. War uns doch eine ganze Reihe von angesehenen Militärärzten bekannt, die Korps angehört hatten.

Gerade damals, zu Anfang der 60er Jahre, befand sich das Verbindungswesen Berlins in voller Blüte. Korps, wie die Märker, die Vandalen, die Normannen erfreuten sich großen Zuspruches. Von den Burschenschaften nahmen der Zahl nach die rotmützigen Brandenburger die erste Stelle ein. Da sie aber satzungsgemäß nicht losgehen durften, so sah kein richtiger Student sie für voll an. Ja, man stellte sie fast auf eine Stufe mit den weißbemützten Jüngern des Wingolf, einer sehr zahlreichen, aus Theologen bestehenden Verbindung, von der spöttisch gesagt wurde, sie dürfe, aus Besorgniß vor dem Alkoholteufel gar kein Bier trinken, sondern nur Thee, Kaffee, Selterwasser, Milch.

Den Brandenburgern an Zahl nachstehend, aber in allen studentischen Tugenden hervorragend und daher als die eigentlichen Vertreter der Burschenschaften angesehen, waren die Germanen. Sie hatten einige sehr gute Schläger, die weit und breit gekannt und gefürchtet waren, was zum Ruhme einer Verbindung nicht wenig beiträgt.

Die eigenartigste Stellung nahm aber damals entschieden die Landsmannschaft Normannia ein, zwischen den Korps und den Burschenschaften in der Mitte stehend. Sie gefiel schon durch ihre Farben den jungen Studenten, noch mehr aber den jungen Mädchen. Himmelblaue Mützen mit silbernen und schwarzen Streifen, das machte sich ganz vortrefflich bei den schmucken, hochgewachsenen Chargirten,

worunter ein Brüderpaar sich befand, das wegen seiner männlichen Schönheit, geradezu berühmt war. Im Pauken suchten die Landsmannschafter oder Palaio-Normannen, wie sie zum Unterschiede von den Korps-Normannen hießen, erst recht ihres Gleichen. Gingen sie doch ohne Paukbrille los und standen lange Zeit mit den anderen Verbindungen außer Verkehr, weil diese auf eine so gefährliche Art des Zweikampfes nicht eingehen wollten. Da nun grade bei den Landsmannschaftern eine sehr große Zahl früherer Schüler des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums sich befand, zu denen ich Beziehungen hatte, so ist es kein Wunder, daß ich gern die Verbindungskneipe besuchte, mich dort bald außerordentlich heimisch fühlte und die Absicht hegte, bei der Palaios einzuspringen. Wenn daraus nichts wurde, trotz des Reizes der fröhlichen Kneipabende mit ihren allgemeinen Liedern und Bierreden, trotz der glänzenden Halbjahrkommerse und Landpartieen, so waren daran Umstände Schuld, deren Dazwischentreten ich heute nur als ein glückliches bezeichnen kann. Denn bei meiner Neigung, mich neu erfaßten Dingen mit ganzer Kraft hinzugeben, hätte ich unzweifelhaft auf diese, ein junges Gemüt bestrickenden Tändeleien, mehr Zeit und Kraft verwendet, als meinen Studien nützlich gewesen wäre.

In erster Reihe ließ der Oheim nicht ab, mich nach seiner Weise vor den verlockenden bunten Bändern und Mützen zu warnen. Seit meinem

Eintritte in die Studentenschaft hatte natürlich die häusliche Bevormundung viel von ihrer Härte verloren. Zwar sollte ich pünktlich um 11 Uhr Abends zu Hause sein, und mehrmals wurde mir mit Entziehung des Hausschlüssels gedroht, wenn der Oheim schlecht geschlafen hatte und durch meine späte Heimkehr aufgeweckt worden zu sein, behauptete. Aber es kam nicht dazu, dank der Vermittelung der Muhme, welche kräftig für meine studentische Freiheit eintrat, dank auch der durch Übung erlangten Geschicklichkeit, geräuschlos in der tiefsten Finsterniß mein Zimmer zu erreichen. Anfangs, als ich, ungewohnt der neuen Freiheit, diese Geschicklichkeit noch nicht besaß, ereigneten sich Dinge, die, wenn nicht ein besonderer getreuer Eckart Kindern und Weinseligen beistände, mir sicherlich schlecht bekommen wären.

So kam ich eines Nachts recht angeheitert nach Hause, öffnete die Haustür und kletterte die Treppen hinauf. Oben angelangt, versuchte ich vergebens die Tür zur Wohnung aufzuschließen. Tiefe Finsterniß umgab mich, denn die Wachsstreichhölzer, welche heute in jeder Straße nur allzu reichlich angeboten werden, kannte man damals nicht. Wieder und wieder probirte ich den Drücker. Alles vergebens. Kein Zweifel, ich hatte einen falschen Schlüssel eingesteckt.

Was nun beginnen? In meinem umnebelten Kopfe wollte kein rettender Gedanke aufkommen.

Ich setzte mich auf die Treppe, stützte mein müdes Haupt gegen das Geländer und schlief ein.

Plötzlich erwachte ich. Unten im Flure wurde die Haustür zugeschlossen und Stimmen erschallten, unter denen ich die unserer Nachbarleute zu erkennen meinte. Nein, um keinen Preis durften mich die in meiner traurigen Verfassung antreffen, besonders die schöne erwachsene Tochter. Der Mut der Verzweiflung packte mich, ich riß an der Klingel. Mochte daraus werden, was da wollte, der Oheim würde mich doch nicht hinausjagen.

Unheimlich gellte die Klingel und tiefe Stille folgte, während die vermeintlichen Nachbarleute im ersten Stocke verschwanden. Jetzt höre ich im Innern eine Türe aufgehen, schwere, schleppende Schritte nähern sich, der Schlüssel wird umgedreht, die Tür öffnet sich. Unwillkürlich senke ich das Haupt, um nicht den flammenden Zornesblicken des Oheimes zu begegnen, als eine fremde Stimme entrüstet losfährt: Donnerwetter, was wollen Sie. Wie kommen Sie dazu, Nachts an meiner Klingel zu reißen.

Verwundert blicke ich auf. Ein kleiner Herr im Schlafrocke, eine weiße Zipfelmütze auf dem Haupte, in der Linken einen brennenden Wachsstock, steht vor mir. Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Ich erkenne sofort an dem bärbeißigen Gesichte mit dem stattlichen Schnurrbarte, trotz Schlafrock und Zipfelmütze den unter uns

wohnenden Hauptmann A. Ich befinde mich eine Treppe zu tief.

Ich stammelte einige Entschuldigungsworte, worauf er fluchend die Tür zuschlägt. Sehr unangenehme Geschichte, murmele ich, aber doch besser, als wär's der Oheim gewesen. Ich steige eine Treppe höher und schlafe bald den Schlaf der Gerechten.

Anderen Tages machte ich dem Herrn Hauptmann einen Entschuldigungsbesuch. Als ich ihm mein Mißgeschick auseinandersetzte, wollte er sich todt lachen und sagte: Ja ja, kenne das, bin auch mal jung gewesen. Na nichts für ungut, Herr Studiosus, unsere erste Bekanntschaft war zwar ein Bischen ungewöhnlich, aber das macht nichts. Kommen Sie doch nächsten Sonntag, wenn Sie nichts Besseres vor haben, auf ein Stündchen zu mir, da wollen wir auf gute Nachbarschaft anstoßen. Das geschah denn auch, geschah öfters, und der Hauptmann A. wurde mir ein väterlicher Freund und Helfer in mancher Angelegenheit, die einen Studenten bedrücken kann und in der ich den Oheim niemals würde zu Rate gezogen haben. Denn unser Verhältniß blieb ein kühles, wenn es auch viel von seiner einstigen Bitterkeit verloren hatte.

Er hielt mich einmal für einen empfindsamen, unpraktischen Menschen, der für die wirklichen Erfordernisse des Lebens keinen Sinn habe. Er traute mir noch immer nicht recht die Fähigkeit zu, das

Studium der Medizin glücklich zu Ende zu führen und ein tüchtiger Arzt zu werden.

Sei dem wie ihm wolle, er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich vor dem studentischen Verbindungswesen zu warnen, dessen glänzende Außenseite, schlimme, gefährliche Abgründe berge. Schon mancher hochbegabte Mensch, so sagte er, ist an diesen Vereinsklippen gestrandet, indem er sich dem Trunke und dem Müßiggange ergab. Du mit Deinen mäßigen Anlagen mußt alle Kräfte zusammenhalten um Dein Ziel zu erreichen. Besonderen Anlaß mich abzuschrecken, boten ihm die mit Schmissen bedeckten Gesichter mancher Studenten. Ist es nicht geradezu wiederwärtig, rief er, da stolziren sie einher mit zerfetztem Antlitze, erhobenen Hauptes, als hätten sie eine große Heldentat vollbracht. Zum Schrecken ihrer Eltern kommen sie entstellt nach Hause und als Gezeichnete laufen sie ihr Lebenlang umher. Und warum das Alles. Um albernen Streitereien, oder vielmehr um nichts.

Aber das sage ich Dir kurz und bündig, fuhr er ganz erregt fort, läßt Du Dir das Gesicht zerhacken, dann hat unsere Freundschaft ein Ende, dann sieh Dich nur nach einem anderen Orte um, wo Du Dein Haupt niederlegen kannst, bei mir findest Du jedenfalls keine Aufnahme.

Wenn ich darüber auch anders dachte, indem der gute Oheim vergaß, daß die Muhme in solchem Falle mich nun und nimmer meinem Schicksale

würde überlassen haben, so machten seine Worte doch einen gewissen Eindruck, zumal einer meiner Freunde an den Folgen eines Kopfschmisses schwer darnieder lag und einer unserer Akademiker, schrecklich verhauen von seinem Gegner, in großer Besorgniß schwebte, man werde gegen ihn vorgehen. So verschob ich den Eintritt in die Verbindung trotz des Drängens meiner Kneipbrüder, von Tag zu Tage.

Wir waren 30 Abiturienten gewesen und eine große Zahl von diesen blieb in Berlin. Da lag der Gedanke nahe, daß wir auch als Studenten öfter zusammen kommen möchten. Das geschah; anfangs monatlich, später wöchentlich ein Mal. Die „Dienstagkneipe" nahm einen solchen Aufschwung, daß daran gegangen wurde, aus ihr eine dauernde Einrichtung zu machen. Für jungen Nachwuchs wurde durch Heranziehung der vom Gymnasium abgehenden jüngsten Studenten Sorge getragen. Sie strömten uns in den ersten Jahren förmlich zu, froh, sogleich eine Stätte zu haben, wo sie mit offnen Armen empfangen wurden, ohne lästige Verpflichtungen einzugehen. Die Kneipabende hatten ein vollständig studentisches Gepräge, ganz nach dem Muster der Verbindungen. Das Eigentum der Kneipe, durch Stiftungen fortwährend vermehrt, wuchs ansehnlich. Ein prächtiges Trinkhorn, Kneipbilder, Liederbücher, Stammseidel, nichts fehlte, um den Aufenthalt behaglich zu machen.

Schon freuten wir Stifter uns, im Vorgefühle kommender Zeiten, wie schön es sein werde, wenn wir einst als alte Herren in Amt und Würden, mit den Füchsen die wohlbekannten Lieder anstimmen und nach studentischer Art kneipen würden.

Diese Träume sollten freilich nicht in Erfüllung gehen. Denn als die Gründer nach 5 Jahren in's Philisterium übertraten, da versiegte die Lebenskraft ihrer Schöpfung mit einem Schlage. Aber an solche Möglichkeit dachte in der Zeit der Blüte niemand und mit Recht. Wir erfreuten uns der Gegenwart.

Für mich und manchen Anderen wurde die Dienstagkneipe die Ursache, daß wir jeden Gedanken, in eine Verbindung einzutreten, aufgaben. Bot sie uns doch weit mehr: Studentisches Leben und vollkommene persönliche Freiheit; Weiterführung und Vertiefung der auf der Schule geschlossenen Freundschaften; Anknüpfung neuer Beziehungen durch Hinzukommen der Jüngeren und durch Einführung zahlreicher Gäste. Unter den letzteren fanden sich Korpsstudenten, Landsmannschafter und Burschenschafter. Auf dem neutralen Boden der Dienstagkneipe kamen sie friedlich zusammen, der alten Lehrer, der alten Schule gedenkend. Denn diese bildeten im Grunde das feste Band der Gemeinsamkeit, das uns Alle umschlang. Freilich nur in einem Mittelpunkte wie Berlin war eine solche Vereinigung möglich, wo die Universität so viele

Schüler derselben Anstalt festhielt oder sie, falls sie andere Hochschulen aufsuchten, in späteren Semestern wieder anzog.

Von meinen Studiengenossen der Akademie, traten mehrere in Verbindungen ein, da ihnen nicht, wie uns Berlinern, eine Dienstagkneipe zur Verfügung stand. Es ist ja unzweifelhaft, daß die Verbindungen dem aus der Fremde Kommenden, der ohne jegliche Beziehung und Bekanntschaft ist, eine traute Stätte bieten. Hier fühlt er sich sofort heimisch, hier wird er wie ein Freund und Bruder behandelt, hier darf er unbedingt Vertrauen geben und nehmen. Unter den Einspringenden befand sich auch der früher erwähnte muntere Schlesier M. Ihm hatten es die schönen Farben der Palaionormannen angetan; kurz vor den großen Ferien erklärte er seinen Beitritt, und wie Sr. Majestät jüngster Lieutenant, wenn zum ersten Male Epaulettes und Scherpe angelegt sind, so strahlte er vor Wonne, als das schöne Band und der Bierknoten seine Brust zierten, die himmelblaue Mütze verwegen auf dem Haupte saß. Er war wirklich ein forscher Kerl und ich gönnte ihm von Herzen die Triumfe, welche er in der Heimat, der er siegesgewiß zueilte, zu feiern gedachte.

Nicht allen, die den Schritt getan, gereichte er zum Vorteile. K. ein kräftiger, starker Mensch wurde ein flotter Schläger und tüchtiger Korpsstudent, aber ein schlechter Mediziner. Bei der

ersten Prüfung, dem Tentamen, verunglückte er eigentlich in allen Fächern, zum Entsetzen Reicherts des Dekanes, der sich mit beiden Händen durch die Hare fuhr und rief: Wie kann man so in die Prüfung gehen. Sie denken wohl ein Examen ist wie eine Mensur. Wenn man nur den nötigen Schneid hat, so kommt man schon durch, allenfalls ein Bischen zerzaust.

Dies Prüfungsunglück wäre durch verdoppelten Fleiß wieder gut zu machen gewesen, aber es kam nicht dazu.

Bei einer Paukerei der Korps-Normannen kam die Polizei dazwischen. K. in Schweiß gebadet, flüchtete mit seinem Gegner in ein Kornfeld und blieb hier verborgen bis die Luft rein war. Die Folgen des unfreiwilligen Aufenthaltes zeigten sich in einer schweren Brustfellentzündung, aus der Schwindsucht hervorging. In kurzer Zeit wurde der blühende, kräftige Mann dahin gerafft.

Weniger traurig verlief glücklicherweise die Sache seines Korpsbruders und Landsmannes S. Zum Troste für schwarz sehende Gemüter und zur Bekräftigung des Satzes, daß Licht und Schatten in unserm Erdendasein sich ziemlich die Wage halten. S. erhielt bei einer Paukerei eine jener fürchterlichen Horizontal-Hakenquarten, die für das ganze Leben eine unvergängliche Erinnerung, für die linke Wange, einen eigenartigen Schmuck bilden. In der ersten Zeit, so lange die Narbenränder frisch,

rot, unregelmäßig und dick sind, ist aber eine solche menschliche Gesichthälfte derartig verändert, daß selbst die forschesten und unabhängigsten Musensöhne zeitweise ihre behagliche Stimmung verlieren und Grillen fangen. Wie viel mehr S. der an und für sich schon ein Schwarzseher, die schlimmsten Folgen für unausbleiblich hielt, wenn seine Vorgesetzten in der Anstalt, die unfreiwillige Veränderung seines Gesichtes in Augenschein nehmen würden. Unser liebenswürdiger Sektionschef Lex tat als hätte er keine Augen und merkte nichts. Aber nun kam die Halbjahrprüfung heran. Da sollten wir im Beiseine Papchens und seines gefürchteten Adjutanten Zeugniß ablegen von unseren Kenntnissen in der Knochenlehre. S. war in schrecklicher Aufregung. Hielt er sich doch sein Lebenlang für einen gebornen Pechvogel. Ganz mit Unrecht. Das Geschick hat ihm, neben manchen harten Nüssen, doch auch recht annehmbare Früchte zukommen lassen, was er heute als alter Herr vielleicht zugeben wird. Der gefürchtete Tag kam heran. Papchen nahm Platz. Ihm zur Seite stand ein sehr schönes, drehbares Skelett.

Wer die Aufgabe erhielt einen Knochen des Schädels oder Rumpfes zu beschreiben, der entnahm denselben einem großen Kasten, blieb auf seinem Platze und sprach, während Papchen an einem zweiten Exemplare, das er erhielt, der Erläuterung folgte.

Einzelne aber, die den Zusammenhang mehrerer Knochen darlegen sollten, mußten an das Skelett treten und sich dabei Papchens Augen natürlich besonders aussetzen. Du sollst sehen, sagte S., der neben mir saß, ich werde an das Skelett gerufen. Richtig geahnt. Nicht lange darauf ertönte Papchens Kommando. Herr S. wollen Sie mal die Schulterknochen hier am Skelette erklären. Bleich verließ S. seinen Platz und schritt dem Skelette zu. Eigentlich mußte er beim Erläutern Papchen grade die zerfetzte linke Wange zukehren, wenn er nicht besondere Kunstgriffe anwenden wollte. Aber Not bricht Eisen. S. drehte mit kühner Hand das Skelett herum und stellte sich so, daß Papchen seine bessere Hälfte erblickte. Heute hatte S. indessen wirklich Pech. Papchen stellte Zwischenfragen, was selten geschah. S. beantwortete dieselben schnell und richtig, aber statt dem Frager, wie es sonst Sitte ist, in das Gesicht zu sehen, schaute er starr seitwärts, zum Fenster, als entdecke er dort Bankos Geist, oder irgend eine andere Merkwürdigkeit. Das fiel selbst Papchen unliebsam auf und er sagte plötzlich in brummigem Tone: Mein guter Herr, ich weiß gar nicht, warum Sie zum Fenster hinaussehen, wenn ich mit Ihnen spreche. Ein Gekicher unsererseits war nicht ganz zu unterdrücken, selbst der brave Lex biß sich auf die Lippen. S. wußte gar nicht mehr, wohin er die Blicke wenden sollte. Glücklicherweise fuhr Papchen fort: Nun es ist gut, ich

danke Ihnen. Zweifelhaft bleibt es, ob er den Schmiß gesehen hatte, ich glaubte ein kaum merkliches Schmunzeln seines Mundes zu entdecken. Einige behaupteten, Papchen sei die Geschichte längst bekannt gewesen, und er habe S. absichtlich in's Bockshorn jagen wollen. Aber solche mephistophelische Gedanken lagen Papchens ganzem Wesen fern. S. hat von seinem Riesenschmisse niemals äußere Unannehmlichkeiten in der Anstalt gehabt. Es muß indeß anerkannt werden, daß er stets fleißig und gewissenhaft seine Schuldigkeit tat. So blieb er unbehelligt nach wie vor Korpsstudent. In seinem späteren Lebenslaufe soll ihm der Schmiß sogar wesentlich genützt haben, z. B. als er sich um die Hand eines schönen, jungen Mädchens bewarb und sie auch wirklich erhielt.

Der Sezirsal.

Genaue Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Funktionen, das ist die Grundlage aller Medizin. Darum meine guten Herren, besuchen Sie fleißig den Sezirsal, die Anatomie läßt sich nicht aus Büchern lernen, so hatte Papchen gesagt.

Das anatomische Besteck in der Tasche, machte ich mich denn auf, um diesen neuen Schauplatz

meiner Tätigkeit kennen zu lernen. Das alte Gebäude der Anatomie lag hinter der Garnisonkirche. Schon seine Außenseite bot einen nichts weniger als erfreulichen Anblick dar. Denn der Anstrich ließ unentschieden, ob die Grundfarbe grau, gelb oder grün gewesen war, so hatte der Zahn der Zeit ihn verändert. Eine Rampe befand sich vor der Haupttüre des Erdgeschosses und gab dem finsteren, unheimlichen Gebäude wenigstens den Schein einer Behausung, die menschlichem Verkehre diene. Die Risse in den Wänden, die wackligen Türen, die blinden Fenster bildeten eine gute Vorbereitung für die Überraschungen, die den Neuling im Innern erwarteten.

Ich öffnete die Tür und trat in ein kleines Flurzimmer, in dem die Leiche einer alten Frau auf dem roten Sezirtische lag. Sie hatte merkwürdigerweise lange schwarze, wollene Strümpfe an. Was einen eigentümlichen Gegensatz zu dem welken, wachsfarbenen, nackten Körper hervorbrachte. Von hier aus gelangte ich in den sogenannten großen Sezirsal, der den Hauptraum des alten Gebäudes bildete, aber weder groß noch salartig aussah. Denn er war eng, niedrig und augenscheinlich dadurch zu Stande gebracht, daß man die Zwischenwände einzelner Zimmer entfernt hatte. Nackt und kahl starrten die weißgetünchten Wände. Nicht einmal von einem Ende zum anderen übersehen konnte man den Sal, denn er

umfaßte Mittelbau und linken Flügel des Gebäudes, die mit einander einen rechten Winkel bildeten.

Ein roter Tisch stand neben dem andern, und auf jedem lag ein menschlicher Leichnam; es mochten ihrer mindestens 20 sein. Einige sahen jämmerlich abgemagert aus, die Haut schlaff, und greisenhaft, sie waren augenscheinlich lange leidend gewesen. Andere dagegen zeigten prächtige, starke Muskeln, stattlichen Gliederbau, jugendliche Kraft und schienen nur zu schlafen. Aber beim näheren Hinsehen entdeckte man bald, daß es sich um Selbstmörder handelte. Hier ward eine Strangulationsmarke am Halse sichtbar, dort ein kleines rundes Loch in der Schläfengegend. Dieser feine weibliche Körper mit den schönen Gesichtzügen hatte augenscheinlich im Wasser gelegen; daneben ein junger Mann, gebaut wie Apollo, aber ach der obere Teil des Gesichtes greulich zerschmettert, durch einen Pistolenschuß in den Mund; dicht dabei zwei Kinderleichen; am Widerwärtigsten anzusehen auf Holztellern und Brettern, einzelne Teile des Körpers, in reicher Auswahl.

Es war noch sehr früh, und ich befand mich ganz allein in dem grausigen Raume. Auf einen übeln Eindruck hatte ich mich gefaßt gemacht. Aber diese Todtenausstellung, diese Stille und Einsamkeit wirkten wahrhaft beängstigend. Dazu kam ein entsetzlicher Geruch von Zersetzung und Verwesung,

der mir immer unerträglicher ward. Ich roch, ich schmeckte, ich fühlte ihn, und alle Empfindungen zusammen, machten meinen Kopf wirbeln. Ich mußte mich auf eine Tischkante stützen und einen Augenblick die Augen schließen. Ein Glück, daß niemand zugegen war, der mich in diesem Zustande sah. Ich raffte mich auf und ging hinaus auf die Rampe, begierig die frische Luft einsaugend. Dieser Sal, so sagte ich mir, soll also für die nächste Zukunft Dein Hauptarbeitsfeld werden. Das ist eine starke Zumutung, und wenn das Studium der Medizin mehrere solcher Ueberraschungen birgt, wie viele behaupten, dann ist es doch besser, davon zu bleiben. Dir fehlt die nötige Widerstandskraft, um dauernd solchen Angriffen auf Augen, Geruch und Schönheitsgefühl Stand zu halten.

So willst Du wohl mit Schimpf und Schande bekennen, daß Du dich geirrt, daß Du die nötigen Fähigkeiten zum Mediziner nicht besitzest? Der Oheim hätte also Deine Anlagen und Deinen Karakter richtig beurteilt? Ei mein Bürschchen, wird er sagen, siehst Du, wie Recht ich hatte. Die Demütigung hättest Du Dir sparen können, wenn Du mir gefolgt wärest. Und unter welche Fuchtel wirst Du geraten, rief es in mir, nachdem Du gezeigt hast, daß Du so gänzlich unfähig bist, den selbst gewählten Weg zu wandeln. Nein, nimmermehr. Dahin darf es nicht kommen.

So sehr beschäftigten mich meine Gedanken, daß ich gar nicht bemerkt hatte, wie ein junger Medi-

ziner nach dem Andern in das Haus getreten war. Erst die Stimme meines Freundes S. weckte mich aus meinen Träumen. Willst Du nicht mit hineinkommen, sagte er munter, es ist die höchste Zeit.

Von uns 30 Abiturienten studirten allein 7 Medizin, die Meisten freilich in den ersten Halbjahren außerhalb, S. dagegen, mir schon auf der Schule innig befreundet, blieb in Berlin, und so konnten wir unsern Verkehr eifrig fortsetzen. S., ein fleißiger, strebsamer Mensch, bei Lehrern und Schülern gern gesehen wegen seines versöhnlichen, milden Wesens und seiner tüchtigen Leistungen, war durch und durch Schöngeist. Er hatte seine Freunde in nicht geringes Erstaunen versetzt durch die Erklärung, daß er Medizin studiren wolle. In der einen Hand das unvermeidliche Wahrzeichen des jungen Mediziners: das Sezirbesteck, in der anderen seinen von ihm unzertrennlichen Bambusstock mit schöner elfenbeinerner Krücke, so stand er vor mir und fuhr fort: Es ist doch ein prächtiges Studium: die Medizin. Auf Schritt und Tritt neue, ungeahnte Eindrücke. Da muß man, um sein Ziel zu erreichen, auch manche unbehagliche Dinge in Kauf nehmen, z. B. den Sezirsal, der gewiß nicht sehr verlockend aussehen wird. Ich nickte nur, sagte kein Wort davon, daß ich schon im Innern gewesen wäre und trat mit ihm ein.

Er stand wie gebannt, schaute umher, sagte kein Wort, die Augen blickten starr bald hierhin,

bald dorthin und schienen immer größer zu werden. Plötzlich wurde er sehr bleich, und ehe es jemand hindern konnte, fiel er um. Apel, der Anatomiediener, eilte herbei, half ihn aufheben und auf die Rampe schaffen. Passirt Neulingen öfters, sagte er lachend, gibt sich aber bald. S. erholte sich schnell, hielt es aber doch für geraten, nach Hause zu fahren. Mich hatte der Vorgang abgehärtet, und ich kehrte in den Sal zurück mit dem festen Entschlusse, unter allen Umständen sofort an die Arbeit zu gehen und jeden Widerwillen nieder zu kämpfen.

Drinnen herrschte eine entsetzliche Fülle und ein erschrecklicher Tabackqualm. Es ist nämlich beim jungen Mediziner fast zum Lehrsatze geworden, daß Rauchen das beste Mittel gegen den Anfangs unerträglichen Leichengeruch sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall, und so zeigte sich denn die merkwürdige Tatsache, daß schon nach wenigen Tagen fast niemand mehr beim Seziren rauchte. Selbst starke Raucher versagen sich meist den Genuß, weil es sehr schwer hält, die Zigarre dauernd im Munde zu haben. Dies ist aber nötig, da die Finger nicht in der Verfassung sind, andere Dinge als die Sezirmesser, während der Arbeit zu hantiren.

Das weiß Professor Reichert, der jetzt die Verteilung der einzelnen Präparate vornimmt, recht gut, wenn er verzweiflungsvoll sich mit den Händen

durch die hoch empor gerichteten Hare fährt und ausruft: Aber meine Herren, qualmen Sie doch nicht so fürchterlich, ich ersticke. Denn er setzt gleich darauf hinzu: Glücklicherweise dauert der Eifer nicht lange. Und als einige Studenten die Köpfe schütteln und lächeln, sagt er: Ja meine Herren, Sie werden's bald merken, rauchen und seziren zu gleicher Zeit, geht nicht, macht kein Vergnügen. Ich bin gewiß ein tüchtiger Raucher, aber hier rühre ich keine Zigarre an.

Während der Verteilung tritt der Kollege P. an mich heran und meint: Solche Muttersöhnchen wie der umgefallene S. sollten alles Andere eher werden, als Mediziner. Im Grunde ist nur schlechte Erziehung Schuld. Mein Vater hat mir schon, als ich noch kaum laufen konnte, beigebracht: Junge, laß Dich nicht verblüffen. P., ein sehr befähigter, aber auch sehr von sich eingenommener Herr, Schlesier, aber ganz das Gegenteil seiner munteren Landsleute M. und R., war eigentlich immer übler Laune, finster und brummig wie Wallenstein in Pilsen, wandelte er umher, tadelnd und mäkelnd. Ich war ihm deshalb nicht besonders grün und antwortete: Lieber P., die Naturen sind verschieden. Wir Alle haben unsere Schwächen. Haben Sie noch nie gehört, daß mancher große Bühnenkünstler, der später weltberühmt wurde, beim ersten Auftreten jämmerlich scheiterte und abtreten mußte? Was S. betrifft, so gebe ich Ihnen

Brief und Siegel, daß er mindestens ein ebenso tüchtiger Arzt werden wird, wie Sie und ich, wenn er auch heute schwach geworden ist.*) Die Willenskraft wird der Schwächeanwandlungen Herr. Ich halte es für eine Annehmlichkeit, aber für kein Verdienst, von solcher Schwäche frei zu sein. P. schüttelte mit dem Kopfe, erwiderte aber nichts, da die Arbeit rief.

Reichert ging im Sezirsale von Tisch zu Tische, erläuternd, beschreibend, helfend. Aber auch hier, wie noch weit mehr in den Vorlesungen, machten sich seine Redseligkeit und Abschweifung geltend. Er kam nicht vom Flecke. Ihn unterstützten der Prosektor Lieberkühn, und von der Anstalt Stabsarzt G., welche sich unserer sehr eifrig annahmen.

Als ausgezeichnete Stütze für Reichert erwies sich der Anatomiediener Apel. Seine Geschicklichkeit im Zerlegen war erstaunlich, aber noch viel bemerkenswerter das Wissen, das er sich im Laufe der Jahre erworben hatte. Kein Nerv, kein Muskel, dessen lateinischen Namen er nicht gekannt hätte. Wer beim Situs viscerum**) sich nicht zurecht fand rief A. herbei, und er konnte sicher sein, die nötige Aufklärung zu erhalten. Reichert hielt große Stücke auf ihn, aber auch wir hatten ihn gern, weil er trotz aller Geschicklichkeit und

* Hat sich auch erfüllt. Leider starb S. in der Blüte der Jahre.

**) Lage der Baucheingeweide.

Hilfsbereitschaft, stets höflich und bescheiden blieb auch einen Scherz über sein Küchenlatein ruhig hinnahm.

Er fertigte vorzügliche Knochenpräparate an. Mancher Schädel und manches schöne Skelett wurden bei ihm bestellt und gingen in den Besitz von wißbegierigen Jüngern des Aesculap über.

Im 1. Stocke des Gebäudes, nach hinten hinaus, befand sich der anatomische Hörsal. Ein enger, dunkler Raum mit steil aufsteigenden Zuhörersitzen. Hier hielt Reichert Mittags seine anatomischen Vorlesungen ab, die keineswegs entsprechend der Zahl der Mediziner, besucht wurden. Er wußte den an und für sich schon trockenen Stoff nicht grade durch seinen Vortrag annehmbarer zu machen.

Seine Sucht in die Breite zu gehen, seine Abschweifungen, seine Bekämpfungen wissenschaftlicher Gegner, nahmen viel Zeit fort und wurden ermüdend. Die Folge war, daß der Zuhörer immer weniger wurden, und daß Reichert von dem vorgehabten Stoffe, kaum ein Drittel am Schlusse des Halbjahres erledigt hatte.

In späteren Halbjahren hörten wir bei Reichert Entwicklungsgeschichte, diese wunderbare Wissenschaft, welche das Entstehen, Wachsen und Werden des Embryos aus dem Eidotter lehrt und um welche Reichert, ebenso wie um die Lehre vom Gehirn, sich große Verdienste erworben hatte.

Dieses Fach an und für sich fesselnd, zog eine große Zuhörerschaft herbei, gab aber auch Reichert fortwährend Gelegenheit zur Bekämpfung seines Kollegen Kölliker. Denn unglücklicherweise war dieser in vielen Punkten des schwierigen Gebietes, anderer Ansicht und fand, was R. ganz besonders wurmte, bei den Gelehrten fast allgemeine Zustimmung. Im Feuer der Leidenschaft verlor R. manchmal jedes Maß. So begann er eines Tages folgendermaßen: Man wirft mir oft vor, meine Herren, ich sei parteiisch, besonders meinem Freunde Kölliker gegenüber. Das ist durchaus nicht der Fall, und ich will es Ihnen dadurch beweisen, daß ich ganz sachlich zuerst Köllikers, dann meine Ansicht vortrage. Wirklich gab er K.s Ansicht ausführlich, fuhr dann aber folgendermaßen fort: So meine Herren, das ist K.s Meinung von der Sache. Na daß ich solchen Unsinn nicht annehmen kann, ist selbstverständlich. Und als ob dieser Unparteilichkeit allgemeine Heiterkeit ausbrach rief er: na ja, wer soll da ruhig bleiben. Er war von der Unfehlbarkeit seiner Anschauungen so durchdrungen, daß er jeden, noch so sachlichen Widerspruch fast wie eine persönliche Kränkung auffaßte. Ganz außer sich geriet er in den Stats-Prüfungen, wenn jemand Köllikers Ansicht vortrug und die seinige nicht kannte, was doch leicht möglich war bei solchen, die an anderen Hochschulen Entwicklungsgeschichte gehört hatten.

Dann lief er händeringend auf und ab, fuhr sich durch die Hare, blieb plötzlich vor dem Betreffenden stehen und rief: So! wirklich! Und andere Ansichten kennen Sie nicht? und wollen doch durchkommen?

Auch damit war er nur mäßig zufrieden, daß jemand beide Ansichten kannte, er mußte der reichertschen unbedingt den Vorzug geben. So sehr er indeß oft wetterte, durchfallen ließ er Köllikers wegen, niemanden, dazu war er zu gutmütig. Aber Strafpredigten und Ermahnungen gab es reichlich.

Persönlich war Reichert sehr beliebt, obgleich er, mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, für etwas knauserig galt. Trotz der sehr bedeutenden Einnahmen hieß es, stunde oder erlasse er Kollegiengelder ungern. Einem Bittsteller hatte er geantwortet: Medizin soll keiner studiren, der unbemittelt ist. Ich habe vier Töchter zu versorgen. Wissen Sie was das heißt? Nein, das wissen Sie nicht, denn sonst würden Sie mir nicht fortwährend mit solchen Gesuchen kommen.

Man schätzte seine ehrliche gutmütige Art, seine Milde bei den Prüfungen, seine unbestritten großen, wissenschaftlichen Verdienste früherer Zeit und vergaß darüber gern seine Schwächen. Der Reichert-Kommers,*) welcher anläßlich seines Geburtstages alljährlich gefeiert wurde, gestaltete sich stets zu

*) Siehe den Anhang.

einem der beliebtesten studentischen Feste und legte beredtes Zeugniß ab von dem guten Einvernehmen, das zwischen dem Lehrer und seinen Hörern herrschte.

Vater Lieberkühn unterstützte wie schon angedeutet, Reichert im Sezirsale und trug Knochenlehre vor. Er war der Mann der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Wer bei ihm nichts lernte, dem war nicht zu helfen. Er sprach außerordentlich langsam, bedächtig und zeigte jedes Löchelchen, jeden Vorsprung genau vor. Seine Stimme tönte meist im tiefen Basse, schlug aber oft plötzlich in hohe Fistelstimme um, was recht komisch wirkte.

Sein treuherziges, wenn auch nicht schönes Gesicht, das an Sokrates erinnerte; sein humorvoller Vortrag; bei schwierigen Teilen, seine Unermüdlichkeit, die Sache jedem klar zu machen, gewannen ihm die Herzen.

In den ersten Tagen waren im Sezirsale manchmal an einer Leiche 10—12 Studenten beschäftigt. In drangvoll fürchterlicher Enge arbeitete man. Aber bald lichteten sich die Reihen. Manche kamen selten, manche auch gar nicht wieder. Andere hielten sich ein Stündchen auf, dann erwachte die Sehnsucht nach einer Pause, sie gingen zum Patzenhofer am neuen Markte, nur um einen Schoppen zu trinken und dann schleunigst zurückzukehren. Aber das Unglück wollte, daß sich drei Skatfreunde zusammenfanden. Ein Spielchen wurde eingegangen, es zog sich länger hin, als man beabsichtigt, die

Sezirzeit war vorüber, man mußte andere Vorlesungen besuchen.

Nach den Schrecken der ersten Tage hatten S. und ich, schneller als wir gedacht, den Widerwillen überwunden. Die Eindrücke waren abgestumpft. Den übeln Geruch empfanden wir kaum noch, die einzelnen Leichen würdigten wir keines Blickes und setzten uns zuletzt zur Arbeit mit großer Selenruhe nieder.

Aber daß mir der Aufenthalt hinter der Garnisonkirche, ein Behagen geworden wäre wie unserm Schulkameraden A. das kann ich nicht behaupten. Ich ging hin aus Pflicht und Schuldigkeit, war aber froh, wenn ich wieder frische Luft atmete. A. dagegen meinte, nirgends fühle er sich wohler als im Sezirsale, da merke er so recht, daß er zum Mediziner geboren sei. Mit Behagen holte er seine Schinkensemmel hervor und verzehrte sie zur Seite der Leiche, während S. immer auf die Rampe hinausging und dort Pause machte. A. besaß schon als Primaner einen wirklichen Schädel, den er uns mit Stolz zeigte, er trug auch an der Uhrkette einen kleinen Todtenkopf von Silber. Als Mulus ließ er sich bildlich abnehmen, auf dem Tische ein anatomisches Besteck, die Rechte auf den Schädel gestützt. Alles Ernstes wurde berichtet, daß er schon in der Prima von Katzen und Hunden seiner Nachbarschaft gefürchtet worden sei, denn wenn er einen solchen Vierfüßler

erreicht habe, so sei die Sektion auf dem Fuße gefolgt.

Ich habe später manchmal darüber nachgedacht, was wohl den Sezirsal oder die Leichenhalle dem empfindsamen Neulinge so furchtbar macht, daß seine Kräfte versagen können. Es ist uns ja doch allen von Kindheit an gepredigt worden, daß wir sterblich sind, wieder zur Erde werden müssen, jeder hat auch schon eine Leiche gesehen, Beerdigungen beigewohnt. Aber die Blumenspenden, die Feierlichkeiten, die Bekleidung mildern das Furchtbare. Dagegen hört im Sezirsale jedes Verhüllen, jedes Bemänteln auf. Die menschliche Nichtigkeit zeigt sich nackt und bloß in ihrem ganzen Umfange und nicht an einem Einzelnen, sondern an vielen. Dieser Eindruck ist zu packend, zu überwältigend, zu wahr, um nicht die Sele mächtig zu ergreifen. Je nach ihrer individuellen Beschaffenheit wird sie ihn aufnehmen und verarbeiten, ganz abgesehen von der äußeren Einwirkung auf die Nerven, deren nicht jeder Herr ist. Tatsächlich kommt es nicht selten vor, daß junge Studenten, dem Studium der Medizin entsagen, weil sie sich an das Arbeiten im Sezirsale nicht gewöhnen können.

Du Bois-Reymond.

Die schönsten deutschen Märchen erzählen, wie der Held, unbeirrt durch Schrecknisse, Gefahren und Kämpfe, mutig vorwärts dringt und endlich das ersehnte Ziel, die schöne verzauberte Prinzessin, Glück und Reichtum erringt. Es ist das die dichterische Verherrlichung von Ausdauer, Mut und kräftigem Vorwärtsstreben. Was die Dichter in ein schönes Fabelland verlegen und mit glänzenden Farben ausmalen, das bestätigen doch auch die Vorgänge des alltäglichen Lebens. Machten wir nicht dieselbe Erfahrung im Sezirsale, der uns Anfangs so zurückgeschreckt hatte. Je weiter wir auf unserem Wege kamen, desto mehr verloren die abstoßenden Äußerlichkeiten an Gewicht vor dem Lichte, das Wissen und Erkenntniß verbreiteten. Indem wir den menschlichen Körper in seine einzelnen Teile zerlegten, wurden wir in den Stand gesetzt, den kunstvollen Zusammenhang des Ganzen zu begreifen und zu bewundern.

Die Grundlage bildet ein Aufbau unzähliger Knochen und Knöchelchen, mit einander verbunden durch kunstvolle, zierliche, feste Bänder. Muskeln umkleiden und bedecken überall dies Gerüst. In drei großen Höhlen liegen die edlen Gebilde, welche Leben und Bewegung in dem Körper erhalten. In der Brusthöhle befindet sich die große Pumpe,

das Herz, welches bis in die fernsten Teile das Blut treibt, außerdem die Lungen, welche die Reinhaltung des Blutes besorgen; in der Bauchhöhle liegen Magen, Leber und Därme: die große Küche, in der die Ernährung der Maschine sich vollzieht; das Brauchbare vom Unbrauchbaren geschieden, verarbeitet oder ausgestoßen wird. Oben aber im Kopfe ist das Generalstabsquartier, die Oberleitung des Ganzen. Ein unendlich reiches, baumartig sich im ganzen Körper ausbreitendes Geflecht von Nervenbahnen, Blutkanälen und Lympfgefäßen übernimmt die geistige und körperliche Verbindung des fernsten Teiles mit den Mittelpunkten. Das Ganze, umschlossen von einer dichten feinen Haut, ist gegliedert in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen; Kopf und Haut, die Gebilde führend, welche uns in den Stand setzen, mit der Außenwelt in Verkehr zu treten.

Mechanisch auswendig gelernt hatten wir das freilich schon auf der Schule, aber erst jetzt verstanden, nachdem jeder einzelne Teil der Körpermaschine durch das Sezirmesser bloß gelegt und studirt war. Hatte die Anatomie uns mit der Lage und dem Bau des Körpers bekannt gemacht, so wurde der Physiologie die Aufgabe, die Verrichtungen und Tätigkeiten der einzelnen Gebilde zu erklären; uns einzuführen in das Walten der geheimnißvollen Kräfte, durch deren Zusammenwirken das entsteht, was wir Leben nennen.

In früheren Zeiten leitete man die Vorgänge organischen Lebens auf das Walten einer geheimnißvollen besonderen Kraft zurück. Aber die Physiologie, eine verhältnißmäßig noch junge Wissenschaft, geboren unter dem Zeichen der neuzeitlichen Entwicklung der Naturwissenschaften, ging im Bunde mit Chemie und Physik, dieser gespenstig herumspukenden Lebenskraft tapfer zu Leibe und löste sie in eine Reihe chemischer und physikalischer Vorgänge auf, als da sind: Herzbewegung, Atmung, Verdauung. Freilich das eigentliche Wesen des Lebens vermochte auch sie bisher nicht genügend zu erklären; aber das wird uns wohl immer verborgen bleiben, ebenso wie das eigentliche Wesen des Todes.

In diese großartige Wissenschaft der körperlichen Funktionen führte uns Du Bois-Reymond durch glänzende Vorträge und ausgezeichnete Versuche ein. Seine Persönlichkeit machte einen ungewöhnlichen Eindruck. Auf einem mittelgroßen, breitschultrigen, gedrungenen Rumpfe saß ein wahrer Jupiterkopf mit breiter Denkerstirne, kräftiger Nase, energischem Kinne und großen, leuchtenden Augen. Sein Vortrag war klar und bestimmt, erhob sich aber zu Feuer und Leidenschaft, wenn es galt, die Irrwege der schelling'schen Naturphilosophie zu geißeln oder Darwin als den Bahnbrecher einer neuen, naturwissenschaftlichen Zeit zu preisen.

Ein Ignorabimus habe ich, damals wenigstens,

nie aus seinem Munde gehört. Es wäre uns auch sonderbar vorgekommen. Denn was schien nach den neuesten Errungenschaften, dem forschenden Geiste noch unerreichbar. Mit welcher Begierde hörten wir die naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte. Wie kindlich und befangen kamen uns die Erzählungen der Bibel vor. Der herrliche Himmel, die Gefilde der Seligen, verwandelten sich in einen Raum, wo schneidende Kälte herrschte und tiefe Finsterniß, wo große und kleine Meteorsteine in Menge umher flogen und den Aufenthalt höchst unsicher machten.

Wir brauchten auch keinen lebendigen Schöpfer, der über den Wassern geschwebt und allerlei Arten von Pflanzen und Tieren planmäßig geschaffen hatte. Überwundener Standpunkt das. Die Erde war aus glühenden Nebelmassen durch Verdichtung entstanden, allmälig erkaltet. Wenige Urkeime, vielleicht durch Meteorsteine, von anderen Welten herabgelangt, hatten durch allmälige Anpassung an die Umgebung, durch Vererbung und natürliche Zuchtwahl die einzelnen Arten entwickelt im Laufe vieler, vieler Jahrtausende.

Ja ja, Menschenwerk waren die Bibel, die verschiedensten Kirchengemeinschaften, die als unumstößlich hingestellten Glaubenssätze, die Offenbarungen. Wie dankte ich der Naturwissenschaft, die mit dem Messer unerbittlicher Urteilschärfe die alten unhaltbaren Vorstellungen zerstörte. Wie dankte ich Du Bois, daß er uns einführte in die

Tiefen der neuen Heilslehre, wie dankte ich meinem guten Genius, der mich davor bewahrt hatte, in den Irrgängen theologischer Weisheit herumzuwandeln.

Aber der hinkende Bote kam nach, als ich über die im ersten Feuer jugendlicher Begeisterung anstandslos aufgenommenen Lehrsätze ernstlich nachzudenken begann. Bist du denn, so mußte ich mich fragen, mit der Ausstreichung des Schöpfers, mit der Entstehung der Erde aus glühenden Dunstmassen, mit den darwin'schen Erklärungen, der Lösung des eigentlichen Lebensrätsels näher gekommen? Nein, tausendmal nein.

Gesetzt den Fall, alles organische Leben sei vor Millionen Jahren, nach Abkühlung der glühenden Erdoberfläche aus einer einfachen Urform durch natürliche Züchtung, d. h. Anpassung an die umgebenden Verhältnisse, Vererbung und allmälige Verbesserung der zum Kampfe um's Dasein geeigneten Eigenschaften zu der ungeheuren Vielgestaltigkeit und Vervollkommnung unserer Tage gediehen.

Woher kam denn der erste Urkeim; vielleicht von Meteorsteinen, lautet die Antwort. Das ist keine Lösung der Frage. Denn wie kam der Urkeim auf die Himmelskörper, dessen Bote der Meteorstein ist? Woher kamen die glühenden Dunstmassen? Also ohne Schöpfer, ohne Urzeugung geht es einmal nicht. Dabei einen Wert darauf zu legen, ob ein Urkeim, oder viele geschaffen wurden, bezw. vorhanden waren, ist ganz neben-

sächlich. Die biblische Schöpfungsgeschichte, so sagte ich mir, hat eine Schwester erhalten, die naturwissenschaftliche. Sie schreitet im neuzeitlichen Gewande gar stolz und stattlich umher, sieht spöttisch auf ihr poesievolles, altfränkisches Schwesterlein herab, und meint den Stein der Waisen entdeckt zu haben. Und die lieben Eltern wissen ihr Jüngstes gar nicht genug zu hätscheln. Nein, wie reizend es ausschaut, wie prächtig, wie gesund, rufen sie ein über das andere Mal, und bemerken in ihrer zärtlichen Zuneigung kaum, wie viel Mängel, Schwächen und Gebrechen dem geliebten Wesen anhaften. Aber wer weiß, ob nicht bald eine jüngere Schwester ankommt, die der jetzt so verzärtelten den Rang abläuft, daß sie verlassen, vergessen und unbeachtet, ihr Dasein vertrauern muß.

Immer kehrte in Du Bois Vorträgen der Name von Johannes Müller wieder, den wir schon von Reichert oft hatten erwähnen hören. Ihm huldigte der Anatom, der Physiologie, huldigte auch Virchow, wie wir später zu hören, Gelegenheit hatten, als dem Vater der neuen naturwissenschaftlichen Lehrarten. Unwillkürlich empfanden wir Ehrfurcht vor der geistigen Bedeutung eines Mannes, den solche Meister, wie Du Bois, Reichert, Virchow, unumwunden als ihr Oberhaupt, ihren Lehrmeister anerkannten. Sie hatten von ihm gelernt, waren seine Schüer, führten im Einzelnen aus, was er in großen Zügen angegeben hatte.

Du Bois' Hörsal war stets überfüllt und blieb es auch bis zum Schlusse des Halbjahres, trotzdem damals noch kein stattliches, geräumiges physiologisches Institut mit großem und kleinem Hörsale und ungezählten Räumen vorhanden war. Wir mußten uns vielmehr mit einem ziemlich kläglichen Hörsale im zweiten Stocke der Hochschule begnügen, in welchem zur Julizeit manchmal eine schreckliche Luft herrschte, und der so eng war, daß Du Bois sich genötigt sah, seine unvergleichlichen Versuche über tierische Elektrizität am Froschschenkel uns auf dem Flure vorzuführen. Denn nur hier fand sich Raum genug, um die Tische mit den kostbaren Apparaten aufzustellen. Freilich eine gründliche Beobachtung dieser feinen Vorgänge war bei dem Andrange und der Beschränktheit des Raumes auch hier nur wenigen vergönnt.

Von den prächtigen und mannigfaltigen Blüten, welche an dem ehrwürdigen Baume der medizinischen Wissenschaften blühen, hat mir die Physiologie immer ganz besonders zugesagt. Jede Stunde bei Du Bois brachte neue interessante Tatsachen, und man wußte schließlich kaum, welchem Gebiete man den Vorzug geben sollte. Unter den Kapiteln des Stoffwechsels hat mich das vom Blutkreislauf am Meisten gefesselt. Was sind alle noch so kunstvollen, von Menschenhänden hergestellten Maschinen im Vergleiche zu den Leistungen des Herzens. Rastlos tätig von früh

bis spät, ob wir wachen oder schlafen, bedarf es nie der Stellvertretung, der Ausbesserung. Es verrichtet seine mühevolle Arbeit vom ersten bis zum letzten Tage unseres Daseines mit gleicher Zuverlässigkeit, wenn ihm nicht ungewöhnliche Schädlichkeiten ein Hinderniß bereiten, den zierlichen und doch so kräftigen Klappenapparat angreifen. Selbst dann, sucht es durch verdoppelte Arbeit der Schädlichkeiten Herr zu werden, was ihm auch oft gelingt. Und wer treibt dies wunderbare Werk zu rastloser Bewegung an? Eigene in die Herzwandungen eingebettete Nervenzellen besorgen das, zwingen den Hohlmuskel zur Zusammenziehung und bewirken das die Blutpumpe unaufhörlich arbeitet. Gibt es gewissenhaftere Werkmeister als diese Ganglienzellen, welche tief im Innern verborgen, ihres wichtigen Amtes walten, keiner Erholung, keiner Ablösung bedürftig, selbst bewegungslos und doch Bewegung entfachend.

Lange, sehr lange hat es gedauert, ehe man den Kreislauf des Blutes erkannte. Die Alten glaubten, daß die Venen Blut, die Arterien Luft dem Körper zuführten. Erst William Harwey entdeckte im Jahre 1628 den wahren Zusammenhang der Dinge. Und welche sonderbaren Vorstellungen hegte noch der große Denker und Forscher Descartes über die Herzbewegung. Nach ihm ist der Hohlraum des Herzens Sitz einer außerordentlichen Hitze. Dringt das kühlere Blut ein, so verdünnt und dehnt es

sich aus, grade so sagt Descartes: „wie alle Flüssigkeiten, wenn man sie tropfenweise in irgend ein sehr heißes Gefäß fallen läßt.“ Durch seine Ausdehnung bläht es auch das Herz auf, die hinteren Klappen schließen, die vorderen öffnen sich, das Blut strömt in die großen Gefäßstämme, die ebenfalls aufgebläht werden aber gleich darauf zusammensinken, weil das Blut in ihnen sich sofort abkühlt. Und Dascartes schwört auf diese Vorgänge wie auf mathematische Beweise, die jeden Zweifel ausschließen. Man sieht, die scharfsinnigsten Geister sind vor gefährlichen Trugschlüssen nicht sicher.

Schwierige und dunkle Gebiete gab es auch jetzt noch genug und manchmal, wenn wir den Hörsal verlassen hatten, begannen hitzige Erörterungen über das Gehörte. Oft gingen die Auffassungen weit auseinander, und man merkte wohl, noch fehlte das richtige Verständniß des Vorgetragenen. Das konnte erst allmälig, bei genauem Studium daheim, eintreten. Dann aber kam auch sofort das eigene Urteil hervor. Dieser oder jener Satz wurde angegriffen, verworfen, man versuchte eine bessere Erklärung zu finden. Aber auch, damit war es meist schwach bestellt. Noch mehr als bei den Sinnesgebilden, zeigte sich das bei der Besprechung des edelsten aller Gebilde, des Gehirnes, wo ja freilich über die Tätigkeit der selischen Vorgänge nur Vermutungen gegeben

werden konnten. Je nach mehr idealer, oder materieller Veranlagung, ward dann der Kampf für eine rein mechanische, oder dem Gehirne eigentümlich von Anfang an innewohnende Tätigkeit, geführt.

Ebenso klar und bestimmt wie in seinen Vorträgen, war du Bois auch in seinen Willensäußerungen und Handlungen. Halbheiten liebte er nicht und empfindsame Selen kamen schlecht an. Ein von ihm ausgesprochener Wunsch war Befehl und Zuwiderhandelnde wußte er manchmal gehörig zu strafen. So hatte er den Wunsch geäußert, es möchten die Gläser, welche Präparate enthielten und während des Vortrages zur Ansicht herumgegeben wurden, nicht geöffnet werden, da manches Präparat durch Luftzutritt leide, auch beschädigt werden könne.

Ein gewisser L. aber, konnte seinen Forschungseifer nicht bezähmen und mißachtete regelmäßig Du Bois Wunsch, trotzdem ihn seine Nachbarn mehrmals darauf aufmersam machten. Der Glasstöpsel wurde entfernt, der Körper berochen und wenn es anging, auch betastet. Du Bois merkte scheinbar nichts. Eines Tages hatte er ein sehr gefährliches Gift mitgebracht. Dasselbe machte zur Ansicht die Runde. L. beschnupperte eifrig das Präparat. Da sagte du Bois ganz ruhig, wie zufällig: Übrigens will ich noch bemerken, daß dies Gift einen flüchtigen Stoff enthält. Würde

jemand an der entstöpselten Flasche riechen und hätte nur die kleinste Schramme an der Nase, er wäre unfehlbar ein Kind des Todes. L. wurde blaß und öffnete seitdem keines der herumgezeigten Gläser mehr.

Beliebt wie Reichert war du Bois eigentlich nicht, man bewunderte ihn und hatte Scheu, besonders da er in den Prüfungen sich sehr streng zeigte, streng, aber gerecht. Dies muß besonders hervorgehoben werden, denn gar zu leicht ist der Unfähige oder Lässige geneigt, da persönliches Übelwollen beim Prüfenden anzunehmen, wo doch nur seine eigene Unzulänglichkeit Schuld ist. Wo du Bois Unwissenheit fand, da konnte er allerdings unter Umständen sehr scharf werden. So fragte er einst einen Prüfling. Wo haben Sie studirt? In Heidelberg war die Antwort. So so! Da ist es sehr schön und ich kann mir denken, daß Sie lieber draußen im Neckartale als in den Hörsälen gesessen haben. Holen Sie hier das Versäumte nach, in Berlin wird es ihnen leichter werden.

Das Tentamen. Virchow.

In unserm lieben Deutschland ist der Weg zum Berufe mit Prüfungen gepflastert, und wir Mediziner wissen davon ein Lied zu singen. Außer den Halbjahrprüfungen der Pepiniere, blühte uns im fünften Halbjahre als erste, vom State angeordnete, das Tentamen physikum, in dem man uns in der Anatomie, Physiologie, Chemie, Physik und den Naturwissenschaften auf den Zahn fühlte. Unter Naturwissenschaften faßte man Botanik, Zoologie und Mineralogie zusammen. Ehe wir zu den klinischen Studien gelangten, sollten wir Zeugniß ablegen, ob auch die Grundlagen für das medizinische Gebäude, das wir aufbauen wollten, in ausreichender Weise gelegt seien. Ganz naturgemäß schenkten wir deßhalb den Prüfungsgegenständen, vor vielen anderen Vorlesungen, die wir noch hören mußten, besondere Aufmerksamkeit.

In der Chemie und Physik brauchte ich nicht viel hinzuzulernen. Wie sehr dankte ich jetzt unserm Schellbach, die Mühe, die er sich mit mir gegeben. Jetzt erst erkannte ich die ganze Größe seiner Verdienste, wenn ich sah, wie die Studiengenossen aus der Provinz von der Chemie gar nichts, von der Physik sehr wenig wußten. Die Vorlesungen von Rose in seiner engen kleinen chemischen Werkstatt, von Dove in physikalischen

Lehrzimmer der Hochschule selbst wurden für mich zu Stunden geistiger Erholung, in denen ich behaglich, das bei Schellbach Gelernte, auffrischte.

Dove, obwohl schon sehr alt, doch noch sehr rege und liebenswürdig, wußte sein an und für sich interessantes Fach, durch einen angenehmen, mit geistreichen Betrachtungen und zahlreichen Scherzen untermischten Vortrag noch annehmbarer zu machen. Seine Scherze waren zwar manchmal etwas weit hergeholt, aber oft auch allerliebst. Einer derselben sei hier mitgeteilt. Dove erklärte die Vorzüge einer kleinen Spritze und sagte dann mit dem ihm eigenen feinen Lächeln: Ja meine Herren und trotz ihrer Kleinheit ist sie ungemein leistungsfähig. Überzeugen Sie sich selbst, ihr Strahl reicht bis nach Nassau. In demselben Augenblicke ergoß sich der Inhalt der Spritze auf die überraschten Zuhörer, welche den hintersten, nicht belegten Teil des Zimmers einzunehmen, d. h. welche zu nassauern pflegten.

Daß Botanik und Zoologie in der Weise, wie wie wir sie hörten, nötig und zweckdienlich für den Mediziner sind, möchte ich bezweifeln. Zwar der alte Braun, trotz seiner weißen Hare, rüstig wie ein Jüngling, unermüdlich zu Fuße, bei den Ausflügen, die er mit uns in die Umgebung Berlins unternahm, trug seine Fachwissenschaft klar und anschaulich vor. Aber diese weit ausholenden, allgemein gehaltenen Vorträge, welche

für angehende Botaniker und Pharmazeuten gewiß vortrefflich waren, blieben dem Mediziner besser erspart! Bei dem ungeheuren Materiale mit dem er sein Gedächtniß belasten muß, sollten Nebenwissenschaften auf das Äußerste beschränkt werden. Eine Vorlesung über die medizinisch gebräuchlichen Pflanzen, wäre für uns jedenfalls nutzbringender gewesen und hätte sicherlich starken Zuspruch gefunden.

Dasselbe gilt von der Zoologie, nur noch in höherem Maße. Im Übrigen hatte Herr Professor Peters wohl große wissenschaftliche Verdienste, aber einen so entsetzlichen Vortrag, daß selbst die Tapfersten nicht lange Stand hielten und das Schwänzen überhand nahm. Zwei bis drei Männerchen blieben als seßhafte Leibgarde Peters treu, wahrscheinlich wollten sie sich dem Fache widmen. Über die Mineralogie, mit der wir uns auch noch plagen sollten, wahrscheinlich um den Stein der Weisen zu finden, verliere ich kein Wort, denn sie ist heute nicht mehr unter den Prüfungsgegenständen.

Viel wichtiger als Zoologie, Mineralogie und Botanik, schien mir für den angehenden Arzt die Kenntniß der Psychologie, die zwar auf unserm Studienplane stand, aber in den Prüfungen nicht verlangt und deshalb von den Meisten unwillkürlich in die hintere Linie verwiesen wurde. Ich besuchte Karl Werders Vorlesungen ziemlich regelmäßig. Dieser kleine, unruhige Mann, mit den

feinen, beweglichen Zügen war beim Vortrage lauter Leben. Nicht nur entfaltete das ausdrucksvolle Gesicht ein Mienenspiel, das einem Schauspieler Ehre gemacht haben würde, auch die Hände wurden fleißig gebraucht, und der ganze Körper nahm an der Bewegung Teil. Dabei floß die Rede bald leise und behaglich, bald laut und feurig, immer leicht und dem Inhalte angemessen, dahin.

Von Psychologie habe ich wenig gehört, aber um so mehr von der Philosophie des Deskartes, den er als den Vorgänger von Kant feierte.

Sein Cogito ergo sum, pries er in begeisterten Worten als einen der größten und schönsten Gedankenblitze aller Zeiten und seinen Discours sur la méthode als eine befreiende Tat, als Rettung aus einer Welt der Verwirrung, als eine Tat, die Vernunft und Urteil wieder zur obersten Richterin in der Wissenschaft eingesetzt hätte.

Es war nicht immer leicht, Werder in seinen philosophischen Ergüssen zu folgen. Er brauchte oft Wendungen und Wortspiele, die dem Nicht-Fachmanne unverständlich blieben. Daher wurde denn auch der Kreis derer, die bei ihm ausharrten, recht klein.

Ganz anders ging es in seinen öffentlichen Vorlesungen her. Der größte Hörsal, 5—600 Personen fassend, war gepfropft voll, wenn er über Hamlet oder Nathan den Weisen sprach. Da sah man neben uns Jüngsten, Männer mit weißen Haren,

Meister der Kunst und Wissenschaft, Schriftsteller und hohe Militärs. Die Schauspieler stellten besonders zahlreiche Mannen. Döring war ein regelmäßiger Hörer. Aber auch Dessoir, Karlowa, Hendrichs habe ich dort gesehen. Seine Hamlet-Erklärung fand trotz der glänzenden Beredsamkeit, die er aufwendete und die jeden Zweifel zu bannen schien, doch starken Widerspruch, die Auslegung des Nathan dagegen, ungeteilte Anerkennung.

Der Tag der ersten medizinischen Prüfung rückte heran, und ich will nicht leugnen, daß ich ihm mit einer gewissen Bangigkeit entgegen sah, obgleich ich nicht lässig in der Vorbereitung gewesen war. Wenn ich übel bestand, so hatte ich zu Hause schwere Stunden zu erwarten, schwerere jedenfalls, als in der Pepiniere.

Am Widerwärtigsten ist mir stets vor der Entscheidung, der letzte Abend gewesen. Man nimmt noch eine Art Allgemeinprüfung vor. Dabei bleibt man an dieser und jener Stelle hängen und entdeckt Lücken im Gedächtnisse, wo man sie gar nicht vermutet hätte. So fiel ich zufällig darauf, die Knorpelbänder und Muskeln des Kehlkopfes im Geiste noch einmal durchzugehen, eine Aufgabe, die ich sonst immer, sozusagen im Schlafe gelöst hatte, und jetzt kam ich trotz aller Bemühung damit nicht zu Stande. Na, dachte ich, wenn selbst Dinge, die sonst fest saßen, jetzt nicht mehr vorhalten, dann ist Hopfen und Malz verloren. In

halber Verzweiflung warf ich ärgerlich die Bücher bei Seite und ging aus.

Siehe da, am anderen Tage wollte es das Geschick, daß der Kehlkopf, sein anatomischer Bau, die Stimmbildung, bei Du Bois daran kamen, und was ich am Vorabend nicht heraus gebracht, gelang mir jetzt mit Leichtigkeit. Seitdem habe ich nie mehr am Vorabende der Prüfungen, Bücher zur Hand genommen und bin gut dabei gefahren.

Das Tentamen verlief unter glücklichen Anzeichen. Schon daß Reichert als Dekan die Prüfung leitete, galt als gute Vorbedeutung. Nach sechsstündiger Sitzung verließen wir als nunmehrige Kandidaten der Medizin erhobenen Hauptes die Dekanatswohnung in der Tierarzneischule, d. h. nur drei von uns Vieren. Denn einen hatte das Geschick ereilt, er schlich betrübt nach Hause. Der Oheim sagte zwar nichts bei der frohen Nachricht, aber ich wußte schon, so machte er es immer, wenn er zufrieden war.

Mit der Ablegung des Tentamen, hatten wir sozusagen die Stufen, welche zum Tempel der ärztlichen Kunst führen, erklommen, die Vorarbeit war getan. Mit der Berechtigung, einzutreten in das Innere des Heiligtumes, um dort das wahre Wesen unseres Berufes in den Kliniken kennen zu lernen, standen wir in der Vorhalle. Aber hier harrte unserer eine kleine Übergangszeit. Wir mußten uns noch einige unerläßliche Hülfswissenschaften an-

eignen, unser Handwerkzeug vervollständigen, um gehörig ausgerüstet, die Weihe zu empfangen.

Zu diesen Fächern zählten vorzugsweise Arzneimittellehre und pathologische Anatomie.

Die Erstere trug Mitscherlich vor, als Mensch und Arzt hoch geschätzt, in seinem besonderen Fache ein anerkanntes Licht. Er betrachtete das Lehramt und die Ausübung des ärztlichen Berufes augenscheinlich als eine sehr feierliche Sache, denn man sah ihn nie anders als im Fracke, ein Buch in der Rechten; aber durchaus nicht gemessen und würdevoll, sondern immer freundlich, lächelnd, gesprächig.

Sehr anregend und erfolgreich waren die Stunden, welche er Sonntags, in seiner Wohnung, mit Versuchen bestimmter, scharf wirkender Arzneimittel, an Tieren, ausfüllte. Anders stand es mit den eigentlichen Vorlesungen. Gewissenhaft wurden die neun Klassen der Arzneimittel, eingeteilt nach ihren Wirkungen, mit allen ihren unzähligen Ordnungen und Unterabteilungen abgehandelt, und uns kein Mittel erspart, mochte es noch so veraltet sein. Mit einem Lächeln, das ihm köstlich stand, sagte er: Dies Mittel ist obsolet meine Herren, ganz obsolet, aber kennen müssen Sie es; oder: Dies Mittel nützt nichts, meine Herren, nützt gar nichts, aber wollen Sie's versuchen, tun Sie's immerhin, es schadet auch nicht. Der unendliche Wust, die Massenhaftigkeit der allstündlich auf uns einstürzenden Mittel, mit ihren

Dosen und Verordnungsformen übten eine fast panische Wirkung auf uns. Die Arzneimittellehre wurde zum Schreckkinde der ganzen Medizin.

Wenn man bedenkt, wie klein die Zahl der wirklich als gut anerkannten und in der Krankenbehandlung verwendeten Mittel ist, dann muß man bedauern, daß so viel kostbare Zeit auf die Durchstöberung alten Gerümpels verwendet wurde und noch immer verwendet wird, um so mehr, als der Student nicht in der Lage ist, das Wesentliche sicher vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Diese Fähigkeit erlangt er erst viel später.

Als Liebreich nach Mitscherlich's Tode die Arzneimittellehre vortrug, warf er zwar die alte Einteilung in Ordnungen und Klassen bei Seite, ein Excitans, Tonicum, oder Alterans kannte er nicht, zum Schrecken Böger's, der da erklärte, das sei ja gar keine Lehre von den Arzneimitteln mehr, aber von dem vielen überflüssigen Ballaste befreite auch er den Mediziner nicht. Und doch wäre diese Arbeit dringend nötig. Denn die neueste Zeit ist mittels Fabrikation und Reklame am Werke, zu dem alten Ballaste einen ungeheuren neuen hinzuzufügen, dem bald die Kräfte eines Herkules nicht mehr gewachsen sein dürften.

Brachten wir der Arzneimittellehre, je weiter wir kamen, um so weniger Zuneigung entgegen, so war das Umgekehrte bei der pathologischen Anatomie der Fall. Der Name Virchow erweckte ja von vornherein in der Brust jedes Mediziners

die höchsten Erwartungen. Ich will nicht leugnen, daß sie anfangs sehr herabgestimmt wurden. Dieser schlichte, unscheinbare Mann mit der gelblichen Gesichtfarbe, dem langsamen, fast schleppenden Vortrage, der unerschütterlichen, fast schläfrigen Gemütruhe, sollte der große Umformer der medizinischen Wissenschaft, der gefeierte Volksmann, der gefährliche Gegner Bismarcks sein? Es ging mir mit Virchow wie den jungen Mädchen mit ihrem Lieblingsdichter, oder dem Italienreisenden mit Italien. In ihrer Einbildungskraft schaffen sie sich nach dem Gelesenen ein wundersames Idealbild und sind dann sehr enttäuscht, wenn die Wirklichkeit dem nicht entspricht. Ist aber die erste Enttäuschung vorüber, der falsche Maßstab bei Seite gelegt, dann werden Verehrung und Wertschätzung um so größer werden, da sie jetzt sich auf sicherer Grundlage aufbauen. So ging es auch hier. Nicht wie Virchow die Dinge sagte, sondern was er sagte, riß zur Bewunderung hin. Die Klarheit der Gedanken die Schärfe des Urteiles, die Folgerichtigkeit der Schlüsse, die Betonung des Tatsächlichen, die Bekämpfung willkürlicher Annahmen, gaben seinen Vorträgen das sichere Gepräge, seinen Lehren die gewaltige Bedeutung.

Die Entdeckung von Schwann und Schleiden, daß alles Lebende aus Zellen bestehe, weiter ausbauend und durcharbeitend zeigte er, das wahre

Wesen der Zelle. Omnis cellula a cellula*) wurde der grundlegende Satz, welcher der Annahme einer unbeschränkten, freien Zellenbildung aus sogenanntem Cytoblastem**) ein Ende machte.

Diese Tatsache auf die kranken Körpergebilde übertragend, entwickelte er seine großartige Zellularpathologie, welche zu dem Schlusse kommt: Die Ursache der Krankheit ist die veränderte Zelle. Das wurde der Leitton seiner Vorlesungen, und an den einzelnen Geweben des Körpers nachgewiesen. Mit dem Mikroskope in der Hand, alle naturwissenschaftlichen Hülfsmittel, besonders die Chemie, heranziehend, so sahen wir ihn, mit Traube und anderen hervorragenden Gelehrten im Bunde, der Medizin neue Bahnen anweisen. Er erhob die pathologische Anatomie zu einer selbstständigen Wissenschaft und das Institut im Charitégarten wurde vorbildlich für alle anderen derartigen Anstalten. Es wurde aber auch eine Pilgerstätte für die Mediziner. Nicht nur aus Deutschland, sondern aus allen Erdteilen eilten sie herbei, um den Meister seine schöpferischen Untersuchungen über Embolie, Thrombose, Leukämie, Geschwülste, vortragen zu hören und am Leichentische die Sektionstechnik zu erlernen, die er in musterhafter Weise ausgebildet hatte.

---

*) Jede Zelle stammt von einer Zelle.

**) Cytoblastem nannte Schwann die Flüssigkeit aus der sich die Zellen frei bilden sollten.

Der Anfänger hatte es hierbei nicht leicht und mußte manche beißende Bemerkung hinnehmen. Hacken Sie doch nicht mit dem Messer herum, als wollten Sie Haché machen, Sie sollen schneiden, sagte er wenn jemand unsicher und ungeschickt mit dem Messer hantirte. Unklare, unbestimmte Bezeichnungen waren ihm ein Greuel. Bräunlich nennen sie das? Das ist auch so eine Verlegenheitsfarbe, bei der sich nichts denken läßt, hieß es ein ander Mal.

Daß Virchow mit solchen Einwänden und Rügen, empfindsame Gemüter abschreckte, ist richtig und ihm vielfach verdacht worden. Es war doch aber nicht Freude am Mäkeln und an kleinlichen Dingen, die ihn dazu veranlaßte. Wir sollten uns früh gewöhnen, scharf zu beobachten, klar und bestimmt zu sprechen, Messer und Instrumente zweckmäßig zu handhaben. Wer die kleinen Nadelstiche ruhig hinnahm, das Stahlbad virchow'scher Urteilschärfe geduldig aushielt, seiner sachlichen Anleitung gemäß verfuhr, der brauchte die schwierigen Lehrstunden am Leichentische nicht bereuen, sie trugen gute Früchte.

Mit dieser Tätigkeit in seinem besonderen Fache war aber Virchow's Arbeitskraft nicht erschöpft. In der Anthropologie und Völkerkunde, der freiwilligen Krankenpflege, dem Hospitalwesen, der öffentlichen Medizin, sahen wir ihn schaffend und fördernd eingreifen.

Und nicht nur Forscher und Gelehrter wollte Virchow sein, auch ein Statsbürger im vollsten Sinne des Wortes. Daher gehörte er, trotz seiner vielseitigen wissenschaftlichen Tätigkeit, der Stadtverordnetenversammlung und dem Abgeordnetenhause an. Viele haben ihn deßhalb getadelt, in der Meinung, es wäre für ihn und für die Wissenschaft besser gewesen, wenn er sich vom öffentlichen politischen Leben fern gehalten hätte. Was die Wissenschaft betrifft, so ist sie auch so nicht zu kurz gekommen, und ich wünschte nur wir hätten viele Seinesgleichen aufzuweisen. Was aber die andere Seite angeht, so ist es nur dankenswert, wenn in unserm jungen, parlamentarischen Statsleben, die tüchtigsten und begabtesten Männer aller Berufsarten, sich der schwierigen und nicht sehr dankbaren Aufgabe unterziehen, im Gemeindewesen und im Parlamente, tätig zu sein. Grade Männer, die in ihrem Berufe hervorragendes leisten, die mitten im praktischen Leben stehen, sind am Geeignetsten an der Gesetzgebung des Landes mitzuwirken. Der Himmel bewahre unser Vaterland vor den sogenannten Berufsparlamentariern. Es wäre ein Unglück, wenn sie jemals maßgebenden Einfluß gewännen.

Aus dem Kämpfen und Ringen seiner besten Geister, ist Preußen nicht geschädigt, sondern gestählt, hervorgegangen. Freilich war es ein Glück, daß das Statsruder zur Zeit, da die Wogen der allgemeinen Erregung hochgingen, von so be-

fähigten und berufenen Händen, wie denen Bismarcks geleitet wurde, denn sonst hätten der Hang der Deutschen zu unfruchtbarem Doktrinarismus, die Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, die blinde Parteiwut, schlimme Folgen herbeiführen können.

Wir Studenten der Medizin neigten im Anfange der Konfliktzeit, alle mehr oder weniger zum Radikalismus, und freuten uns nicht wenig, wenn unser Virchow eine seiner packenden Angriffreden gegen den Junker, der die Verfassung umstürzen wollte, im Abgeordnetenhause gehalten hatte.

Merkwürdig, daß des Oheimes Urteil über Bismarck schon damals gänzlich anders lautete, trotzdem er sonst durchaus auf fortschrittlichem Boden stand. Der König meinte er, könnte sich Glück wünschen, einen so tüchtigen Leiter der Politik gefunden zu haben. Der werde noch große Dinge verrichten und die Welt staunen machen. Der Oheim hatte einige gute Freunde im auswärtigen Amte und mochte mehr wissen, als wir. Auch über den König, der damals in weiten Volkkreisen nicht nur nicht beliebt, sondern gradezu verhaßt war, äußerte er sich der allgemeinen Stimme entgegen, sehr günstig, rühmte sein Gerechtigkeitsgefühl und seinen Fleiß. Er studire jedes Aktenstück, das ihm vorgelegt werde, mit Gewissenhaftigkeit durch und mache am Rande treffende Bemerkungen. Ich war so daran gewöhnt, daß des Oheimes An-

sichten mit den meinigen nicht übereinstimmten, daß ich mich über solche Äußerungen nicht wunderte.

Als aber Düppel und Alsen geschlagen waren, und der prager Friede Schleswig-Holstein für Deutschland gewonnen hatte, da kehrte auch ich, meinen radikalen Genossen gründlich den Rücken, und wurde Anhänger Bismarcks. Daß er ein ungewöhnlicher Statsmann sei, nationale Politik auch weiterhin treiben werde, stand bei mir fest. Was nützte uns alle innere Freiheit, so lange wir im Elende der Kleinstaterei schmachteten und Deutschland in politischer Ohnmacht, dem Gelüste der mächtigen Nachbarn Preis gegeben war. Daß Schützen- und Turnerfeste, und die sogenannten moralischen Eroberungen unser Vaterland nicht einigen würden, begriff ich vollkommen, und als der Krieg mit Österreich in Sicht kam, jubelte ich auf, zum größten Verdrusse der Meisten meiner Genossen, die mich für leidlich närrisch hielten. Manches harte Wort für und gegen Bismarck wurde damals ausgefochten, und auch manche Mensur.

Die letzte Tagung des Abgeordnetenhauses vor dem Kriege gegen Österreich, konnte als der Höhepunkt des Konfliktes betrachtet werden. Donnernde Reden ertönten, und Virchow griff Bismarck so heftig an, daß dieser ihn fordern ließ. Ich war Virchow's politischer Gegner geworden und doch staunte ich seine Ruhe, seine Tatkraft, seine Kühnheit an und begriff nicht woher er die

Zeit nehme, allen seinen Pflichten zu genügen. Von 1—2 Uhr sollte er seine Vorlesung im Hörsale des pathologischen Institutes halten, aber erschien er schon sonst nicht übermäßig pünktlich, in diesen bewegten Winter-Tagen, warteten wir oft sehr lange auf ihn. Man wußte ja, daß er sich im Abgeordnetenhause befand und vielleicht wieder eine seiner heftigen Angriffreden hielt. Der Hörsal war immer dicht gefüllt. Auf den vordersten Bänken saßen die älteren Herren, Ärzte, Stabsärzte der Pepiniere, dahinter viele Fremde, besonders Russen; alle im eifrigen Wortgefechte, meist gegen Bismarck Partei ergreifend. Der Meinungsaustausch ließ die Zeit des Wartens schneller vergehen. Endlich kam Virchow an. Ohne die leiseste Erregung zu verraten, bestieg er den Lehrstuhl und begann seinen Vortrag über fettige Veränderung, mit einer Sicherheit und Selenruhe, als habe er soeben behaglich gefrühstückt. Und doch waren kurz zuvor von denselben Lippen, die schlimmsten Anklagen gegen den Lenker der preußischen Politik geschleudert worden.

Das ging so fast Tag für Tag, und einstmals, es war im Februar 1866, kurz vor dem Schlusse des Landtages, da hatten wir glücklich bis nach 2 Uhr gewartet. Nein jetzt kommt er nicht mehr hieß es, und allgemeiner Aufbruch begann. Aber auf dem ersten Hofe der Charité angelangt, sahen wir Virchow plötzlich angestürmt kommen. Diesmal

war er doch etwas außer Atem und sagte: entschuldigen Sie meine Herren, es ist heute etwas spät geworden. Die Meisten von uns machten ruhig wieder Kehrt und folgten ihm. Ich glaube kaum, daß irgend einer der anderen Professoren sich den Studenten gegenüber derartige Freiheiten hätte herausnehmen dürfen. Dem großen Gelehrten und Parlamentarier sah man es nach. Erfreulich war es, daß niemals von Seiten der Studenten, trotz der regsten Anteilnahme an den Tagesereignissen, Äußerungen des Beifalles oder Mißfallens erfolgten, wenn Virchow erschien. Ein erfreulicher Gegensatz gegen die Vorkommnisse in anderen Ländern. Möchte es doch bei uns immer so bleiben.

Das Kriegsjahr 1866.

Wer in den 70er und 80er Jahren Mittags gegen 1 Uhr, am Denkmale Friedrichs des Großen vorbei kam, dem bot sich ein überraschendes Bild. Der große Platz vor dem Kaiserschlosse war von Menschen jedes Alters und Standes dicht besetzt, die erwartungsvoll nach dem Eckfenster des Erdgeschosses hinblickten. Wenn dann die Klänge der Militärmusik das Herannahen der Wachtparade verkündeten, dann wurde das ehrwürdige Haupt Kaiser Wilhelms sichtbar, manchmal

erschienen auch neben ihm drei liebliche Kinder, seine Urenkel. Dann ging's wie ein Sturm durch die Menge, Mützen und Hüte wurden geschwenkt, Tücher wehten, und brausender Jubel durchtoste die Luft. Mancher Vater aber, hob seinen Sprößling auf die Schulter und sagte: siehst Du, das ist unser guter alter Kaiser Wilhelm, unter dem ich den Krieg gegen Frankreich mitgemacht habe.

Oftmals habe ich dieser Szene beigewohnt, mitgejubelt und mich gefreut, daß alles einen so guten Ausgang genommen hatte. Denn ach, traurig und ernst waren die Zeiten vor dem österreichischen Kriege für jeden patriotischen Deutschen. Derselbe König Wilhelm, dem jetzt das Volk zujauchzte, wie wurde er damals verkannt. Schweigsam und grollend verhielten sich die Bewohner der Hauptstadt, wenn er öffentlich erschien. Noch schlimmer erging es seinem Minister, sah man doch in ihm, den eigentlichen Vertreter und Leiter der verhaßten Politik, der Politik des Bruderkrieges und des inneren Haders, wie man meinte. Auf der Straße wich man ihm aus. Finstere Blicke begegneten ihm. Manche Faust ballte sich, und drohende Worte wurden laut, während er furchtlos und ruhig dahinschritt.

In alle bürgerlichen Kreise warf der Zwist seine Schatten und auch bei uns Studenten hieß es: Hie Bismarck, hie Virchow. Wobei die Partei Bismarck's sehr klein war. Wir sahen ihn oft

am Eckfenster des Schlosses dem Könige Vortrag halten wenn wir, Freund S. und ich, um 5 Uhr die Hochschule verließen; manchmal auch ihn vor uns, im Mittelwege der Linden, wenn er nach beendeter Audienz das Schloß verlassen hatte. So auch am 8. Mai. Wir befanden uns wie gewöhnlich in hitziger Erörterung, denn so sehr wir auch sonst in allen Dingen eines Sinnes waren, über Bismarck und seine Ziele, lauteten die Ansichten gradezu entgegengesetzt. Dieser Krieg gegen Österreich, in den er uns hineintreibt, ist ein Wahnsinn rief S. leidenschaftlich, es geschieht nur, um die Aufmerksamkeit von den inneren Verhältnissen abzulenken und seine fortschrittfeindlichen Pläne desto sicherer durchführen zu können.

Schon die Art wie er die verwickelte schleswig-holsteinische Frage gegen den Willen aller Großmächte erledigt hat, sollte Dir als Beweis dienen, antwortete ich, daß Bismarck ein Statsmann von ungewöhnlicher Befähigung ist und große Ziele verfolgt. Warum erkennt er nicht den Augustenburger an, dessen Recht auch Schleswig-Holstein sonnenklar ist, warum setzt er sich in Widerspruch mit ganz Deutschland? rief S.

So soll also, erwiderte ich, Preußen deßhalb das Blut seiner Söhne geopfert haben, um sich einen neuen Kleinstat auf die Nase zu setzen. Jetzt oder nie ist die Möglichkeit gegeben, an der Nordsee festen Fuß zu fassen, indem wir Schleswig-

Holstein erwerben und die hinterlistige Politik Hannovers zu Schanden machen, das uns zur See lahm legen möchte.

Da krachten plötzlich nicht weit vor uns zwei Schüsse und wie aus einem Munde riefen wir: Das galt Bismarck. In der Hitze unserer Rede hatten wir ihn aus den Augen verloren. Jetzt sahen wir, wie er einen Menschen mit beiden Händen packte, aber in demselben Augenblicke gingen noch zwei Schüsse los und Bismarck schien schwer getroffen, denn der stattliche Mann schwankte sichtlich, ließ aber den Verbrecher doch nicht los. Wir standen einen Augenblick wie vom Donner gerührt, dann stürzten wir vorwärts auf Bismarck zu, um den sich sofort eine Menge von Menschen sammelte, bestürzt und neugierig zugleich, forschend, ob er verletzt sei. Er ist schwer verwundet, riefen die Einen, nein, nur gestreift, die Andern. Da aber Bismarck den Verbrecher kräftig festhielt, schlossen wir, daß ihm nichts Ernstliches geschehen sei. Umsomehr als er nach Übergabe des Verbrechers an Mannschaften eines Gardebataillons, die gerade vorbeikamen, ruhig seinen Weg nach der Wilhelmstraße fortsetzte.

Die Linden mit ihren Menschenmassen glichen gleich darauf einem Ameisenhaufen, in den irgend ein Feind eingebrochen ist. Es stießen mehrere Studiengenossen zu uns. Wir mußten ihnen genau erzählen, was wir vom Hergange gesehen. Alle,

ohne Ausnahme, drückten ihre Entrüstung aus. Nein, rief ein sonst erbitterter Gegner Bismarcks, wie die Sachen nun einmal liegen, ist er der einzige Mann, um die Suppe, die er uns eingebrockt hat, auch auszulöffeln. Wer sollte seine Erbschaft übernehmen? So dachten selbst viele seiner heftigen Gegner. Seine Freunde aber triumfirten, und nicht selten konnte man die Äußerung hören: Es ist Gottes Hand, die ihn geschützt und zu großen Dingen bestimmt hat; besonders als bekannt wurde, daß eine Kugel an der Rippe abgeglitten sei. Man weiß, daß er ein Panzerhemd trägt, hieß es bei den Gegnern. Lächerlich, erwiderten die Anderen, ein Mann wie Bismarck, wird ein Panzerhemd tragen.

Dann kam der Krieg. Die Siegesnachrichten überstürzten sich förmlich. Ganz Berlin geriet in freudige Erregung. Am 29. Juni wurde es vor dem auswärtigen Amte nicht ler von Menschenmassen, die in Jubel ausbrachen, so wie Bismarck sich zeigte. Erst als der König mit Bismarck Roon und Moltke nach dem Kriegschauplatze abgereist war, trat wieder größere Stille ein. Bald aber folgten noch stärkere Ausbrüche der Begeisterung, bei der Siegesnachricht von Königgrätz, der Einstellung der Feindseligkeiten, dem Abschlusse der Friedensgrundlagen. Berlin schien plötzlich eine einzige große Gemeinde von Bismarckverehrern geworden zu sein. Wo waren denn die erbitterten

Gegner geblieben? Grollend und finster hatten sie sich zurückgezogen, bildeten ein kleines Häuflein und wagten kaum die Stimme zu erheben, denn sie fühlten, daß das Volk nicht mehr hinter ihnen stehe.

Aber selbst Bismarcks Freunde hatten eine so schnelle Beendigung des Feldzuges, so gewaltige diplomatische Erfolge nicht erhofft, am Wenigsten unser gutes Papchen, wie wir uns bald überzeugen sollten.

Als ich nämlich am 4. Juli gegen Mittag in der Pepiniere vorsprach, fand ich meine Studiengenossen eifrig mit Packen beschäftigt. Eine Vormittags eingelaufene Depesche berief einige 20 Zöglinge des 6. Semesters sofort nach dem Kriegschauplatze. Da höchste Eile Not tat, denn schon am Abende mußten die Berufenen abgehen, so wurden natürlich außer den neun Pepins, diejenigen Akademiker herangeholt, welche am Nächsten wohnten. Zu diesen gehörte ich allerdings nicht, denn des Oheimes Wohnung lag im damaligen äußersten Westen, in der Genthinerstraße.

Der Stolz der Berufenen war nicht gering. Als Feldunterärzte bezeichnet, glaubten sie wunder welche Würde erreicht zu haben und blickten auf uns zurückbleibende „Studirende" mitleidig herab. Wir empfanden denn auch unser Mißgeschick als eine bittere Kränkung, ließen uns bei Papchen melden und beschwerten uns über vermeintliche Zurücksetzung.

Meine guten Herren, von Zurücksetzung kann gar keine Rede sein, sagte er gutmütig. Die Zeit drängte, und so wurden die von Ihnen genommen, welche am Leichtesten zu erreichen waren. Im Übrigen seien Sie unbesorgt, Sie kommen Alle noch ins Feld und werden Gelegenheit genug haben, ihren Eifer zu betätigen, der Krieg fängt ja erst an. So dachte Papchen und so dachten die Meisten, während bald darauf die Friedensunterhandlungen im besten Gange waren. Aus unserer Tätigkeit im Felde wurde nichts.

Erst nach mehrmonatlicher Abwesenheit kehrten die Genossen zurück und berichteten Wunderdinge von den Strapazen und Abenteuern, die sie erlebt hatten. Die Meisten waren als Unterärzte in die Choleralazarethe Mährens eingestellt morden, ein in der Tat sehr anstrengender und auch sehr einförmiger Dienst. Dennoch hatten sie viele Dinge gesehen und gelernt, die natürlich im Hörsale nicht geboten werden konnten und traten uns gegenüber wie Veteranen gegen Rekruten auf.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung seit der Beendigung des Krieges, grenzte an das Wunderbare. Selbst die Gleichgültigsten fühlten das Wehen einer neuen, großen Zeit.

Mißtrauen, Groll und Haß gegen die leitenden Männer, hatten sich bei allen wahrhaft national empfindenden Gemütern in Vertrauen, Verehrung, Dankbarkeit umgewandelt, am Allermeisten bei der

studirenden Jugend, die in einem gesunden Statsleben für wahrhaft große, bahnbrechende Taten immer Empfänglichkeit und Verständniß zeigen wird.

Am Abend, als der König mit seinen Paladinen aus Böhmen zurückkehrte, da standen wir Musensöhne in Masse unter dem Denkmale Friedrichs des Großen und jubelten aus voller Brust mit den Andern. Politische Gegner, die sich noch vor wenigen Wochen auf das Grimmigste befehdet hatten, reichten sich die Hände, geeint durch die Freude am neuerstandenen, mächtigen Vaterlande. Neben mir stand Freund S., der den Bruderkrieg so sehr verdammt hatte, schwenkte seinen Hut und rief unaufhörlich: Hoch Bismarck, hoch Bismarck.

Es war eine Lust in dieser Zeit zu leben. Jeder Tag brachte neue Errungenschaften. Der innere Friede war hergestellt, schon längst ehe das Abgeordnetenhaus die Indemnitätsvorlage annahm. Deutschland war mit einem Schlage einer der mächtigsten Staten geworden, es hatte aufgehört ein geografischer Begriff zu sein. Nichts bewies das besser, als das gehässige Geschrei nnserer westlichen Nachbarn: revanche pour Sadowa.

Der Eintritt in die Krankensäle.

Innere Abteilung.

Die Sieger von Königgrätz hatten uns ein schlimmes Geschenk aus Böhmen mitgebracht, die Cholera, welche in einzelnen Stadtteilen Berlins viele Opfer forderte. In der genthiner Straße, wo der Oheim wohnte, blieben die, auf echtem märkischen Sande erbauten Häuser der einen Straßenseite, gänzlich verschont. Dagegen starben in denen der anderen Seite, die auf Wiesengrund standen, der uns in früheren Jahren im Winter, oftmals zum Schlittschuhlaufen gedient hatte, ganze Familien aus. Die Leichenwagen hielten an manchen Tagen fast ununterbrochen vor den Türen.

Der angehende Arzt, der jetzt schon die Krankenhäuser besuchte und Gelegenheit hatte auf der Abteilung Traube's die Seuche kennen zu lernen, hielt natürlich mit seinem frisch eingeheimsten Wissen nicht zurück und gab daheim gute Ratschläge zum Besten: Der Leib müsse geschützt werden durch eine wollene Leibbinde, das Essen junger Kartoffeln, Gurkensalates, rohes Obstes, das Wassertrinken nach den ebengenannten Dingen müsse man meiden, den geringsten Durchfall ernst nehmen und immer Choleratropfen zur Hand haben. Das waren die hauptsächlichsten Schutzvorschriften, die mit wichtiger Miene verkündet wurden.

Der Oheim lachte und kehrte sich nicht daran, aber unser Hausarzt G. bestätigte sie und erhöhte dadurch nicht wenig meinen medizinischen Stolz. Denn seit dem Besuche der Krankensäle betrachtete ich mich schon als halben Arzt.

Vater Hirsch, der Ewigjunge, dünn und schmächtig, mit schneeweißem Barte und Hauptshare, hatte uns durch seine Vorträge über allgemeine Krankheits- und Heilungslehre vortrefflich für die praktische Tätigkeit am Krankenbette vorbereitet. Seine Krankheitbilder waren kleine Meisterstücke nach Form und Inhalt. Es ist wahr, man fand das, was er vortrug in jedem guten Handbuche. Aber sein Vortrag war so fließend, leicht verständlich und lehrreich, daß man gar keine angenehmere Stunde zubringen konnte und spielend in sich aufnahm, was man sonst daheim mühsam aus dickleibigen Büchern hätte ausziehen müssen.

Mit einem gewissen feierlichen Ernste betrat ich zum ersten Male die Krankensäle der Charite. Sollten wir doch hier die Weihe erhalten, eingeführt werden in die tiefsten Geheimnisse der ärztlichen Kunst. Die massigen Gebäude mit ihren Höfen und Gärten bildeten eine kleine Stadt für sich, eine Stadt der Kranken und Leidenden, die gründlich kennen zu lernen, jetzt meine Aufgabe sein sollte.

Aber auch hier kostete der erste Anblick der reihenweise, zu 20—30 in einem Sale daliegenden

Kranken, Überwindung. Es war ja nicht der grauenvolle Eindruck des Sezirsales, die kalte, starre, stumme Sprache des Todes: Sie lebten ja noch, die bleich und elend auf den Bettgestellen hingestreckt lagen, ihnen konnte vielleicht noch Hülfe werden; aber die Sprache des Leidens, der Not, der Angst, die auf ihren Gesichtern geschrieben stand, war doch für den Neuling erschütternd und ergreifend. Auch hier schuf die tägliche Wiederholung des Anblickes die beste Schutzwehr gegen die anfangs sich zu mächtig geltend machenden Gefühle des Mitleides, des Bedauerns, der Teilnahme. Abhärten muß der angehende Arzt sein Herz gegen zu große Weichheit. Kaltblütigkeit braucht er innerlich und äußerlich, wenn er unbeeinflußt durch die Klagen und Angaben der Kranken, seine Untersuchung gewissenhaft durchführen, und ein richtiges Urteil erwerben will.

Traube, unser Lehrer, war ganz der Mann dazu, um uns dabei als Vorbild zu dienen. Seine Ruhe und Besonnenheit beim Ausfragen des Kranken, beim Untersuchen und Forschen, konnten durch nichts erschüttert werden. Der erste persönliche Eindruck Traube's war durchaus nicht bestechend. Ich glaube seine Gesundheit hatte damals schon gelitten. Er sah manchmal bleich und leidend aus, das Sprechen und Lehren, das Klopfen und Horchen bei Brustkranken, schien ihm oft recht schwer zu fallen. Eine gewisse Herbigkeit und

Verdrießlichkeit in seinem Wesen waren unverkennbar.

Aber die sorgfältige Untersuchung am Krankenbette, die meisterlichen Vorträge und Belehrungen über Herz- und Lungenleiden im einzelnen Falle, seine Forschungen über die Wirkung der Digitalis auf die Herzbewewegung, erfüllten uns mit hoher Achtung. Dann mußte man ihn das Hörrohr und den Hammer gebrauchen sehen, und verfolgen mit welcher Genauigkeit er die feinsten Unterschiede des Schalles, die geringsten Veränderungen der Atemgeräusche feststellte. Ihm verdankte man die Einführung und Ausbildung dieser physikalischen Untersuchungsarten an der berliner Hochschule. Aber auch die Tierversuche, das Mikroskop, der Wärmemesser waren seine unentbehrlichen Hülfsmittel bei den klinischen Forschungen. Somit stand er mit Du Bois und Virchow auf demselben Boden der naturwissenschaftlichen neuen Richtung. Sein ganzes Streben ging dahin, uns eine möglichst genaue Diagnose*) zu lehren. Nicht das kleinste Hülfsmittel wurde außer Acht gelassen, um zum Ziele zu gelangen. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß mit der Erreichung dieses Zieles seine Anteilnahme am Kranken erschöpft zu sein schien. Das aber brachte leicht den Eindruck hervor, als sei der Kranke nur Mittel zur Erreichung eines bestimmten ärztlichen Zweckes. Von der Haupt-

*) Feststellung der Krankheit.

aufgabe des Arztes, dem eigentlichen Heilen und Helfen, war auffallend wenig die Rede. Die Folgen davon habe ich erst beim Antritte meiner späteren ärztlichen Tätigkeit recht unangenehm empfunden. Unser alter G., der unter Schönlein gebildet war, tadelte mich deßhalb weidlich. Zum Kuckuck, rief er einst ärgerlich, mit Eurer feinen Diagnose. Da wird geklopft, gehorcht, immer darauf los, daß sich Gott erbarme, nur um festzustellen, ob die Lungenentzündung ein Par Centimeter oberhalb oder unterhalb dieser oder jener Rippe ende, wo doch oft allein der Anblick des Auswurfes die Diagnose unwiderruflich sichert. Ob der Kranke im Schweiße liegt, jammert und ächzt über die lange Untersuchung, darauf kommt es nicht an. Ihm Schmerzen zu ersparen, oder sie zu lindern, daran denkt Ihr kaum, das ist Nebensache.

Diese Vorwürfe schossen entschieden über das Ziel hinaus, aber ganz unberechtigt waren sie nicht. Im Übrigen ward es mir nicht schwer, der Mängel Herr zu werden grade durch G.'s Anleitung; aber das sorgfältige Benutzen aller Hülfsmittel zur Erkenntniß der Krankheit, wie es uns durch Traube eingeimpft war, blieb doch eine Errungenschaft, eine Vorbedingung jeder vernünftigen Behandlung.

Die so gewonnene gute Grundlage klinischer Untersuchung und Beobachtung erhielt ihren Ab-

schluß durch Frerichs. Bei ihm ging alles mit einer gewissen vornehmen Ruhe und Behaglichkeit zu. Im Vorraume des Hörsales war ein Kreis von Stühlen für praktische Ärzte zurückgehalten, und manches ergraute Haupt sah man hier den Worten des bewährten Meisters lauschen. Der Kranke wurde im Bette vorgestellt, einer von uns herangerufen. Da hieß es denn Rede und Antwort stehen coram publico medico, und das war für den Neuling nicht immer leicht. Frerichs stellte durchaus keine übermäßigen Anforderungen, und seine ruhige, wohlwollende Art erleichterte die Antworten. Doch liebte er es bisweilen, den Kandidaten auf das Glatteis zu führen; im eigenen Interesse desselben. Sollte er doch lernen selbstständig zu sein. So setzte er wohl sein schönes elfenbeinernes Hörrohr an, forschte sorgfältig und fragte mit sehr wichtiger Miene. Was hören Sie da? Nun zerbrach sich der Betreffende den Kopf wenn er nichts Abnormes hörte, was er antworten sollte, denn irgend eine Besonderheit mußte doch da sein? Gewöhnlich kam dann eine Dummheit heraus. Schon gut sagte Frerichs lächelnd: ich höre nichts.

Was ist das für ein Exanthem*) fragte er ein andermal, welches Sie da auf dem Leibe sehen. Gewöhnlich gab der Neuling eine verkehrte Antwort, denn keines seiner aus Büchern angelernten

*) Ausschlag.

Krankheitbilder paßte ganz und antworten wollte er doch.

Schon gut, hieß es, Sie werden es noch oft hier beobachten können, es sind Flohstiche. Ganz besonders lehrreich gestalteten sich die Epikrisen, wenn einer der vorgestellten Kranken gestorben war. Da gab Frerichs in nuce ein Bild des ganzen Krankheitsverlaufes, der Untersuchung, der Behandlung und stellte die Probe auf das Exempel, ob nämlich der Befund der durch Virchow angestellten Sektion, die im Leben gestellte Diagnose bestätigte. Die von der Krankheit befallenen inneren Gebilde waren zur Stelle, und so konnte sich jeder mit eigenen Augen überzeugen. Wie beim Mathematiker nach vollbrachtem Beweise eines Lehrsatzes die Formel lautet: quod erat demonstrandum*) so lautete der Schluß bei Frerichs: Und so ergab die Obduktion was wir erwartet hatten. Frerichs wünschte, daß der junge Praktikant den Zustand seines Kranken genau verfolge und überwache, aber die Menge der Hörer und die eigenartigen Verhältnisse der Charite erschwerten dies sehr, so daß in dieser Beziehung viel zu wünschen blieb.

---

*) Was zu beweisen war.

Die äußere Abteilung.

Für den angehenden Militärarzt hatte natürlich die Abteilung für chirurgische Krankheiten ganz besondere Anziehungskraft. Die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit waren recht dazu angetan gewesen, uns die hohe Bedeutung dieses Zweiges der medizinischen Wissenschaften vor Augen zu führen. Wie bald konnten wir in die Lage kommen, auf den Schlachtfeldern unsere Kenntnisse verwerten zu müssen. Die einführenden Vorträge von J. waren aber keineswegs geeignet, in ähnlicher Weise uns zu fesseln, wie es Hirsch für die innere Medizin verstanden hatte. Reichlichen Ersatz bot dafür Billrots ausgezeichnetes Buch über allgemeine Pathologie und Therapie. Billrot, ganz auf dem Boden der neuen naturwissenschaftlichen Richtung stehend, gleich hervorragend als pathologischer Anatom, Mikroskopiker und Operateur, hatte mit diesem Buche dem Studirenden ein wahrhaft klassisches Werk in die Hand gegeben.

In Form von Vorträgen wurden hier die einzelnen Kapitel der Chirurgie von den Wunden bis zu den Geschwülsten, in erschöpfender Weise abgehandelt, in so anziehender, fesselnder Weise, daß man einen Roman, nicht ein wissenschaftliches Lehrbuch vor sich zu haben meinte und dem Gedächtnisse mit Leichtigkeit die schwierigsten Vorgänge einprägte.

Nur ein Buch kenne ich, das eine ähnliche Wirkung auf uns Studirende hervorbrachte: Virchow's Cellularpathologie.

Ein gutes Buch ruft unwillkürlich den Wunsch wach, den Verfasser kennen zu lernen. Was hätte ich darum gegeben, den gottbegnadeten Billrot lehren zu hören und operiren zu sehen. Sein Buch kannte ich in und auswendig.

In die chirurgische Praxis führte uns der greise Jüngken ein. So große Verdienste dieser Mann sich, besonders in der Augenheilkunde, in früheren Jahren erworben hatte, jetzt glich er einer schönen Ruine und ragte in die neue, gewaltig vorschreitende Wissenschaft hinein, wie ein Wahrzeichen alter, längst vergangener Tage. Es war die letzte Zeit seiner Tätigkeit, er schied bald darauf aus dem Lehrkörper der Charite aus. Ein hoher Siebziger, erfreute er sich gleichwohl großer körperlicher und geistiger Frische und mochte deshalb der ihm lieb gewordenen Tätigkeit nicht entsagen. Sein Zuhörerkreis in der Charite war unendlich gering. J. wurde beinahe mehr der Kuriosität halber, als des Lernens wegen aufgesucht.

Auf Äußerlichkeiten hielt der alte Herr ganz besonders. Wie er selbst vom Scheitel bis zur Sohle tadellos, stets im Fracke, ernst und feierlich, ein Bild äußerer Würdigkeit, Genauigkeit und Sauberkeit darstellte, so war es auch in seinen Krankensälen, und das verdiente Anerkennung.

Kein Stäubchen in den Zimmern, die Wäsche schneeweiß, die Geschirre und Instrumente blitzblank, die Wärter und besonders sein Allesmacher, der dicke Kummer, wie aus dem Ei gepellt, vorzüglich eingedrillt, jedes Winkes gewärtig. Aber dies Paradiren, dies Hervorkehren der Äußerlichkeiten, machte sich in der unbedeutendsten Operation eben so sehr geltend, wie bei der schwierigsten. Uns war immer zu Mute, als kämen wir aus einer Haupt- und Statshandlung in die andere, auch wenn die unerheblichsten Dinge vorlagen.

Jüngken behandelte alles mit derselben hochernsten, feierlichen Miene, sprach alles mit derselben stark erhobenen, jede Silbe betonenden Stimme. Dieser Gegensatz zwischen der Kleinheit des Gegenstandes und der Größe der angewendeten Mittel, verfehlte denn selten seine durchaus unbeabsichtigte Wirkung auf die Hörer. Gewisse Redensarten, die an und für sich wahrlich nichts Lächerliches hatten, wurden durch die regelmäßige Wiederkehr, die Art der Anwendung, die merkwürdige Aussprache, das Zeichen zur allgemeinen Heiterkeit.

Ei herrlich, prächtig, rief er beim Verbandwechsel, da haben wir Pus bonum et laudabile.*) Kummer sind die Glüheisen fertig? ertönte es feierlich, wenn diese Behandlungsweise, die er sehr häufig und ausgiebig anwendete, in Frage kam.

Jeder ist Herr seines Leibes, hieß es, wenn

*) Guten und wünschenswerten Eiter.

jemand die Operation verweigerte, aber bedenken Sie wohl, es ist der Krebs, und schon morgen kann jeder Eingriff zu spät kommen.

Den Kranken gegenüber legte er einen unerschütterlichen Optimismus an den Tag, man blieb oft zweifelhaft, ob aus Gutmütigkeit, um den Armen den bevorstehenden übeln Ausgang zu verbergen, oder aus Verkennung der Sachlage.

Einst war bei einer sehr schwächlichen Kranken das Glüheisen in sehr ausgedehnter Weise angewandt worden, um die Augenhöhle auszubrennen. Die Kranke erwachte aus der Betäubung und sagte mit matter Stimme: Ach Herr Geheimer Rat, ich fühle, es geht zu Ende.

Ei meine gute, liebe Frau, es geht vortrefflich, erwiderte J. eifrig, morgen setzen wir die Operation fort und in kurzer Zeit sind Sie gesund. Morgen ist Sie hinüber, flüsterte Kummer uns zu, und er irrte sich selten. Auch dies Mal hatte er Recht. Jüngken aber tat am nächsten Tage sehr verwundert, als er das Abscheiden der Kranken erfuhr.

Da war es denn ein Glück, daß wir zur weiteren Ausbildung und zur Einführung in die selbstständige chirurgische Tätigkeit, einen Mann wie Langenbeck erhielten. Er war ein geborener klinischer Lehrer, unbestritten damals der Erste in seinem Fache, ein eifriger Anhänger der neuen Richtung. Das ging schon daraus hervor, daß er

früher Physiologie und pathologische Anatomie gelehrt hatte.

Die Klinik in der Ziegelstraße war stets überfüllt, trotz ihrer keineswegs günstigen Beschaffenheit. Der Operationsraum, klein und eng, mit sehr steil aufsteigenden Zuhörerbänken, gestattete den Entfernteren sehr wenig Einblick in die unten stattfindenden Operationen. Vor Assistenten, Praktikanten und Schwämmen konnte man selten viel sehen. Aber die Erörterung des Falles, die Stellung der Diagnose, die Operation selbst, gaben Langenbeck zu so vortrefflichen Bemerkungen und Vorträgen Anlaß, daß man die unvermeidlichen Uebelstände ruhig ertrug. Es war eine Freude ihn operiren zu sehen, leicht und gewandt führte er das Messer, kein Zwischenfall konnte seine Ruhe erschüttern.

Als Lehrer vortrefflich, zeigte er sich auch als Mensch von seltener Güte und Liebenswürdigkeit. Nie habe ich gesehen, daß er heftig oder hart gegen Kranke geworden sei, mochten sie oft noch so sehr seine Langmut auf die Probe stellen. Uns Studenten, die wir als Praktikanten vorgerufen wurden, behandelte er fast schon wie Kollegen. Selbst den Unwissenden stellte er nicht gern bloß, sondern begnügte sich mit einer feinen Andeutung, wobei sein geistvolles Gesicht nur ein kaum merkliches Lächeln sehen ließ. Er war vornehm in seinen Manieren, aber auch vornehm in seinen Gesinnungen, und

ich kenne keinen von allen unseren Hochschullehrern, der sich gleicher Verehrung bei Studenten, Kollegen und in den weitesten öffentlichen Kreisen erfreut hätte. Seine Assistenten eifertem ihm nach. Besonderes Vertrauen genoß Hüter, der ein Hüne von Gesundheit und Kraft zu sein schien und doch so früh einer glänzenden Laufbahn entrissen werden sollte. Mit Vorliebe besuchten wir die Poliklinik, welche er leitete, und er nahm sich unserer eifrig an.

Mit dem Besuche der Abteilungen für äußere und innere Kranke, war natürlich unsere klinische Tätigkeit bei weitem nicht erschöpft, sie erstreckte sich noch auf verschiedene andere, wichtige Zweige, welche ich kurz andeuten will. Da muß ich vor allem A. v. Gräfe's gedenken, des unvergeßlichen, großen Augenarztes. In seiner Klinik an der Karl- und Charitestraßen-Ecke, lehrte und operirte er in seiner ruhigen, schlichten und doch so hervorragenden Weise. Er trug damals schon den Keim des Leidens in sich, dem er einige Jahre später erliegen sollte. Die edlen, feinen Züge mit den langen, über einen Teil der Stirn fallenden Hauptharen, sahen blaß und elend aus. Es wird wohl kaum einen bedeutenden Augenarzt geben, welcher nicht Gräfe's Schüler gewesen ist, und so war denn seine Klinik das Stelldichein für Studenten aus aller Herren Länder. Aber auch Kranke kamen aus allen Teilen der gebildeten Welt, um sich Gräfe's Behandlung anzuvertrauen. Denn in seinem Fache

herrschte er als König und an unserer Hochschule glänzte er als Stern ersten Ranges.

In die Geburtshülfe führten uns Schöler und Martin ein. Jener, ein gemächlicher Herr, der seinen Vortrag gern durch trockene Witze belebte und die Übungen am Fantome mit unermüdlicher Ausdauer leitete, dieser besonders geschätzt als geschickter Operateur, was seine mächtigen Hände und seine riesige Gestalt nicht ahnen ließen.

Die Klinik für venerische und Hautkrankheiten leitete Professor X. Sie war der Zahl der Betten nach die umfangreichste der ganzen Charite, und zählte wohl nie unter 300 Kranke. Über die eigenartigen Verhältnisse, welche auf dieser Abteilung herrschten, ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Sie waren einesteils in den unzulänglichen Raumverhältnissen und Einrichtungen, teilweise in der Art der Kranken zu suchen. X. war entschieden ein Mann von hervorragendem Wissen und Können in seinem Fache. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die allgemeine Einführung der Quecksilbereinspritzungen unter die Haut. Er lieferte den Nachweis, daß diese Kur bei richtiger Handhabung, schneller und sicher wirke, als jede andere.

Der Studenten nahm sich X. in anerkennenswerter Weise an und gab ihnen bei seinen Rundgängen in den ausgedehnten Krankensälen, viel Gelegenheit zu kleinen operativen Eingriffen. Leider wußte er seine Würde nicht immer genügend zu

wahren. Eine gewisse persönliche Eitelkeit, daneben unbegrenzte Gutmütigkeit, die nicht verstand, Spöttereien und Ungehörigkeiten in die gebührenden Schranken zurückzuweisen, waren Schuld daran. So kam es denn bisweilen zu Szenen, wie der folgenden: J., ein Assistent von Virchow, machte die Obduktion eines Mannes, welcher auf der Abteilung von X verstorben war. Während derselben trat X. mit seinem Assistenten ein. J., ein besonderer Freund von X, behandelte ihn wenig rücksichtsvoll, beantwortete seine Fragen spöttisch oder gar nicht und pfiff sich schließlich ein Lied. X. geriet darüber außer sich. Aber unschlüssig, was solcher Nichtachtung gegenüber zu tun sei, zieht er seinen Assistenten in eine Ecke und sagt: Das ist doch unerhört. Was soll man da tun. Auch pfeifen, antwortet ruhig der Assistent. Und richtig, X. pfeift auch. Aber da es im Ärger und in der Aufregung schlecht gelingt, so zieht er den Kürzeren und verläßt schließlich erbittert das Zimmer. Na das wollte ich ja nur, sagte J. lachend.

Doctor der Medizin.

Das letzte Halbjahr der Studienzeit war herangekommen. Ich hatte auf meinen Antrag Wohnung in der Pepiniere erhalten, um den Kliniken näher zu sein, deren ausgiebiger Besuch den ganzen Tag in Anspruch nahm. Das Zimmer lag im zweiten Stocke des linken Flügels nach hinten hinaus, war frei vom Lärme der Friedrichstraße und daher zum Studiren wie geschaffen. Sehr geräumig und eigentlich für vier Insassen bestimmt, beherbergte es außer mir nur noch einen Akademiker, und da wir sehr gut mit einander auskamen, so konnte ich mit meinem Umzuge zufrieden sein. Die weite Reise nach der Genthinerstraße hatte mir doch immer viel Zeit und im Sommer auch viel Schweiß gekostet. Daß das Zimmer außerdem ein berühmtes war, entdeckte ich beim Öffnen des grünen Kleiderspindes. Denn oben in der inneren Türecke standen mehrere Namen eingeschrieben und unter ihnen die von Virchow und Helmholtz. Natürlich stieg dadurch der grüne Schrank, der sonst keineswegs auf Schönheit Anspruch machen durfte, ganz wesentlich in unserer Achtung.

Der Besuch der Kliniken beschränkte sich keineswegs auf die oben genannten. Es kam noch manche andere dazu. So fesselte mich besonders die Abteilung für Geisteskranke. Eine neue unbekannte Welt des Schreckens und des Elendes

öffnete sich da wieder meinen Blicken. Vom Schwermütigen, der traurig und still vor sich hinstarrte, bis zum Tobsüchtigen, der brüllend gleich einem wilden Tiere in seiner Zelle auf und ab stampfte, welche Stufenleiter entsetzlicher Zustände. Von allen Krankheiten erschienen mir diese die fürchterlichsten. Denn während die anderen nur die Maschine des Menschen betrafen, waren hier die Sele und der Verstand ergriffen. Eine unbedeutende, kaum wahrnehmbare Veränderung im Gehirne, und der stolze Denker verwandelte sich in ein stumpfes, elendes, gebrechliches Gefäß, das sich und anderen zur Last ward.

Aber Empfindungen ähnlich denen, welche mir beim ersten Betreten des Sezirsales, später beim Besuche der Krankensäle der Charite gekommen waren, hatten allgemach ihre Schrecken für mich verloren. Die Freude, unaufhaltsam fortzuschreiten auf der Bahn der Erkenntniß menschlicher Dinge, erstickte jede Anwandlung empfindsamer Schwäche im Keime. Der ärztliche Beruf ward mir täglich lieber und meinem gleichgestimmten Freunde S. ging es nicht anders. Manchen Lobgesang stimmten wir auf unsern Spaziergängen an.

Welches Studium, rief S. eifrig, führt so in alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens und des ganzen irdischen Daseines ein, als das ärztliche. Der Arzt duldet keine Täuschung, keine Verschleierung oder Bemäntelung, er liebt es, der Wahrheit ins

Antlitz zu schauen, auch wenn der Anblick furchtbar ist. Jawohl, erwiderte ich. Und wird auch anfangs mancher schöne Wahn, manche liebgewordene Gewohnheit zerstört, die Sonne der Erkenntniß macht den angerichteten Schaden wieder gut, indem sie durch die Macht ihrer belebenden Strahlen aus den Trümmern dahingesunkener Anschauungen, neue Kräfte hervorzaubert.

Etwas Wasser goß in den brausenden Most unser Hausarzt G., als ich ihm einst von der Erhabenheit des ärztlichen Berufes vorschwärmte.

Du kannst höchstens von den Studien, nicht vom Berufe reden, sagte er. Du wirst bittere Erfahrungen genug machen und Dein Urteil vielleicht ändern.

Mögen die Erfahrungen noch so bitter sein, rief ich, niemals werden sie mir die Freude am Heilen und Helfen verderben.

Heilen und Helfen sind freilich schöne Dinge, sagte G. ernst, aber sie gelingen nicht immer, und Du wirst oft Undank und Übelwollen ernten, wo Du dein Bestes eingesetzt zu haben glaubst. Irgend ein Charlatan wird Dir vielleicht vorgezogen, weil er die Schwächen der Mitmenschen auszunützen sich nicht scheut; wozu Du als ehrlicher Mann nicht geschaffen bist.

Einzelne unangenehme Vorkommnisse werden nie meinen Idealismus erschüttern können, der ruht auf sicherer Grundlage, rief ich.

Wollen uns nach zehn Jahren wieder sprechen, erwiderte G., dann wird sich's zeigen, ob Du noch eben so denkst. Ist es der Fall, dann will ich zugeben, daß Du die Probe bestanden hast.

G. wird alt, und das Alter macht ungerecht und verdrießlich, dachte ich im Stillen. Wurde er doch in unserm Hause allseitig hoch geschätzt. Daß es anderswo auch anders sein könne, kam mir nicht in den Sinn.

Indeß rückte die Zeit der Doktorprüfungen heran. Jeder spottete über diesen langen Zopf aus alter Zeit, der unmenschlich viel Geld koste und weiter keinen Zweck habe. Denn viel richtiger sei es, den Doktortitel am Schlusse der Statsprüfungen zugleich mit dem Rechte des Praktizirens zu verleihen. Man munkelte auch schon seit längerer Zeit davon, daß die Doktorprüfung abgeschafft oder sehr verändert werden sollte. Einige kleine Änderungen erlebten wir tatsächlich, aber die Hauptsache blieb bestehen. Zuerst kam als Vorspiel das colloqium*) mit dem Dekane. Lange dauerte es nicht, aber da Du Bois Dekan war und es vorzüglich verstand, auch in kurzer Zeit jemandem auf den Zahn zu fühlen, so wurde diese halbe Stunde beim Dekan manchem zu einer Ewigkeit.

Der erste Aufzug des Stückes spielte im Hause des Dekanes. In lateinischer Sprache mußte eine medizinische Aufgabe in Aufsatzform ab-

*) Die Unterredung.

gehandelt werden. Ein Gabelfrühstück und die nötigen lateinischen Lexika standen zur Verfügung.

Der zweite Aufzug spielte einige Zeit später, wieder im Hause des Dekans und brachte die eigentliche Prüfung, das Examen rigorosum.*) Doch war der Name das Schlimmste an ihr, denn im Übrigen ging es ganz gemütlich her. Wozu nicht wenig die große Festtorte beitrug, welche auf dem Tische prangte und die mit edlem Mosel gefüllten Römer. Von den Prüfern rührte aber keiner diese Genüsse an, nur der dicke Martin ließ sich's gut schmecken.

Der dritte Aufzug spielte sich teils in einsamer Zelle bei unzähligen, geliehenen Büchern ab, die sorgsam durchstudirt und geplündert wurden zur Fertigstellung der Erstlingsarbeit des angehenden Gelehrten, der Dissertation, teils in der Übersetzungswerkstätte, welche gute Freunde und Philologen errichtet hatten, um die Übertragung des Werkes in klassisches Latein vorzunehmen. So war auch meine Dissertation schon zur Übersetzung gegeben. Vier Freunde hatten sie gevierteilt und arbeiteten mit Eifer, jeder an seinem Stücke. Da kam die Nachricht, die Dissertation könne von jetzt ab auch deutsch eingereicht werden. Schleunigst wurde die Übersetzung eingestellt.

War das Imprimatur**) eines Professors ein-

*) Die schreckliche Prüfung.

**) Kann gedruckt werden.

geholt, dann konnte der Druck beginnen, und mit Ungeduld wurde schließlich der Buchbinder zur Eile gemahnt.

Endlich lagen sie da: Ein Dutzend schön in rot gebunden für Papchen und die Respektspersonen, die Anderen einfach mit einem grünen Streifen am Rücken. Mit zärtlichen Blicken betrachtete der glückliche Autor dies sein erstes, in Druckerschwärze umgesetztes Geisteswerk. Kein Vater kann seinen ersten Sprößling liebevoller ansehen.

Was aber wohl Papchen mit den zahllosen Dissertationen in Rot anfing? Wahrscheinlich ordnete der Hausstabsarzt in aller Stille von Zeit zu Zeit eine Masseneinstampfung an.

Mit der Dissertation in der Hand ging es nun zum vierten, wichtigsten und letzten Aufzuge, der Promotion, welche der Bedeutung der Handlung gemäß, im großen Festsale der Hochschule statt fand. Die Verhandlungssprache war teils deutsch, teils Latein, um anzudeuten, daß man mit dem einen Beine wirklich schon in der neuen Zeit, mit dem anderen noch im Mittelalter stehe.

Du Bois angetan mit dem Dekanatsmantel von braunem Sammet, dem Kleide einer längst vergangenen Zeit, Du Bois dieser Vertreter der strengen, jeder Romantik abholden Naturwissenschaften, das mußte man sehen, um es zu glauben. Dann trat würdevoll der junge Doktorandus an das Pult, um vorschriftsmäßig seine drei wissenschaft-

lichen Thesen aufzustellen und öffentlich zu verteidigen. Der Wortlaut dieser Thesen durfte deutsch sein, die Erörterung mußte dagegen lateinisch geführt werden, wahrscheinlich um zu verhindern, daß sie zu lang ausfalle. Denn die lateinische Sprache setzte Schranken und nur unter der Bedingung erhielt der Doktorandus überhaupt Gegner, daß er sich verpflichtete, die Entgegnungen selbst zu verfassen.

Der Gegner las wortgetreu vor. Aber o Schrecken non legas*) sagte Du Bois nach den ersten Worten feierlich. Da wäre der Leser mit seinem Latein zu Ende gewesen. Daher dachte er, laß dich nicht verblüffen und las ruhig weiter. Unter mehrmaligen Wiederholungen von „non legas" brachte der gequälte erste Gegner seine Lesung zu Ende. Beim Zweiten und Dritten ging es ebenso.

Außer den angestellten Gegnern konnten aber auch wirkliche sich melden, denn die Verteidigung der Thesen geschah öffentlich. Das war seit Menschengedenken nicht vorgekommen und niemand rechnete mit der Möglichkeit.

Nach der Verteidigung der Thesen erfolgte dann endlich die Üebertragung der Doktorwürde und die Überreichung des Diplomes in schöner roter Umhüllung.

So ausgestattet, verließ der glückliche Doctor

*) Nicht ablesen.

medicinae stolzen Hauptes die Halle, unter den Glückwünschen seiner Freunde, die ihrerseits sehr beifällig die Einladung zur Feier des großen Ereignisses entgegennahmen.

Der königlich preußische Unterarzt.

Mit dem Ablaufe des 8. Halbjahres hörten wir auf Zöglinge der militärärztlichen Anstalten zu sein und traten als Unterärzte in das Heer. Die neun Pepins kamen zur Charite, um dort auf den einzelnen Abteilungen beschäftigt zu werden, wir Akademiker zu den Truppenteilen.

Es ging da eine eigenartige Wandlung plötzlich von statten. Gestern noch Student, ohne eine Ahnung von militärischen Dingen, war man heute Soldat und zwar nicht gemeiner Soldat, wie jeder Andere, der zum ersten Male des Königs Rock anzieht, sondern sogleich Unterarzt, d. h. man hatte den Rang eines Feldwebels. Ein Vorgang ohne Gleichen im preußischen Heere.

Heute muß jeder Zögling des Friedrich Wilhelm-Institutes, das erste Halbjahr mit der Waffe bei einem der hiesigen Regimenter von der Pike auf durchmachen. Wenn er später nach vollendeter Studienzeit zum Regimente als Unterarzt kommt, ist er vertraut mit allen Anforderungen des militärischen Dienstes.

Ganz anders damals. Die schon längst im Schranke bereit gehaltene, sehnsüchtig betrachtete Uniform wurde angezogen, und der Soldat war fertig. Man kann sich denken, welche sonderbaren Gestalten da zum Teile herauskamen. Es gab doch einzelne unter uns, die keine Spur von militärischer Haltung besaßen. Aber die ganze Schwierigkeit der Lage zeigte sich erst, als wir zum ersten Male im Kriegskleide auf die Straße traten, allen Blicken ausgesetzt, fortwährend in Besorgniß, gegen eine Grundregel des militärischen Anstandes zu verstoßen. Ernstlich mußte man sich an die neue Art des Grüßens gewöhnen. Zuerst bestand immer die Neigung die Kopfbedeckung abzunehmen. Die Form des Grußes war auch nicht klar. Sollten drei oder vier Finger oder gar die ganze Hand an den Helm gelegt werden. Mit dem umgehangenen Mantel wußte man nicht recht umzugehen. Sollte man ihn flattern lassen oder fest zusammenhalten. Kam ein Vorgesetzter in Sicht, dann ging das Elend los. Im Kampfe mit dem Degen, der hartnäckig die Neigung verfolgte, zwischen die Beine zu geraten, von dem Wunsche beselt, möglichst stramm vorbeizukommen, geriet ich mehrmals in Gefahr lang hinzuschlagen. Die merkwürdigste Leistung aber lieferte Kollege L. Er hatte sich in eine Droschke geschwungen um nach der Kaserne zu fahren und sich zu melden, als plötzlich Unter den Linden der König angefahren

kommt. L. sinnt vergebens darüber nach, welche Ehrenbezeigung ein Unterarzt im Wagen, vor Sr. Majestät zu machen habe. Etwas Besonderes muß doch geschehen. Da ihm nichts einfällt, so beschließt er auszusteigen und auf der Straße Front zu machen. Aber schon saust das königliche Zweigespann heran und so erhebt sich dann L. kerzengrade im Wagen, die Hand an den Helm gedrückt. Se. Majestät soll über diese sonderbare Begrüßung seines jüngsten Unterarztes herzlich gelacht haben. Folgen hatte die Sache weiter nicht.

Ich mußte mich mit dem Kollegen S. bei dem Obersten v. Werder vom Garde-Füsilier-Regimente melden. Der Oberst erwies sich uns Ärzten stets besonders gewogen, und das war ein Glück für die spätere Laufbahn. Denn da wir keine Ahnung von militärischen Dingen hatten, so kamen, besonders anfänglich, genug kleine Verstöße vor. Die Herren Hauptleute wetterten über die Loddereien der Ärzte, wünschten sie zu allen Teufeln und schlossen den betreffenden Anhaucher gewöhnlich mit folgenden Worten: Wenn es nach mir ginge, würden Sie streng bestraft, doch hat sich der Herr Oberst das Weitere vorbehalten und Sie zum großen Befehlsempfange befohlen. Wahrhaft edel und menschlich dachte unser Oberst. Er wußte wohl, daß die Schuld an den mannigfaltigen kleinen Verstößen weniger uns, als dem Prinzipe der Ausbildung zuzuschreiben sei und war nicht gesonnen,

um kleiner Ungeschicklichkeiten willen, unsere Zukunft in Frage zu stellen. Im Übrigen hatte das Antreten zur Befehlausgabe im Kastanienwäldchen, für den Neuling an und für sich schon manche Unbehaglichkeit. Unter den zahlreichen, glänzenden Uniformen der Offiziere aller Grade und Waffengattungen, kam sich der junge Unterarzt wie Peter in der Fremde vor, zumal wenn musternde Blicke ihn trafen; dazu das schlechte Gewissen, die Unsicherheit über den Ausgang des bösen Handels. In Hangen und Bangen mußte er warten, bis alle übrigen Angelegenheiten erledigt waren, endlich hieß es: vortreten. Der Oberst erwähnte den Tatbestand, tadelte, mahnte oder erteilte in schlimmeren Fällen auch wohl einen Verweis, immer in ruhiger, milder, aber doch fester, militärischer Weise. Er war eine von den Naturen, die zum Militär, wie zum Diplomaten gleich gut geeignet sind. Stolz und stattlich in der Erscheinung, vornehm in der Gesinnung, von einer Verbindlichkeit und Feinheit in seinem Wesen, die den gebornen Kavalier verrieten.

Unsere militärischen Dienstleistungen nahmen nicht viel Zeit fort. Der sogenannte Revierdienst d. h. die ärztliche Versorgung der Leichtkranken, die Verweisung der schwereren in das Lazareth, des Morgens früh in der Kaserne, verlangte in erster Linie, daß man es verstand sich den Mannschaften gegenüber den nötigen Respeckt zu ver-

schaffen. Zwischen Strenge und Milde mußte man die richtige Mitte halten. Denn war man zu milde, so mehrte sich die Zahl der antretenden Kranken bald auffallend, und die Hauptleute schimpften über den Unterarzt der die Drückeberger begünstige. War man zu hart, so verkannte man seinen ärztlichen Beruf, dem kranken Soldaten gegenüber und beging einen unverantwortlichen Fehler. Dazu kam, daß damals noch jeglicher ärztliche Dienst in der Kaserne wie im Lazarethe, im bürgerlichen Rocke ausgeübt wurde, die, der Uniform des Vorgesetzten unwillkürlich gezollte Ehrfurcht also wegfiel. Umsomehr galt es, sich persönlich die richtige Stellung zu verschaffen. Es war das bei einigem Gerechtigkeitgefühle und sachlichem Verfahren nicht so schwer wie es anfangs schien, und die Füsiliere wußten bald sehr genau, wer mit Drückebergern kurzen Prozeß machte, dagegen wirkliche Kranke in Schutz nahm, wenn etwa der gestrenge Herr Feldwebel die ärztlichen Anordnungen glaubte abschwächen oder gar aufheben zu müssen.

Alle 3—4 Wochen gab es einmal Dienst in der Badeanstalt am Plötzensee. Das war für mich mehr Erholung als Dienst. Ärztliche Hülfe sollte zur Stelle sein, falls ein Unglück vorkäme. Man badete, unterhielt sich mit dem wachhabenden Offiziere und sah dem fröhlichen Treiben der Leute zu. Zeitweilig mußte ich auch das Regiment bei Felddienstübungen begleiten. Gleich beim ersten Ausmarsche

hatte ich eine kleine Probe meiner Geistesgegenwart zu bestehen. Es war ein sehr heißer Tag, und nach einem Laufe über Sturzacker fielen die Leute, als plötzlich: Still gestanden kommandirt wurde, in Masse um. Ich bekam keinen kleinen Schreck und war im ersten Augenblicke ratlos. Denn ich wußte wohl, wie man einen Typhus- oder einen Wechselfieberkranken behadeln müsse, aber über das massenhafte Umfallen von Soldaten hatte ich weder in meinen Lehrbüchern gelesen, noch in den Kliniken gehört. Glücklicherweise wurde gleich darauf große Rast gemacht, und die Umgefallenen kamen meist sehr schnell, auch ohne meine Hülfe wieder zu sich. Einige Hoffmannstropfen oder ein Schluck aus der Feldflasche taten das Übrige.

Das war so ziemlich alles, was das Regiment von uns Unterärzten verlangte. Etwas mehr gab es im großen Garnisonlazarethe zu tun, wohin ich auf 1 Monat als wachhabender Arzt kommandirt wurde, und ich freute mich dessen. Bei der Ausdehnung des Lazarethes und der großen Krankenzahl waren wir unserer zwei; mir fiel die äußere Abteilung, dem Kollegen F. die innere zu. Von selbstständiger ärztlicher Tätigkeit war freilich nicht viel die Rede, ich hatte auszuführen, was der Vorgesetzte, Oberstabsarzt K., anordnete. Aber es gereichte mir doch zur Genugtuung, endlich zum ersten Male als wirklicher Arzt gelten zu können. Hatte ich nicht eine große Zahl von Kranken unter

mir, deren Wohl und Wehe mir anvertraut war. Denn K. machte seinen Vormittagsbesuch und verließ das Lazareth. Wurde dann ärztliche Hülfe nötig, so durfte ich und mußte ich sogar nach bestem Ermessen, eingreifen. Ich sehnte mich förmlich danach, daß etwas vorfallen möchte, und als es mir an einem der ersten Tage gelang, eine frische Verrenkung wieder einzurichten, da ging ich so frohgemutet einher, als sei mir das schönste Geschenk zu Teil geworden. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. An demselben Tage kam Kollege F. und sagte: Wissen Sie es noch nicht, daß L., unser Semesterkollege, auf meiner Abteilung hoffnungslos am Typhus darniederliegt? Was, rief ich, L., der Lausitzer, dieser blühende prächtige Mensch? Ja, erwiderte F., er hat sich in der Charite angesteckt.

L. war mir sehr befreundet und früher hatten wir uns fast täglich gesehen. In letzter Zeit ging das nicht gut an, da wir gar zu weit von einander wohnten und den Unterärzten der Charite wenig freie Zeit blieb. Aber frisch und gesund hatten wir uns noch vor kurzem die Hand gedrückt und gelobt, auch fernerhin in guten wie in bösen Tagen zusammenzuhalten.

So eilte ich denn nach dem mir bezeichneten Zimmer. Da lag bewußtlos, abgemagert und todesbleich der gute L. und kämpfte den letzten Kampf, bei dem keine menschliche Kunst mehr

helfen kann. Und neben dem Bette saß sein altes Mütterchen, auf dem Stuhle hin und her schwankend wie ein Rohr, tränenler, die Hände wie im Krampfe gefaltet, betend und flehend zu Gott um das Leben ihres einzigen Kindes.

Tief erschüttert stand ich da. Ach, wo blieb das glänzende Bild vom Heilen und Helfen, das ich mir so schön ausgemalt hatte? Wie gern hätte ich alles daran gesetzt, der Mutter das höchste Gut, mir den Freund zu erhalten.

Es dauerte lange, bis ich dieses schmerzliche Ereigniß überwand. Meine Arbeitfreudigkeit war gelähmt und fast wurde ich irre am ärztlichen Berufe. Wie beschränkt, wie klein erschien mir plötzlich das Feld unserer Tätigkeit, wie abhängig von tausend Zufällen.

Erst allmälig, mit ernstem Nachdenken und fleißigem Arbeiten, kehrten Mut und Vertrauen zurück. Nicht der Erfolg so sagte ich mir, darf den Maßstab für unsern Beruf geben, sondern das Streben nach dem Erfolge. Haben wir unser bestes Wissen und Können eingesetzt, um den Erkrankten zu heilen, um seine Leiden zu lindern, und bleibt uns der Erfolg versagt, so ist damit dem Berufe nichts von seiner Hoheit und Herrlichkeit genommen. Nicht der äußere Erfolg ist der höchste Lohn des Arztes, sondern die innerliche Stimme, welche ihm zuruft: Du hast Deine ärztliche und menschliche Pflicht bis zum letzten

Atemzuge des Kranken getan. Diese Stimme muß ihn auch erheben und trösten, wenn er Verkennung und Undank findet, wo er glaubt seine ganze Kraft eingesetzt zu haben.

Und der verstorbene Freund, war er wirklich so sehr zu beklagen? Freilich, er stand am Anfange einer glänzenden Laufbahn. Begabt, gesund, liebenswürdig, schien ihm die Zukunft ihre schönsten Blüten zu verheißen. Aber war er nicht geblieben auf dem Felde der Ehre, in Ausübung seiner Pflicht, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde? Wer in Ausübung seines Berufes fällt, stirbt den schönsten Tod.

Approbirt in den preußischen Landen.

Ehe aus dem Doctor medicinae, der außer dem Titel, nichts besaß und weder ein Recept verschreiben noch Kranke behandeln durfte, ein wohlbestallter Arzt werden, ehe sich der unscheinbare Unterarzt in den stolzen Assistenzarzt mit goldenem Kragen und blinkenden Epauletten verwandeln konnte, galt es die schwierigen Statsprüfungen zu bestehen. Das war nicht eine einzelne große Prüfung, sondern eine ganze Reihe, nicht ein einzelner Berg, sondern eine ganze Gebirgskette,

welche genommen werden mußte, wie mein Freund und Kollege der dicke M. seufzend sagte. M. stammte nämlich aus dem Harze und liebte es, seinem Berglande Bilder und Vergleiche zu entnehmen. Glücklich, so fuhr er fort, wer auf dem schmalen, beschwerlichen Prüfungspfade, an Schlünden und Gründen vorbei, ohne Absturz hinüberkommt in das gesegnete Land der Praxis aurea*) oder in die auch nicht zu verachtenden Gebiete der Praxis argentea.**)

Schon mancher ist auf dieser Reise, die er, Gott sei's geklagt, nicht zum Vergnügen, sondern zwangweise unternehmen mußte, verunglückt und gänzlich verschollen; mancher auf halbem Wege umgekehrt; mancher am Fuße eines der unübersteiglichen Berge liegen geblieben, und fristet als „perennirender Unterarzt" ein klägliches Dasein. Hin und wieder macht er einen Versuch, das Hinderniß zu überwinden und weiterzukommen. Selten gelingt es, die Kräfte versagen mehr und mehr, er bleibt ein Lahmer sein Leben lang. So sprach der Dicke und schimpfte weidlich auf die Prüfungswut in Preußen, welche es einem ehrlichen Menschen fast unmöglich mache im Vaterlande zu bleiben und sich redlich zu nähren.

Die Geschichte von den perennirenden Unterärzten war aber kein scherzhaftes Märchen, sondern

*) Eine Praxis, die Gold abwirft.

**) Eine Praxis, die Silber abwirft.

bittere Wahrheit. Ich lernte auf meiner Prüfungsreise mehrerer solcher Verunglückten kennen z. B. den Dr. S., einen würdigen Herrn mit prächtiger kahler Glatze, dickem Bäuchlein und kleinen, unter einer goldenen Brille schwermütig hervorblinzelnden Augen. Ich machte seine Bekanntschaft, als ich mich zur geburtshülflichen Prüfung am Fantome eifrig übte, um die nötige handliche Geschicklichkeit zu erlangen. Er war mein Partner und anfangs mit Leib und Seele dabei. Aber schnell erlahmte er, wischte sich die Stirne und klagte über unbesieglichen Durst, wenn das Anlegen der Zange und die Wendungen etwas lange dauerten. Durch die gemeinsamen Übungen wurden wir vertrauter, und so erfuhr ich einst beim Glase Bier seine Leidensgeschichte. Ich ging, so erzählte Dr. S., in die erste Prüfungsstation, welche entschieden die ungemütlichste von allen ist, nicht besser und nicht schlechter vorbereitet hinein, als die Mehrzahl der Kollegen. Aber ein Pechvogel bin ich immer gewesen. Bei Reichert machte sichs leidlich. Aber der Du Bois war fürchterlich. Schon das Thema, welches ich aus der Unglücksurne zog, verkündete nichts Gutes, lautete es doch „Muskelphysiologie" Du Bois eigenstes Gebiet. Er zwiebelte mich denn auch gehörig, ich verlor den Kopf und wußte zuletzt kaum noch was ich redete. Ich wurde auf ein Jahr zurückgestellt.

Beim zweiten Versuche ging es mir noch

schlechter. Du Bois war augenscheinlich auf mich geladen und hatte außerdem wie mir schien, seine Migräne, denn er faßte sich öfters nach dem Kopfe. Kurz und gut, er wütete förmlich und erklärte rundweg: So lange ich Examinator bin, haben Sie keine Aussicht durchzukommen, Sie dürfen niemals Arzt werden.

Sie kennen ihn ja, fügte er grimmig hinzu, er hätte Wort gehalten. Aber im nächsten Jahre mußte er eine Reise nach England machen, Reichert vertrat ihn. Diese Gelegenheit benutzte ich, auf einen Wink von Reichert und kam durch.

Nun hätte es eigentlich flott weiter gehen müssen, denn in den praktischen Fächern, besonders in der Chirurgie, hatte ich seiner Zeit ganz Tüchtiges geleistet. Aber in den drei verflossenen Jahren war viel vergessen, und die unerledigte erste Station ließ mich fast nichts Anderes treiben, als Anatomie und Physiologie.

Das Schlimmste aber, lieber Kollege, ist, er hielt inne, seufzte, blies schwere Tabackwolken in die Luft und tat einen mächtigen Schluck, um sich zu dem schweren Geständnisse zu stärken: Hat man ein oder zwei Male Pech gehabt, so verliert man leicht den Mut und verbummelt. Es ward mir erschrecklich schwer, andauernd zu arbeiten. Dennoch ging anfänglich die Sache besser, als ich gedacht hatte. Die schriftlichen Arbeiten fielen nicht übel aus und meine Aussichten stiegen. Aber da muß

den Rawoth der Teufel reiten, daß er auf sein Lieblingsthema, die Unterleibsbrüche, kommt, und mich dabei vornimmt. Ich glaube, der Beste wäre da zu Falle gekommen. Wenigstens fürchteten sich alle vor Rawoth. So brauchte ich denn auch zur Überwindung der äußeren Station mehrere Jahre. In der inneren bin ich nur ein Mal gefallen; aber wie mir's jetzt in der geburtshülflichen gehen wird, mag Gott wissen.

Um ihm Mut zu machen, sagte ich: Sie werden ja nicht immer Unglück haben, zumal wenn wir fleißig weiter üben, wie bisher.

Ja, erwiderte S., und hat man diese Station glücklich hinter sich, dann bleibt immer noch der verdammte Schluß.*) Vor dem habe ich am Meisten Bange. Da wird aus allen Gebieten durcheinander gefragt, sogar die längst abgetanen Naturwissenschaften können vorkommen, und ist das Glück günstig, so erscheint gar Du Bois noch einmal als Examinator auf der Bildfläche und legt sein Veto ein.

Wer die schwierigen, einzelnen Stationen hinter sich hat, rief ich lachend, der wird in der Schlußprüfung sicherlich nicht fallen. Es wäre das fast ein Widerspruch in sich selbst. Denn die Prüfenden würden damit gewissermaßen aussprechen, daß der Prüfling mit Unrecht die vorangehenden Stationen bestanden habe. Das ist doch ausgeschlossen. Die ganze Geschichte ist mehr

*) Ist jetzt abgeschafft.

eine Formensache. Man versammelt sich feierlich im Kultus-Ministerium, unterhält sich noch ein Stündchen mit den Herren Professoren, und dann ist's gut. Nach den langen, Monate dauernden großen Prüfungen, ist eine Art feierlichen Abschlusses fast unumgänglich nötig.

Na, sagte S., ein Pechvogel wie ich, muß sich auf alles gefaßt machen, auch darauf, daß er noch im Schlusse durchfällt. „Sein Pech" war ihm schon zur fixen Idee geworden. Darauf schob er, was doch nur Mangel an Willenskraft war. Denn ich glaube kaum, daß die nötige Fähigkeit mangelte. Zur Approbation brachte er es, soviel ich erfahren habe, tatsächlich nicht mehr.

Vor solchem Geschicke blieb ich glücklicher Weise bewahrt, aber sorgenvolle Stunden gab es genug, ehe das Ziel erreicht war. Doch fand ich das ganz in der Ordnung, denn ohne Kampf kein Sieg.

Mit dienstlichen Obliegenheiten wurden wir während der Zeit der Statsprüfungen so gut wie gar nicht behelligt, und man hatte zur gründlichen Vorbereitung genügende Zeit. So wurden die Kliniken eifrig besucht, einzelne Kurse zur praktischen Ausbildung angenommen, und nichts versäumt, um etwaige Lücken auszufüllen.

Ich hatte mit dem dicken M. eine gemeinsame Wohnung bezogen. Wir wollten zusammen „pauken". Das Band, das unsere Freundschaft ge-

knüpft, lag freilich in der Liebe zur Musik. M. besaß eine herrliche Tenorstimme und sang bezaubernd. Auch sein Äußeres glich mehr dem eines Künstlers, als dem eines angehenden Arztes. Ich glaube, wenn er sich der Kunst gewidmet hätte, er wäre in seinem richtigen Fahrwasser gewesen.

Kamen wir aus den Kliniken, oder Kursen nach Hause, dann sollte die eigentliche Gedächtnißarbeit beginnen, und die Folianten wurden hervorgeholt. Ich setzte mich an den Schreibtisch. M. legte sich auf das Sofa, um einen Augenblick zu ruhen, denn furchtbar müde war er immer, wenn wir in der Charite einige Stunden zugebracht hatten. Bald verkündeten regelmäßige, tiefe Atemzüge, daß er sanft schlafe. Das Buch lag ruhig auf der Brust oder fiel an die Erde. Er gab indeß nie zu, daß er geschlummert habe. Im Gegenteile. Verschiedene schwierige Kapitel wären dem Gedächtnisse einverleibt worden. Dann sprang er plötzlich auf, setzte sich an's Klavier und schmetterte ein schubert'sches Lied, oder eine Arie aus dem Lohengrin, daß mir das Herz im Leibe lachte.

Stellten wir gegenseitige Prüfungen über unser Wissen an, so zeigte er sich besser beschlagen, als ich gedacht hätte, und meinte ich lachend: Den Seinen giebt's der Herr im Schlafe, so erklärte er den Neid für ein häßliches Laster.

Er war immer heiter und guter Dinge. Manchmal sagte er mit komischem Ernste, wenn ich be-

dauerte, daß er nicht Künstler geworden sei: was nicht ist, kann noch werden. Falle ich im Stats-examen durch, dann danke ich dafür, vier Jahre als Unterarzt herum zu laufen; dann werde ich Musikmeister oder Tambourmajor.

Hatten wir den Tag über tüchtig gepaukt, so wurde der Abend der Erholung gewidmet, galt es doch die Genüsse der Hauptstadt noch einmal wahrzunehmen, ehe wir von ihr schieden. Denn das wußten wir, waren die Statsprüfungen überstanden, dann ging es in irgend ein kleines Nest der Provinz.

Eine unserer liebsten Abendunterhaltungen war der Besuch der liebig'schen Symfonie-Konzerte, oder der einer wagner'schen Oper. In Sommer's Salons in der potsdamer Straße versammelte sich allwöchentlich eine andächtige Gemeinde, um den Meisterwerken Beethoven's, Mozart's, Heydn's und anderer deutscher Tonkünstler für 5 Silbergroschen Eintrittsgeld, zu lauschen.

Um 7 Uhr begann das Konzert; aber schon um 4 Uhr fing das Belegen der Plätze durch gute alte Tanten, Schwestern, oder sonstige liebenswürdige Selen an, welche die Wartezeit mit Stricken, Sticken, Häkeln ausfüllten. Um 7 Uhr war der Sal so gefüllt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte und, wer da später kam, ohne von befreundeter Hand ein, unter stetem Kampfe behauptetes Plätzchen offen zu finden, der konnte nur ruhig wieder Kehrt

machen. In dem weiten Raume herrschte ein Schwirren, Summen und Brausen, wie in einem Bienengarten. Dazwischen klapperten die Kaffetassen und die Stricknadeln der Alten. Zwischen den jungen Schönen aber und den zahlreich erschienenen Jüngern des Mars flogen feurige Blicke hin und her. Hob Vater Liebig den Taktstock, dann trat heilige Stille ein. Man wähnte in der Kirche zu sein, und in keiner Kirche gab es eine andächtiger lauschende Gemeinde. Die Auswahl der Musikstücke und die Ausführung waren aber auch vorzüglich, und niemals soll dem alten Liebig vergessen werden, daß er in Berlin die klassische Musik volkstümlich gemacht hat.

Der Besuch des Opernhauses war, wenn Niemann und die Lucca sangen, für den Studenten nicht ungefährlich. Denn für ihn kam nur der Olymph, d. h. das Amphitheater, der oberste Raum, dicht unter der Saldecke, in Frage, zu dem der Eintritt 10 Silbergroschen betrug. Aber das Wesentliche war, die besten Plätze in der ersten Reihe zu erlangen, und zu diesem Zwecke mußte früh aufgebrochen werden. Schon lange vor 6 Uhr sammelte sich eine unendliche Reihe junger Musikfreunde und Freundinnen vor den Seitentüren des Opernhauses, gegenüber dem Blücherdenkmale. Wurden um 6 Uhr endlich die Türflügel geöffnet, dann begann eine wilde Jagd die Treppen hinauf. Wer die längsten Beine, die kräftigsten Lungen und

die gediegensten Ellenbogen hatte, triumfirte. Bei diesem Wettrennen kamen Unglücksfälle nicht gar selten vor. M. fuhr einst mit dem linken Arme beim Öffnen der inneren Türflügel durch das Glas, daß es in tausend Stücke splitterte; er wurde mit der Tür von der nachdrängenden Masse gegen die Wand gedrückt, daß er sich nicht rühren konnte und vermeinte, der Arm sei zerquetscht. Wohl war der Arm einige Tage wie gelähmt, aber weiterer Nachteil entstand nicht. Trotz dieser Fährlichkeiten galt der Besuch des Olymp als ein Götter-vergnügen, und die Schwärmerei für die Lucca und Niemann hatte keine Grenzen unter uns musikliebenden Musensöhnen. Die tollen Streiche, die man von Niemann erzählte, stellten ihn in unseren Augen nur noch höher, galten sie doch als Ausgeburten genialer Laune, z. B. der folgende: Nach einem großen Triumfe erschien N. in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegner und bestellte eine Flasche Rheinwein, aber in Eis. Bedaure, antwortete der Kellner, Eis wird nur zu Champagner gegeben. Na, denn bringen Sie auch eine Flasche Sekt, befahl N.. Das geschah. Da nimmt N. die Sektflasche aus dem Kühler, stellt den Rheinwein hinein und wirft die erstere zum Entsetzen der Anwesenden gegen die Wand, daß es kracht und der Inhalt natürlich auf die Diele fließt.

Aber damals war's doch schon anders, wie zur

Zeit des ästhetischen Thee's, als Theater und Literatur die Alleinherrscherinnen im öffentlichen Leben und in der Gesellschaft spielten. Die Politik redete jetzt auch ein kräftiges Wörtchen mit darein. Niemann und die Lucca mußten ihre Volkstümlichkeit mit Bismarck teilen.

Auch die besonderen studentischen Vergnügungen wurden noch einmal vor dem Eintritte in das Philisterium durchgekostet. Die alten, prächtigen Lieder stiegen beim Kommers so feurig, wie nie zuvor, der Salamander klappte vortrefflich, und der Landesvater stimmte zur Andacht.

Der Studentenball durfte nicht versäumt werden, damals wohl die beliebteste Festlichkeit des akademischen Lebens. Da sah man noch einmal die verehrten Häupter der Wissenschaft, denen man so oft im Hörsale, in den Krankensälen begegnet, mit Frau und Töchtern erscheinen um Teil zu nehmen am Frohsinne der Jugend: Langenbeck mit seiner schönen Tochter, der Königin des Abends, wie wir sie nannten, Reichert mit seiner Familie, Martin, Du Bois, Virchow und viele Andere. Da sah man auch manchen lieben Freund und Studiengenossen sich drehen im Reigen mit der Erkornen, und die Augen redeten eine stumme, aber beredte Sprache: Warte nur noch ein kleines Weilchen, Inniggeliebte, bald ist die Prüfungsnot überstanden, dann gründe ich mein eigenes Heim

und Du sollst der Engel sein, der es verschönt und darin waltet.

Glückliche Hoffnungen, verheißungsvolle Träume der Jugend, nicht jedem habt Ihr Wort gehalten.

Doch wart Ihr schön, wie das glühende Morgenrot, das den kommenden Tag voll Licht und Sonnenschein verkündet. Und zogen auch Nebel herauf und Wolken und verdunkelten die Helle, da es Abend werden will, lebt die Erinnerung an den schönen Morgen wieder auf und durchzieht lebendig die Sele:

Manche Stund' ist hingegangen
Reich an Freude, Liebe, Glück,
Und das Herz wünscht voll Verlangen
Eine einz'ge nur zurück.

Doch sie kehren nimmer wieder
Sind verrauscht, verweht, entflohn.
Nur im Sange trauter Lieder
Blieb ein Abglanz mir davon.

Die Statsprüfungen wurden regelrecht durchgemacht, die Approbation als praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer in den königlichen Landen folgte auf dem Fuße nach, und als auch der vorschriftmäßige Eid, treu dem Könige, treu den ärztlichen Berufspflichten, treu der Verfassung leben zu wollen, auf dem Polizeipräsidium abgelegt und auf dem unvermeidlichen Stempelbogen

bescheinigt war, da stand der Ausübung der Praxis nichts mehr im Wege.

In Berlin wäre das unter Mithülfe unseres Hausarztes nicht gar so schwierig gewesen. Aber mit der Ernennung zum Assistenzarzte, erfolgte auch meine Versetzung in die Provinz. Die schönen Träume von einer Praxis aurea, von dem Heilen und Helfen, vergingen wie Seifenblasen im Winde vor der nackten Wirklichkeit. Ein einförmiges Garnisonleben in kleinen Nestern, mit kaum nennenswerter Tätigkeit stand mir bevor, mir, der ich von Kindesbeinen an, die geistigen Schätze der Hauptstadt genossen hatte.

Als ich meine Wohnung im Fort Prittwitz in P., ein riesiges Tonnengewölbe, bezog, da kam ich mir mehr wie ein Gefangener, als wie ein angehender praktischer Arzt vor, und auch die angenehmen Verhältnisse beim Regimente vermochten daran nicht viel zu ändern. Um dieser Gefangenschaft zu entfliehen gab es ein Mittel, den Übertritt zur Marine. Dort fehlte es an Ärzten und alljährlich kamen Aufforderungen. Einen Hang, fremde Länder zu sehen hatte ich immer gehabt, jetzt konnte er Befriedigung finden.

Eben war meine Eingabe geschrieben, da schmetterten die Kriegsfanfaren. König Wilhelm rief sein Heer und Volk auf zum Kampfe wider Frankreich, das mutwillig den Frieden gebrochen hatte. Da bot sie sich die ersehnte Gelegenheit zur

Tätigkeit, in einem Umfange, wie die kühnste Einbildungskraft noch vor kurzem es für unmöglich gehalten haben würde. Erhobenen Hauptes und tapferen Herzens verließen wir die Heimat, fest entschlossen Leib und Leben daran zu setzen für den Ruhm und die Ehre Deutschlands, jeder an seinem Platze.

Anhang.

Erinnerung an den Reichert-Kommers des Jahres 1865.

Im Sezirsale.

I.

Ein Jüngling sitzt am Tische dort
Der fühlt sich wie zu Haus.
Ihn kümmert nicht der düstre Ort
Sieht frisch und fröhlich aus.

Seht nur wie er das Messer führt
Mit wahrer Künstlerhand
Geschickt den Biceps präparirt,
Die Axillaris fand.

Und jetzo geht's wie Sonnenschein
Hell über sein Gesicht
Er zieht mit der Pinzette fein
Ein weißes Ding an's Licht.

Ich hab ihn, ruft er jubelnd aus
Ich hab ihn gut gefaßt!
Glaubt nicht es sei ein Edelstein.
Es ist ein Nervenast.

Schon als er noch zur Schule ging
War er im Schneiden groß
Und weh dem Kater, den er fing,
Er war sein Fellchen los.

Und wie viel Zähne zog er aus
Kaninchen weiß und bunt,
Sein Name brachte Schreck und Graus
Den Tieren in die Rund.

Der Todtenkopf ist sein Panier
Bringt überall ihn an
Am Uhrgehenk als Silberzier,
Auf Stock und Seidel dann.

Des Abends, wenn er geht zur Ruh,
Da steht an seinem Bett,
Winkt freundlich gute Nachte ihm zu
Ein stattliches Skelett.

Sezirte neulich einen Floh
Ohn jegliche Beschwer
Da gab's ein staunend Ach und O
Im Kreise rings umher.

Und jeder der das Ding besah
Rief: Wirklich fein gemacht
Auch Vater Apel sprach: ja, ja
Auf den gebt einmal Acht.

II.

Da seh ich an dem roten Tisch
Dort einen Jüngling stehn,
Dem will es nicht sehr flink und frisch
Mit dem Seziren gehn.

Er hält das Messer in der Hand
Blickt träumrisch vor sich hin.
Ha! ruft er, Mensch, Du eitler Fant,
Wo blieb Dein stolzer Sinn.

Gingst neulich noch so keck daher
Im Vollgefühl der Kraft,
Und liegst jetzt auf dem Tische schwer
Vom Tode hingerafft.

Wo bleibt da Tugend, Ideal,
Das Schöne, meine Lust,
Ach alles ist ein lerer Schall
In des Gerippes Brust.

So sinkt mir alles, alles hin
In diesem Augeublick?
Er lallt's und trübe wird sein Sinn
Blaß taumelt er zurück.

Zum Glück eilt Apel schnell herzu
Und nimmt ihn unter'n Arm
Schleppt aus dem Sale ihn im Nu
Und lindert seinen Harm.

Zu Hause langt er wankend an
Und spricht: Hu, was ich sah,
Kein Fleisch mein Lebtag essen kann
Ich bin dem Ende nah.

Doch andern Tages ging er schon
Mit größrem Mute hin,
Ward nicht mehr leichenblaß davon
Wenn auch sehr ernst sein Sinn.

Und seine Semmel aß er nicht
Da ging er schnell hinaus,
Verzehrt im Freien sie und spricht:
Gottlob nun bin ich raus.

III.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Was liegt mir nur heut in dem Sinn?
Die Messer sie wollen nicht schneiden,
Die Muskeln sind wässrig und dünn.
Die Schürze sogar ist zerrissen,
Der Omina sind doch zu viel
Ich werde mich stärken erst müssen,
Dann habe ich leichteres Spiel.

An patzenhoferscher Quelle
Da sitzt er und stärkt sich gelind.
Er hat ein gutes Gefälle
Das Seidel lert sich geschwind.
Das Bier tut herrlich ihm munden
Es wird ihm so wohlig um's Herz,
Wie heiter vergehen die Stunden
Mitsammt der Examina Schmerz.

Es erfaßt ihn ein himmlisch Behagen
Er denkt an's Seziren nicht mehr.
Der Stoff fleußt leicht in den Magen
Die Augen sie werden so schwer.
Ich glaube es fangen allmälig
Die Sinne zu schwinden ihm an,
Und das hat mit seinem Biere
Der Patzenhofer getan.

Rätsel.

Zwei Ohren hat's und kann nicht hören,
Es lebt, doch kann man's leicht zerstören.
Es wohnt in einem engen Haus
Und kommt kein einzig Mal heraus.
Doch tront's in Purpurpracht als König,
Ihm sind viel Diener untertänig.
Hier hilft es zu den schönsten Taten
Dort sieht man's Haß und Mord beraten.
Ein Jeder hat's, doch gibt es Toren,
Die dieses Kleinod ganz verloren.

Zwei Genien treiben hienieden
Mit uns ihr wechselndes Spiel,
Sie lassen uns nimmer in Frieden
Man wehre sich wie man auch will.
Sind jetzt wir dem Einen entgangen,
So hat uns der Andre sogleich,
So lange wir leben gelangen
Wir nimmer aus ihrem Bereich.
Und sind sie dir noch so beschwerlich,
Und treibst du den Einen jetzt fort,
Gleich wird dir der Andre gefährlich
Ist unverzüglich am Ort.
Nie sind sie beisammen die Beiden
Der kommt wenn der Andere geht,
Zwei feindliche Brüder, sie neiden
Einander die Majestät.

Wiegandt & Zwiener, Berlin S. 42.

Vormeng, Karl

Wie Fritz Mediziner ward Gedenkblätter für die Besucher und Freunde des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der militärärztlichen Bildungsanstalten

Berlin 1895